

kürbiskern

B 2484 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Levent Aktoprak, Gioconda Belli, Irmela Brender,
Laura Conti, Hansi Frank, Uwe Gardein, Michael Hatry,
Hans-Jürgen Heise, Ilse Kibgis, Barbara Kloos, Felicitas
Kohring, Jutta Krähling, Heike Maass, Peter Maiwald,
Erika Stöppler, Helmut Walbert, Klaus Wingefeld

Raoul Hoffmann: Backstage – Geschäft mit Pop
Adelheid Ohlig: Porträt einer Rockerin

Frohmüt Menze: Schulalltag und Holocaust
Elfie Jäger: Studenten – ratlose, freudlose Masse?
M. & D. Reindl: Jugend im Großbetrieb
Pfarrer Haack: Gefahren der Jugendreligionen
J. Kapuste / J. P. Stössel: Wieviel tote Süchtige . . .
B. Vopelius-Holtzendorff: Hölderlin und das Geld
Was heißt hier Liebe? – Briefe aus der
bayerischen Provinz und der „Fall“ Geifrig

GENERATION OHNE ZUKUNFT ?

2180

ALFRED ANDERSCH

4. Februar 1914 – 21. Februar 1980



Foto: F. Hitzer

Am 10. März 1979 in Küsnacht

Ohnmächtig vor dem Erlöschen
des Lebens
das nicht auf einem Schneefeld
unter einem Allalinhorn endet

traurig über den Verlust
des Freundes
des Unbestechlichen
des Menschen

fällt mir ein
sein Vorschlag
für die Lebenden:

"So wäre denn der öffentliche Auftrag an den Schriftsteller klar: er wird gebeten, am Frieden mitzuwirken. Selbstverständlich kann er schreiben, was er will, das Papier, auf dem er schreibt, wird sich ja auf alle Fälle rot färben, aber besser wäre es schon, wenn er sich von Anfang an entschlösse, mit seinen Wörtern den Frieden zu stiften. Denn ein neuer Krieg, das wissen wir, würde ja die Erinnerung an alle Bücher dieser Welt auslöschen."

F.H.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

GENERATION OHNE ZUKUNFT?

Zu diesem Heft	3
<i>Hansi Frank: Familiengeschichte</i>	5
<i>Hans van Ooyen: Zwei Mal satirisch</i>	6
<i>Gioconda Belli: Die Mutter</i>	7
Seit Monaten schon, mein Kind	
<i>Irmela Brender: Der Ofenschirm vom armen Lazarus</i>	9
<i>Michael Hatry: Die tanzen so seltsam</i>	13
<i>Heike Maass: Gefühlsscheu . . .</i>	13
<i>Helmut Walbert: Keine Stimme in der Welt</i>	14
<i>Peter Maiwald: Die Prinzessin auf der Nadel</i>	26
Hanne	29
<i>Hans-Jürgen Heise: Angespannte Gesichter</i>	29
<i>Felicitas Kohring: Praktikum</i>	30
<i>Ilse Kibgis: Klassentreffen</i>	43
<i>Barbara Maria Kloos: Beschreibung</i>	44
<i>Erika Stöppler: Ungeduld</i>	45
<i>Laura Conti: Eine Wolke aus der Fabrik</i>	46
<i>Uwe Gardein: endhaltestelle</i>	51
<i>Heinrich Peuckmann: Literaturunterricht: Schüler schreiben Kurzprosa</i>	53
<i>Jutta Krähling: Entwicklungen</i>	55
<i>Klaus Wingenfeld: Warten</i>	58
<i>Levent Aktoprak: Sair (Der Poet)</i>	59
<i>Raoul Hoffmann: Backstage</i>	60
<i>Günther Mayr: „Egal, was gespielt wird . . .“</i>	65
<i>Adelheid Ohlig: Peggy – Porträt einer Rockerin</i>	70
<i>Frohmüt Menze: Schulalltag und Holocaust</i>	75
<i>Elfie Jäger: Studenten – eine „ratlose, freudlose Masse“?</i>	89
Die Gefahren der Jugendreligionen –	
<i>Pfarrer Friedrich Haack im Gespräch mit Friedrich Hitzer</i>	96
Berichte von Betroffenen	103
<i>Dr. Johannes Kapuste / Dr. Jürgen Peter Stössel:</i>	
Wieviel tote Süchtige werden noch gebraucht?	113
„Ohne Organisation dahinter klappt das nicht“ –	
<i>Monika und Dieter Reindl im Gespräch mit Elvira Högemann-Ledwohn</i>	119
Briefe aus der bayerischen Provinz – Reaktionen auf das Stück	
„Was heißt hier Liebe?“	127
<i>Richard Albrecht: Zensur – neudeutsch</i>	133
<i>Barbara Vopelius-Holtzendorff: Friedrich Hölderlin und das Geld</i>	139
Anmerkungen	140

Zu diesem Heft

Beugt von den Älteren wird eine junge Generation, die aufwächst unter den Bedingungen der Krise. Und Krise ist mehr als der ökonomische Mechanismus, der in einer kapitalistischen Gesellschaft zwangsläufig durch wiederkehrende Überproduktion in Gang gesetzt wird; sie findet auch nicht ihren Abschluß in der klassischen „Selbstreinigung“ durch partielle Vernichtung von Kapital. Als allgemeine Krise des Gesellschaftssystems muß sie sich einrichten mit ihren Widersprüchen oder besser: ihrer Unfähigkeit, die aktuellen Widersprüche beispielsweise zwischen den berechtigten Erwartungen der Jugendlichen und ihrer realen Lebensperspektive bei gleichbleibenden Umständen zu lösen.

So wächst das stetig an: das Aussteigen, das Herumhängen, die Unproduktivität als die scheinbar normale Lebenshaltung, die den gegebenen Umständen am besten entspricht – „Sinnkrise“ sagen dazu hin und wieder die regierenden Politiker, reden ein wenig von Lebenshilfe oder der wieder als gültig einzusetzenden konservativen Wertordnung und lassen im übrigen zu, daß neue alte Nazis ihr Rattenfängergeschäft betreiben.

Der bewährte Ausweg aus einer derartigen Krise war einmal der Krieg: fanatischer Nationalismus und Aggressivität gegen äußere – natürlich überaus bedrohliche – Feinde als emotionales Ventil und, vor allem für die Jugend, die ehrenvolle Perspektive, im Felde „fallen“ zu dürfen.

Kommt das wieder so weit? Sind wir schon wieder so weit? Oder sind das bloß Schreckensvisionen einiger aufgeschreckter Linker? Die Beschwörung des „Endes der Entspannung“ sollte hellhörig machen. In der Tat wurde der Entspannungsprozeß im vergangenen Jahr von westlicher Seite so offen sabotiert, daß man sich in die 50er Jahre zurückversetzt glaubte. Zwar setzen die Parteien des Bundestags hier unterschiedliche Akzente, aber in einem Punkt herrscht Einigkeit von Strauß bis Schmidt: es muß weiter gerüstet werden, und das Volk soll Opfer bringen, der schlimme äußere Feind droht schlimmer denn je. Dazu die aufmunternden Trompetenstöße Jimmy Carters aus USA.

Das alles ergibt nur Sinn, wenn man die Völker an den Gedanken gewöhnen will: ein Krieg ist möglich. Und wenn man sie zum Mitmachen trainieren will, das mit dem freiwilligen Opferbringen anfängt. Durchaus nicht alle führenden Vertreter der westlichen Gesellschaft wollen den Krieg unmittelbar ins Kalkül ziehen – am besten wäre, in ihrer Vorstellung, der Sozialismus bräche ohne das zusammen, „kaputtgerüstet“. Was heißt: politisch und wirtschaftlich erledigt durch sinnlose Ausgaben, die ihm vom ökonomisch stärkeren Imperialismus aufgenötigt werden. Natürlich sind auch die Reserven der westlichen Länder nicht unbegrenzt; gerade dazu braucht man die Kriegspsychose, damit das zu eigenen Lebensansprüchen neigende Volk schön bescheiden wird und bleibt.

Ein hartes Trainingsprogramm, gerade für die Jugend. Aber die läßt längst nicht mehr alles mit sich geschehen. Der Verlust an Glaubwürdigkeit der offiziellen Institutionen ist erheblich. Es gelingt auch nicht, alle Jungen in die Resignation zu zwingen. Selbst die stille Sensibilität, das genaue Horchen auf die eigenen Stimmungen, Gefühle und Ansprüche, eine sehr allgemeine Natursehnsucht muß nicht nur zu selbstversunkener Nabelschau führen: in Gorleben, Biblis, Ohu konnte man es sehen. Aktionen gegen die Jugendarbeitslosigkeit finden statt, Schüler und Studenten wehren sich gegen ihre schlechter werdenden Lern- und Arbeitsbedingungen. Wie in der gewerkschaftlichen Aktion die Jugendlichen die Solidarität klassenbewußter älterer Kollegen erfahren, so haben die Schüler gewerkschaftlich engagierte Lehrer zu Bündnispartnern, die um die Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen im vergangenen Jahr zum ersten Mal bundesweit gekämpft haben.

Diese Jugend hat Freunde nicht zuletzt bei den Künstlern, bei Liedermachern wie Wader oder Degenhardt, die für sie Texte schreiben und singen, einer Gruppe wie Floh de Cologne, die über den jungen Arbeiter Rudi Koslowsky eine Rockoper macht, den Gruppen und Sängern, die bei „Rock gegen rechts“ beweisen, daß ihre Musik zu mehr gut ist als junge Leute von gesellschaftlichen Problemen abzulenkten.

Dieter Süverkrüp hat für den Bundeskongreß der SDAJ '79 einen Text geschrieben, der sich mit Bewußtseinszuständen heutiger Jugendlicher auseinandersetzt: „Leben, Mann! Das heißt doch Wärme, Pulsieren, Veränderung! Leben ist: Freunde haben. Was machen, und selber sagen können, wofür. – Das ist es doch, wovon so viele träumen, wenn sie nur halbwegs klar im Kopfe sind: Ein Leben, so groß, daß es sich lohnt, gemeinsam dafür zu leben. Gemeinsam! – Aber mit wem? Freunde für sowas gibts leider nicht im Automaten. (Sorte wählen, Münze einwerfen, klickbumm – Tag, alter Junge!) Solche Freunde kommen auch als Naturwunder höchst selten vor. . . Und dabei ist es doch sonst so leicht, Freunde zu finden, gerade heutzutage – Freunde für Kneipe, Disco, Kino, Fußball – Freunde für Wandertag. . .“ (D. S., Wir sind, wenn es gestattet ist, die Jugend. . .)

Feinde erwirbt man sich so offenbar immer noch leichter, jedenfalls in Bayern, wo die Staatsregierung Spitzel unter den Schülern wirbt und man auch schon mal in einer Schule nachfragen läßt, wer von den Schülern Mitglied der Kinderorganisation „Junge Pioniere“ sei. Die Aufdeckung des bundesweiten Skandals, daß Universitäten auf telefonische Nachfrage Auskünfte über Studenten an den Verfassungsschutz liefern, hat der Studentenzeitschrift „rote blätter“ eine Haussuchung eingebracht – aber auch viel Solidarität.

Eine engagierte und unruhige Jugend ist bei denselben politischen Kräften unbeliebt, die auch kritische Schriftsteller aus Lesebüchern entfernen lassen und öffentlich als „Ratten und Schmeißfliegen“ deklarieren.

Wenn das für die Betroffenen kein Grund zur Freundschaft ist.

Redaktion kürbiskern

Hansi Frank Familiengeschichten

Aus der Rockoper „Koslowsky“ vom Floh de Cologne

Herbst 1969

Willy wird Bundeskanzler.

Romy Schneider ist auf dem Wege zum Weltstar.

Senta Berger macht einen Einkaufsbummel in Rom.

Witwe Koslowsky bekommt eine Putzstelle
bei Schulte & Hüsken in Duisburg-Meiderich,

denn sie war bescheiden
und pünktlich und fleißig
und ehrlich und sauber
und Ende dreißig.

Herbst 1970

Strauß läßt sich in Öl malen.

Curd Jürgens richtet seiner Frau eine Töpferei ein.

Natalie Delon wird von einer Wespe in die rechte
Brust gestochen.

Rudi Koslowsky beginnt eine Bäckerlehre,

denn so ein Job, dachte Rudi,
ist nie bedroht,
denn die Menschen, die essen
ja immer ihr Brot.

Herbst 1973

Bonn beschließt Steuererleichterung für Aktionäre.

Sonja Gräfin Bernadotte residiert in einem Schloß
auf der Insel Mainau.

Prinzessin Yasmin hat ihr Musikstudium abgeschlossen.

Rudi Koslowsky beendet seine Bäckerlehre
und wird arbeitslos,

und bei Rudi zu Hause
gab es manchmal Theater,
dann sagten die Nachbarn:
dem fehlt der Vater.

Herbst 1974

Kanzler Schmidt hat die Sitzordnung im Kabinett geändert.
Prinz Charles' Lieblingsdiskothek ist das „Raffles“
in Chelsea.

Richard Burton trinkt schon vor dem Frühstück ein
Wasserglas voll Wodka.

Bäcker Rudi Koslowsky wird Hilfskraft bei einer Baufirma,

und manchmal sagte die Mutter:
Junge, du bist ja so still,
es geht im Leben eben
nicht alles so, wie man will.

Herbst 1976

Mit knappem Vorsprung vor der Freiheit siegt in Bonn
der Sozialismus.

Milliardär Niarchos hat seine sechste Ehefrau gefunden.

Die Bierprinzessin aus Donaueschingen verlobt sich
mit dem größten Waldfürsten der Bundesrepublik.

Witwe Koslowsky schafft sich einen Freund an,

und der Freund war Heimatvertriebener,
sein Name war Mustafa
der Hunger hat ihn vertrieben,
vertrieben aus Ankara.

Herbst 1978

Bundes- und Landesbehörden kämpfen gegen die Abkürzung „BRD“.

Prinz Alfred von Auersperg bummelt

mit Baronesse Beatrix von Rebenburg durch Paris.

Klaus und Nastassja Kinski haben sich versöhnt.

Witwe Koslowsky geht mit Mustafa in die Türkei, Rudi wird
erneut arbeitslos,

denn ganz plötzlich,
so über Nacht,
da hat sein Chef
pleite gemacht.

Hans van Ooyen

„Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung,“
sagte die Mutter und zeigte auf ihre fünf Kinder.

„Sie liegen dreizehn Mark fünfzig über der Grenze,“ sagte der Mann vom Sozialamt
und zeigte auf ein Gesetz.

„Alle Deutschen haben das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei
zu wählen,“ sagte der Arbeitslose.

„Das verstehen Sie vollkommen falsch,“ sagte der vom Arbeitsamt, „daraus
können Sie nicht ableiten, daß wir eine Arbeit für Sie haben müssen.“

Gioconda Belli Die Mutter

hat sich umgezogen.

Den Rock hat sie mit einer Hose vertauscht,

Schuhe mit Stiefeln,

Handtasche mit Rucksack.

Sie singt nicht mehr Wiegenlieder,

sondern aufrührerische Gesänge.

Geht ungekämmt und weint,

weil eine Liebe sie ausfüllt und übewältigt.

Sie liebt nicht mehr nur ihre Kinder,

noch gibt sie sich allein ihren Kindern hin.

Legt an ihre Brüste

tausend hungrige Münder,

ist Mutter zerlumpfter Kinder,

von Jungen, die im Staub Kreisel drehen.

Sie hat sich selbst hervorgebracht

und fühlt sich manchmal schwach

unter der Last von so viel Liebe auf ihren Schultern.

Sie denkt dann an die Frucht ihres Leibes,

fern und alleingelassen,

die nach ihr ruft, nachts, ohne Antwort,

während sie anderen Schreien antwortet,

vielen Schreien,

doch den einsamen Schrei ihres Fleisches immer im Ohr,

der ein Schrei mehr im Schreien des Volkes ist, das nach ihr ruft,

und ihr sogar

die eigenen Kinder

aus den Armen reißt.

Seit Monaten schon, mein Kind,

hab ich dich nicht gesehen,

seit Monaten hab ich dich nicht

warm in den Schlaf gewiegt,

seit Monaten sprechen wir nur über Telefon miteinander,

und bei Ferngesprächen müssen wir schnell reden,

wie erklär ich dir, Liebling,

mit zweieinhalb Jahren, was eine Revolution ist?

Wie sage ich dir, viele Menschen sind im Gefängnis,
in den Bergen walzt das Leid über ganze Dörfer,
es gibt Kinder, die nicht mal die Stimme der Mutter hören?
Wie erklär ich dir, daß es manchmal notwendig ist, sich zu trennen,
weil der Kreis sich schließt,
und man die Heimat, das Haus und die Kinder verlassen muß
bis wer weiß wann
(und doch vertrauen wir in den Sieg),
wie erklär ich dir, daß das Land, das wir schaffen, für dich ist,
wie erklär ich dir diesen ganzen Krieg
gegen das Leid, gegen den Tod, gegen die Ungerechtigkeit?
Wie erklär ich dir so,
so viele Dinge,
mein kleines Mädchen?

Aus dem Spanischen von Günther Masuhr

Irmela Brender Der Ofenschirm vom armen Lazarus

Der erste Gegenstand, den ich in meinem Leben von der Welt gesehen habe, war eine Schachtel, sagt René Magritte in einem Fernsehinterview. Sie stand, sagt er, neben meiner Wiege.

„Liebagottmachmichfrommdaßichinhimmelkommamenunddaßderführasiecht.“ Das war das kurze Gebet, und sie sagte es laut und in einem Atemzug, damit sie bloß nicht darüber einschlief. Das kurze Gebet war wie Hausaufgaben, es mußte erledigt werden, damit einem nichts passierte, aber wozu es gut sein sollte, war zweifelhaft. In den Himmel kommen wollte sie auf keinen Fall, da waren all die Toten. Und das, was nach dem Amen kam, hatten ihr die großen Mädchen vom Arbeitsdienst beigebracht, die kamen aus Dortmund und sagten siecht wie kriecht und riecht, nicht siegt wie liegt und biegt, darum sagte sie diesen Gebetsteil wie in einer Fremdsprache und mußte, wenn sie noch dazukam, erst nachdenken, was er bedeutete. Aber meistens schlief sie vorher ein.

Das lange Gebet war für Abende, an denen sie überhaupt nicht müde war. Es begann mit einem Vers für die Toten der Familie, den ihr Vater noch gereimt hatte. Die Namen aller Verstorbenen kamen darin vor, und weil sie dieses Gebet immer wieder hatte verlängern müssen, reimte es sich ab der Mitte nicht mehr. Sein Schluß hieß „und auch für Gilles, der aber bloß vermißt ist“, und das war das einzige, was ihr an dem langen Gebet mißfiel. Sie hoffte, daß bald noch einer vermißt wäre, dann könnte sie ein eigenes Gebet für die Vermissten machen.

Danach kam das Vaterunser, und seit sie hier bei den Katholischen kinderlandverschickt war, hatte sie noch ein GegrüßetseistduMaria angehängt mit der wunderbaren Stelle „gebenedeit unter den Weibern“. Wenn sie das sagte, wurde ihr immer ganz heiß, weil niemand wußte, was gebenedeit hieß, und weil man Weiber nicht sagen durfte. Leider hörte das auf mit der Stunde unseres Todes, und deshalb betete sie sofort danach Der Mond ist aufgegangen mit allen Strophen. Mit dem kranken Nachbarn wollte sie aber auch nicht aufhören, denn das war vermutlich der Bauer Staub, der am Stock ging und manchmal mit diesem Stock die Kinder schlug. Also schloß sie ihr Gebet mit allen schönen Wörtern, die sie kannte, hallelujah und kyrie eleison und Organisation Todt.

Das lange Gebet war ein Wörterteppich, den sie immer weiterknüpfen konnte, so daß er reichte von dem Moment, an dem sie ins Bett geschickt wurde, bis zum Einschlafen. Das lange Gebet war ihr Geheimnis und machte sie stark, so daß sie auch dann nicht weinte, wenn sie schon um drei ins Bett geschickt wurde. Hartmut und Dieter belauerten sie dann unter blinzelnden Wimpern, ob sie auch den Schwur nicht brach, den sie zu dritt geschworen hatten: Wir zeigen keine Tränen! Aber sie dachte an das lange Gebet und weinte nicht, und Hartmut und Dieter bissen anerkennend in ihre Daumen, am Mittelknöchel, das war das Zeichen.

Einmal hatte sie es anders versucht und gepfiffen „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern“, als Fräulein Seibert sie ins Bett schickte. Fräulein Seibert hatte ihr sofort eine runtergehauen, und sie hatte sich so in den Daumen beißen müssen, daß man am Abend noch die Zahnsuren sah, sonst hätte sie doch noch geweint. Seither hielt sie sich an das lange Gebet, das ihr Geheimnis blieb.

Hartmut und Dieter wußten nichts davon, aber das machte nichts, die hatten auch ihre Geheimnisse. Dieters Geheimnis hing damit zusammen, daß er ein Halbjude war. Hartmuts Mutter ging mit dem Ortsbauernführer, und hinter diesem Satz fing auch ein Geheimnis an. Sie hatten einander nur die Stichwörter ihrer Geheimnisse gesagt damals beim Schwur, Hartmut nannte es ein Pfand geben, und Dieter hatte gesagt: „Jetzt hat jeder den anderen in der Hand.“ Mußte es nicht heißen: an der Hand? Aber als sie darüber nachdachte, fand sie ihn auch richtig. Jeder hielt den andern fest und sicher umschlossen.

Jetzt hatte sie das kurze Gebet gesagt und war doch nicht eingeschlafen. Das mußte an den Geräuschen draußen liegen. Das Gerumpel der Front, merkte sie plötzlich, hatte aufgehört. Von der Dorfstraße drangen halblaute Stimmen hoch, dazwischen das vertraute Quietschen und Rattern der einfahrenden Heu- oder Mistwagen und das Gemurle der Ochsen, die sie zogen. Warum waren die Stimmen nicht so laut wie sonst?

Sie überlegte, ob sie es wagen konnte, aufzustehen und ans Fenster zu gehen. Und wenn Lina kam, die ihr Bett auch in der Kammer hatte? Lina wollte, daß man schlief, sobald man sich hingelegt hatte. Deshalb machte sie immer fest die Augen zu, wenn sie Linas Holzschuhschritte auf dem Gang hörte, und atmete schwer. Nur wenn es lange still blieb, blinzelte sie. Dann sah sie Lina auf ihrem Bett sitzen und die Flasche betrachten, die ihr Schatz war und ihr Geheimnis. Es standen viele fremde Worte auf der Flasche, auch das Wort London, Lina hatte es ihr einmal bei einem Gewitter gezeigt. Sie hatte Lina erklärt, daß London in England lag und nicht in Polen, aber Lina hatte nur gelächelt. Lina war aus Polen. Der Knecht, den alle Karl nannten, auch. Nach einer Weile vergrub dann Lina die Flasche wieder in ihrer Schublade, das konnte man hören, und legte sich ächzend ins Bett, und ihr Brillantengeruch wehte süßfettig herüber.

Sie stand auf und lief zum Fenster. Von da aus konnte sie die Kreuzung überblicken, und zuerst sah sie, daß da alle, die sie kannte, und das war fast das ganze Dorf, nebeneinanderstanden. Nein, sie standen einander gegenüber, mit den Rücken zu den Häusern, in der Mitte war Platz, als müsse da etwas kommen. Und sie standen in Gruppen. Dazwischen liefen die Kinder. Sie wollte sich sofort anziehen und hinunterrennen, aber dann blieb sie doch am Fenster. Sie schaute von einer Gruppe zur anderen und bekam plötzlich solche Angst, daß sie sich in den Daumen beißen mußte.

Da war Lina. Und Karl, und all die anderen Polen, sie standen dicht nebeneinander. Das durften die nicht! Lina hatte ihr erzählt, daß sie nicht einmal mit Karl sprechen durfte, wenn der Bauer in der Nähe war, nur der Bäuerin machte das nichts aus. Und jetzt standen sie alle zusammen. Karl hatte die Arme über der Brust verschränkt. Die Polen schauten hinüber zu den Bauern auf der anderen Straßenseite.

Der Bauer Staub rief etwas zur Polengruppe und winkte mit seinem Stock. Sie wußte, was er um diese Zeit rief: „Karl, Füttern!“ Karl blieb stehen wie zuvor. Der Bauer Staub schüttelte böse den Stock in der Luft und hinkte davon. Seine Bäuerin ging ihm nach. Die anderen Bauern blieben.

Die großen Mädchen vom Arbeitsdienst waren eine Gruppe. Und die Lehrer waren eine Gruppe. Dieter und seine Mutter standen allein, und seine Mutter sah aus wie

eine Königin. Hartmuts Mutter ging auf sie zu, da drehte sie sich weg. Hartmuts Mutter ging langsam zur Bauerngruppe. Alle machten Platz, bis sie neben dem Ortsbauernführer stand. Hartmuts Mutter schrie plötzlich: „Hartmut! Hartmut!“ Aber Hartmut war nicht da. Jetzt rannte sie dem Bauern Staub nach, der ihr Vater war.

Sie stand immer noch oben am Fenster, als würde sie festgehalten, und starrte hinunter auf die Kreuzung. Ein Mann hinkte von Gruppe zu Gruppe, das war der Ratsschreiber, der Vater von Lydia, die in der Schule neben ihr saß, der Ratsschreiber hatte nur ein Bein. Während er noch mit den Bauern sprach, geschah etwas mit allen Gruppen. Sie traten zurück, alle Köpfe drehten sich in eine Richtung, blieben bewegungslos. Sie mußten etwas hören, was am Fenster nicht zu hören war.

Der Ratsschreiber hinkte auf die Straßenmitte. In der linken Hand hatte er den Stock, mit der rechten zog er ein großes weißes Tuch aus der Brusttasche, ein Tisch Tuch mindestens, und hielt es hoch erhoben. Und so humpelte er dem entgegen, was da die Straße entlangkam.

Von oben sah sie es sofort: Ein Trupp Männer. Und am Gang des Mannes, der rechts außen in der ersten Viererreihe maschierte und der eigentlich ein Junge war mit roten Haaren, erkannte sie sofort, wer sie waren: Die Organisation Todt-Jungen, die in der alten Schule einquartiert waren. Sie schauten zu Boden und maschierten. Mit dem Rothaarigen hatte sie einmal gesprochen, an einem Abend, an dem Fräulein Seibert bei den Arbeitsdienstmädchen gewesen war und vergessen hatte, sie ins Bett zu schicken. Sie hatte den Rothaarigen gefragt, ob er nicht Angst hätte, bei der Organisation Todt zu sein. Er war der schönste Junge, den sie je gesehen hatte, mit seinen feuerroten Haaren, und er hatte ihr ganz freundlich erklärt, daß es Todt heißt, nicht Tod, nach einem Mann, nicht nach dem Sterben. Und er hatte gesagt, er und die anderen seien nicht wie Soldaten sonst, sie müßten nicht schießen, nur graben und schaufeln, aber Angst hätte er schon, und sie?

Da hatte sie ihm von dem Ofenschirm daheim erzählt im Herrenzimmer, in dem sie geschlafen hatte, vor langer, langer Zeit, vor der Kinderlandverschickung. Wie nachts lauter Schatten um den Ofenschirm aus schwarzem gehämmerten Metall krochen und sie nicht einschlafen ließen vor Angst. Die Schatten waren still, aber ganz heimlich heulten sie doch und klapperten mit den Zähnen, daß es zum Zittern war. Und hinter dem Ofenschirm, das war das Schlimmste, lag der arme Lazarus.

„Weißt du, wer der arme Lazarus war?“ hatte der Rothaarige gefragt. Sie wußte es nicht, und er wußte es auch nicht. Aber sie hatte gemerkt, daß er wußte, was die Angst war vor den Schatten um den Ofenschirm vom armen Lazarus.

Jetzt marschierten die Jungen von der Organisation Todt in Viererreihen die Dorfstraße entlang, und der Ratsschreiber hinkte ihnen entgegen mit seinem Stock und seinem weißen Tuch. Die Marschierer schauten zu Boden. Aber in den Gruppen fingen sie an, etwas zu kapieren, was sie oben am Fenster noch nicht verstand. Die Mutter von Dieter drehte der Straßenmitte den Rücken zu. Die Polen standen wie zuvor. Die Bauern zogen die Münder breit und zeigten die Zähne. Der Ortsbauernführer lief auf den Ratsschreiber zu und riß im das weiße Tisch Tuch aus der Hand, so heftig, daß der Ratsschreiber das Gleichgewicht verlor und fiel. Die Marschierer blieben stehen. Der Rothaarige schaute hoch, auch er schien plötzlich etwas zu begreifen, und dann rannte er auf die Polengruppe zu. Sofort war da ein

Durcheinander und ein dumpfer Lärm, und sie hatte jetzt oben am Fenster solche Angst, daß sie sich auf ihre Kleider stürzte und sich anzog, ziemlich falsch, wie sie später merkte, aber es war alles egal, wenn sie jetzt allein hier oben blieb, dann kämen die Schatten, und der arme Lazarus war überhaupt nicht auszuhalten.

Niemand dachte daran, sie ins Bett zu schicken. Alle blieben im Holzkeller und beteten laut, sie saß neben Hartmut und sagte leise das lange Gebet, Hartmut biß sich auf den Daumen, Dieter saß neben seiner Mutter und war ein Königssohn. Am nächsten Tag kamen Panzer mit Amerikanern und Negern. Der Ortsbauernführer ging ihnen mit der weißen Fahne entgegen. Der Ratsschreiber konnte nicht aus dem Bett nach seinem Sturz. Die Neger schenkten den Kindern Schokolade. Fräulein Seibert haute ihr eine runter, weil sie mit Heil Hitler grüßte. Der Bauer Staub ließ sich von Lina einen Zettel unterschreiben. Karl war gar nicht mehr da. Lina schlief jetzt anderswo.

Sie war jetzt immer mit Hartmut zusammen, niemand kümmerte sich um sie, ein paarmal sagte Hartmut, sie sollten abhauen an die Front zu seinem Vater, und sie fing auch an, Nüsse und Bucheckern für unterwegs zu klauen. Aber dann sagte Hartmut, man wüßte ja gar nicht wohin, und sie aßen die Nüsse und Bucheckern auf.

Einmal trafen sie Lydia, die ging auf den Friedhof, da gingen sie mit. Es wurde einer begraben, Hochwürden sagte alles auf Lateinisch, der Ratsschreiber humpelte hinter dem Sarg her, dann kamen die Kinder, Lydia, Hartmut und sie. Hinterher, als Hochwürden an ihnen vorbeiging, knickten sie und sagten „Gelobt sei Jesus Christus“, Hochwürden sagte „In Ewigkeit amen“ und legte ihnen die Hände auf den Kopf – erst Hartmut und Lydia eine Hand, dann ihr, weil sie in der Mitte stand, beide, es war ihr sehr unangenehm. Karl machte dem ein Ende, er kam aus der Hecke am Friedhofsrand und redete dann lange mit Hochwürden. Der Ratsschreiber humpelte davon, Lydia neben sich.

Nachts war sie allein in der Kammer. Lina hatte jetzt ein schönes Kleid an und tanzte mit den Amis. Hartmuts Mutter tanzte auch, und an einem Morgen hatte sie alle Haare abgeschnitten. Hartmut biß sich soviel auf den Daumen, daß kaum noch Fleisch dran war. Eines Tages sagte der Bauer Staub, sie solle alle ihre Kleider übereinander anziehen, er werde sie nach Schweigern zum Zug fahren mit dem Mistwagen, ihre Mutter habe Nachricht gegeben, sie solle heim. Da zog sie alle ihre Kleider an, es war so heiß im August 1945, daß sie dachte, jetzt sterb ich sowieso, und bevor sie auf den Mistwagen steig, sagte sie zur Sicherheit nochmal das kurze Gebet.

Michael Hatry Die tanzen so seltsam

die Großen
und haben seltsame Haarschöpfe auf
ich sehe sie immer schräg von unten
wie sie sich
durch unsre Räume bewegen
lärmend und übermächtig
die Streichelhand drohend vom Leib
geworfen die
einem über den Kopf fahren wird
und in die Wange kneifen
und die Schulter zermalmen
da umrunden sie lässig den Tisch
ein Ausflug auf den Balkon ich
lächle brav und immer
schräg von unten o schräg
tanzen sie durch den Raum
mit flatternden Jacketts und
manchmal eilen sie geschäftig
ins Zimmer des Vaters
rums die Schiebetür zu und
ausgeschlossen bin ich
fremde Raubvögel

Heike Maass

Gefühlsscheu und unempfindsam
voll selbsthass und rücksichtslosigkeit
ereifert er sich unter kurzen heulkrämpfen
über die unmöglichkeit
der veränderbarkeit der welt
wie recht er doch hat
mit ihm wird es schwierig zu machen sein.

Helmut Walbert
Keine Stimme in der Welt
Auszug

Ann

Jetzt bist Du weg. Einfach um die Ecke gebogen. Weißt Du, wie öde ein Flughafengebäude ist, auch wenn viele Menschen da sind? Und Du mit Deinen Fragen. Was soll ich denn sagen? Jetzt weiß ich nicht mal, wo Du bist, ich meine, genau weiß ich es nicht, wenn Du nicht schreibst. Du meinst wahrscheinlich, Du hast gewimmert, weil ich so hartherzig bin und überhaupt. Alles gegen Dich! Nicht? So ist es doch? Nur weil ich Ich sein will, und längst nicht so frei, wie Du meinst. Manchmal denke ich, daß einfach alles keinen Zweck hat. Naja. Und dann hatte ich Deine Freundin auch noch am Hals – oder was sie sonst ist! Sie hatte kein Geld für ein Taxi zurück. Nasowas. Aber dafür mußt Du ja nicht sorgen. Das geht Dich ja auch wirklich nichts an, wirklich, ich mein das so. Sie hat nicht geweint, nur ein bißchen, im Auto aber nicht mehr. Ich übrigens schon, aber das geht Dich nichts an. Sie saß steif neben mir und redete erst, als wir ankamen. Und ich mußte die ganze Zeit denken, ist das nicht ein Nachteil, sind wir nicht im Nachteil? Da sitzen zwei Weiber in einem Auto, fahren durch Schneematsch und denken an Dich. Und Du? Erstens weiß ich nicht, wohin ich den Brief schicken soll, und dann schick ich ihn auch sowieso nicht ab. Kannst es ja später lesen, wenn Du willst. Sie hat übrigens eine schlechte Haut. Und mir wirfst Du vor, daß ich mich schminke. Ich schminke mich nicht, ich male mich an. Manchmal, wenn ich es nicht mehr aushalte mit Dir (oder auch mit mir, ja, das gibts). Und dann ist übrigens heute der 1. Dezember 1978, falls es Dich interessiert, der Tag, an dem Du weggefliegen bist, typisch. Hier ist Winter, verdammt nochmal. . .

Harry

Kairo, 2. Dezember, Neunzehn, acht, sieben, ziemlich verdreht nicht, wenn man es so schreibt. Liebe Mutter, mir geht es gut. Haha. Wer hätte jemals gedacht, daß Dein Sohn, Dein Rübstiel einmal in seinem Leben, und schon so bald, im Winter es sich leisten könnte, auf Weltreise zu gehen. Mehr geht auf die Karte nicht drauf. Tschüss Harry

Liebe mir unbekannt gebliebene Schönheit, heißt Du Molli oder Dolli? Ich werde Dir einen neuen Namen geben. Sei herzlich begrüßt. An die Bedienungsmannschaft der Oase, einschließlich Hebb, sofortiger Befehl, diese Karte auszuhändigen, wenn sie erscheint. Ich sitze am Nil und kauf mir ein Eis am Stiel. Und denke an Euch, Euer Happy Harry

Ann

Jetzt bist Du schon drei Tage fort. Und ich weiß nicht, wo Du bist, wenn Du nicht schreibst. Schreibst Du mir mal? Bald? Bitte. Ich sitze in dem Café in Schwabing, in dem wir uns kennengelernt haben. Ich könnt einfach die ganzen Typen ohrfeigen, die alle hier sitzen und mich ansehen. Ich warte auf Babs. Sie hat letzte Woche einen Typen kennengelernt, der wieder einen an der Uni kennt, und der kennt den

Masch. Wenn Du mir zugehört hättest, könntest Du wissen, wer Masch ist, aber Du hast mir ja wahrscheinlich wie immer nicht zugehört. Interessiert Dich alles nicht. Oder? Was interessiert Dich eigentlich? Der Typ bringt mir die Arbeit, die wir morgen schreiben. Er hat jedenfalls am Telefon gesagt, daß er das kann. Ich weiß jetzt, was Du denkst. Denk es ruhig. Wenn Du das liest, ist sowieso alles vorbei. Ich soll Dich übrigens schön von Babs grüßen. Sie ist gerade gekommen. Deine Ann!

Lieber Harry, mir ist es egal, ich schreibe einfach an Dich. Am Nachmittag war ich im Kino. Der Film hätte Dir gefallen. Ich sag aber nicht, was es für einer ist, erst wenn Du kommst. Wenn er dann läuft, gehen wir vielleicht nochmals zusammen rein. Weißt Du, es waren eine Menge Späße drin, die mich an Dich erinnern haben. Zum Beispiel die Sache mit dem Aufzug. Erinnerst Du dich? Ich habe mich gefragt, was Euch Männern eigentlich so an uns Frauen gefällt. Muß man eigentlich dauernd einen Zirkus machen? Warum kann man nicht einfach still und nett sein, zusammen sitzen, sich etwas anschauen oder einfach nur reden, genau so, wie einem der Schnabel gewachsen ist, auch wenn Pausen dazwischen sind, und man nicht mehr weiter weiß. Es muß doch nicht immer etwas sein. Oder?

Was ich Dich die ganze Zeit fragen wollte – ich habe es vergessen –, aber hättest Du mich mitgenommen, wenn ich gekonnt hätte? Keine Angst. Ich wär nicht mitgefahren. Ich hab einfach keine Lust, in der Weltgeschichte herumzuhängen und so zu tun, als wär draußen irgendwas anders. Aber Du mußt es ja wissen. In Liebe Deine Ann

Gibbi

Bangkok, 8. Dezember 1978. Lieber Vater, liebe Mutter, eigentlich wollte ich erst von Manila aus schreiben, wenn wir gut angekommen sind, aber jetzt sitzen wir hier am Flughafen. Wir haben Zeit, weil wir viel zu früh rausgefahren sind. Günter hatte Angst, daß wir die Maschine wieder versäumen. Aber das erste Mal war wirklich nicht seine Schuld. Unser Reisebüro in München hatte falsch gebucht. Und wir hatten uns darauf verlassen, ohne noch einmal nachzufragen, hier, an Ort und Stelle. Günter wollte für uns von der Fluggesellschaft die Übernachtungen und ein Tagegeld herausholen. Aber gegen diese Leute ist keiner von uns gewachsen, egal wer da Fehler gemacht hat. Wenn einer am längeren Hebel sitzt, dann muß man sich beugen. Wir hätten überhaupt noch Glück, daß der Flug nicht verfallen sei. Eine Gemeinheit. Findet Ihr nicht? Aber sein Gutes hatte es auch. Zuerst war ich sehr enttäuscht von Bangkok. Wir wurden gleich in der ersten Nacht von Mücken zerstoßen. Und eine Luft ist hier, daß man denkt, man muß ersticken. Das kommt hauptsächlich von den kleinen Dreiradtaxis und natürlich überhaupt von den Autos. Aber dann haben wir ein bißchen was eingekauft. Wir waren am Fluß und haben die schwimmenden Märkte gesehen. Die Tempel sind einmalig. Günter war ganz andächtig, obwohl er ja sowas kennt. Harry, unser Reisegefährte, erweist sich wirklich schon jetzt als ein bißchen eine Belastung. Aber vielleicht wird es noch. Bisher hattet Ihr jedenfalls mit dem recht, was Ihr gesagt habt über ihn, obwohl ihr ihn ja nur kurz auf dem Flughafen kennengelernt habt. Er hat Günter allerhand vorgeworfen wegen der falschen Buchung. Und im Tempel des liegenden Buddha hat er laut gelacht, als Günter ein Räucherstäbchen zwischen den Händen hielt und

seinen Kopf gegen die Hände drückte. Man weiß manchmal nicht, warum manche Leute reisen. Sonst ist er wie besessen, ich meine damit, er ißt alles, er muß alles ausprobieren, wie ein Verrückter, gerade so, als hätte er was gegen Günter, der sich ja nun wirklich auskennt. Ich schreibe weiter in Manila, weil wir noch was essen wollen. Wir haben noch Bath, so heißt das thailändische Geld. Mit dem Bus fahren ist hier wirklich billig. Man kann für ein Bath, das sind 10 Pfennig, sehr weit fahren. Seid herzlich begrüßt und oftmals bedankt, denn ohne Euch könnte ich diese meine erste große Reise nicht machen. Und Reisen ist schön. Eure Gibbi.

Ann

München, 12. 12. 1978. Lieber Harry, ich war noch nicht bei Irene, ich habe sie auch noch nicht angerufen. Vielleicht tue ich es. Ich habe ihr jedenfalls versprechen müssen, mich mal zu rühren, wenn ich Lust habe. Sie hat vielleicht Post von Günter. Oder auch von Dir. Wer weiß. Ich bin nicht eifersüchtig, jeder soll tun, was er will, wenn es ihm Spaß macht. Wir fahren über Weihnachten weg. Genau wie Du es gesagt hast, obwohl es erst seit gestern feststeht. Ich weiß wirklich nicht, ob Du nicht nur ein Vogel bist, der fliegen will. Und der fliegen soll, wohin er will, so lange er will, mit wem er will. Und wenn er zurückkommt, kommt er zurück. Und es ist so, wie wenn ein Vogel zurückkommt. Das ist jetzt nicht gut. Ich bin verknackst. Ich schreibe weiter. Morgen. Heute sitze ich allein zu Haus. Die Bio-Arbeit habe ich zurückbekommen. Deine Hilfe hat nicht viel genützt, sonst wärest Du ja auch nicht von der Schule geflogen – Verzeihung, ich wollte sagen, sonst hättest Du ja auch nicht rechtzeitig bemerkt, wie sinnlos alles ist. Das war jetzt nicht sehr nett von mir, aber manchmal muß man eben so sein. Babs hat übrigens etwas Merkwürdiges gesagt, ich weiß nicht, ob ich das glauben soll, wenn einer, meinte sie, das Zeug hätte, eine Firma aus dem Boden zu stampfen oder eine alternative Universität zu gründen, dann wärest Du es. Naja. Ich mach Schluß und grüße Dich. Deine Anna.

Günter

Manila, 10. Dezember 1978, liebe Irene. Dein Freund, wenn er überhaupt von einem oder jemandes Freund sein kann, ist erst mal eine Weile aus unserem Gesichtsfeld verschwunden. Er hat es in der Stadt nicht ausgehalten, dabei hat er kaum etwas gesehen. In Bangkok war es ähnlich, da hat er nur gefressen. In Manila hat es ihm nicht geschmeckt. American food! sagte er und ließ sein Gesicht hängen. Er hat nicht ganz unrecht, aber was solls? Er ist auf die erste der kleineren Inseln gefahren, wie wir uns vorgenommen hatten. Wir werden ihn wahrscheinlich da wieder treffen.

Mir geht es gut. Ich leide zwar noch ein bißchen, weil ich oft an Angi denken muß, zumal hier auf Schritt und Tritt Erinnerungen an Indonesien hochsteigen. Gottseidank fahren wir da ja nicht hin. Ich bin mal sehr gespannt, wie es auf den Philippinischen Inseln sein wird. Was wir vom Flugzeug aus sehen konnten, war mehr als sehr schön. Obwohl man mit unserem Begriff 'Schön' in Asien vorsichtig sein muß, aber darüber haben wir ja schon gesprochen. Gibbi hat Dir einen schönen kleinen Buddha gekauft. Sie war ganz bei der Sache und hat gehandelt wie ein Teufel. Ein sehr schönes Stück. Sie sagte gleich: für Dich! Und ich bin sicher, daß Du Dich freuen wirst. Hoffentlich fährst Du nicht doch noch nach Hause. Ich hab Mutter geschrieben, daß Du nicht kommst. Mach Dich nicht verrückt. Es ist nun

mal so, wie es ist, und Du mußt auf eigenen Beinen stehen. Laß Dich nicht einwickeln. Es gibt Typen, sag ich Dir und solltest Du wissen. Naja. Grüß Lothar schön, und sag ihm, daß ich ihm schreiben werde. Bald. Dein Günter.

Gibbi

Liebe Irene, es ist einfach wunderschön. Dein Bruder ist ein sehr guter Reiseführer, wenn er auch manchmal streng wie ein Lehrer ist. Aber ich hab ihn sehr sehr gern, Euch alle. . . Gibbi

Ann

Gestern war der 12. Heute ist der 13. Ich war wirklich nicht gut beieinander, ich hab meine Tage, und Du weißt, wie ich dann bin. Ich sitze in meinem Zimmer und denke an Dich. Draußen fällt Schnee in dicken weichen Flocken. Und ich sehe Dich in Badehose an einem glühend weißen Strand ins hell- bis tiefblaue Meer tauchen. Ich sehe, wie Du rennst, wie Du Dich überschlägst, weil Du es nicht packen kannst, nicht alles auf einmal. Und wie Du dann schwimmst, wie ein Fisch, weit raus, wie letztes Jahr auf Korsika, wo ich gedacht habe, Du kommst nicht mehr zurück. Warum schreibst Du nicht? Was hab ich Dir getan? Jetzt muß ich heulen, daß heißt, ich müßte, aber ich will nicht. Nur kann ich das alles nicht mehr schreiben, was ich so gedacht habe. Kannst Du Musik hören, da wo Du bist? Ich hab mir drei neue Platten gekauft.

Harry

Hallo. Was soll man eigentlich schreiben, wenn man schreibt? Hallo Dolli, ich hab Lust auf Deine Molli? nur um witzig zu sein, weil man die Scheiße oder sonst was bis zum Hals spürt. Auch wenn man nichts spürt, ich meine, was macht man dann? Aber spüren muß man ja was. Also kann man auch schreiben. Also, lieber Fred, was soll ich Dir sagen, ich sitze mitten im Urwald, ich meine, für meine Verhältnisse bin ich schon eigentlich weit hineingeraten (an Dir nicht zu messen, klar!) . . . Und was ist: Jugendherberge. Warum diese scheiß Traveller nur alle ewig zusammenhocken müssen, als würden sie in die Welt reisen, um in Wirklichkeit ihrer Mutter unter die Schürze zu kriechen. Keiner rührt sich hier weg. Und wenn, dann nur mal für einen Sprung zu einer anderen Mammi. Zack ist er wieder da. Abwechslung muß sein. Und wenn der nicht kommt, dann kommen andere von derselben Sorte. Nicht mal Weiber gibt es, die ein bißchen swingen. Alles tot und ungeheuer traurig. Ich weiß nicht. Hast Du das nicht erlebt? Die Kerle sind zu feige (oder zu bequem, haha), ihren Arsch mal ein wenig in der Gegend rumzuschmeißen. Und die Weiber hängen an den Männern, die wieder an ihren Ärschen hängen und so fort. Eine Abhängigkeit ist das, sage ich Dir, jedenfalls sehe ich das so. Alles tot und ungeheuer traurig. Warum hast Du nie davon gesprochen? Ich will nicht sagen, daß diese Leichen nicht ihr Futter essen jeden Tag. Morgens Nescafé und Jam und Toast. Mittags meistens Strand, wo sich jeder mit seiner Braut wie Robinson fühlt, wenn er drei Zentimeter Strand frei um sich hat. Zum Bebaumölen. Und dann erst das Wasser mit den vielen kleinen Fischen, die alle auch noch so schön leuchten. Mann! Als wenn Du den Kopf in ein Aquarium steckst. Und abends, was das verflixte Schlitzohr kocht, das läßt er seine Frau und seine Kinder auftragen, mit einem umgestülpten Teller oben drauf. Schön drauf lassen, das Tellerchen, das

macht man so. Das ist die Vorfriede, die einzige, die wir hier haben. Es sei denn, du spielst Schach, Mau-Mau oder Ping Pong. Ein Fraß, mein Gott, ich sage Dir, aber Du kennst es ja wahrscheinlich: International food! Ein Typ aus Kalifornien schreibt sich hier die Finger wund, ich frage mich, was der denn hier erlebt. Mich fressen die Moskitos. Ganz schöner Staat für die Preise. Ich dachte, es ist billiger hier. Deshalb bin ich doch abgehauen, hauptsächlich auch, weil ich dachte, hier reicht die Kohle eben. Zum Schluß noch etwas Spezielles für Dich, weil Du doch ein alter Bibelforscher bist, Du eingeknickter Pfaffe.

Trauer, meinetwegen Gottes, brütend über den Dämpfen, denn es regnet hier verdammt viel. Und die Erde ist grün und überall hohl. Das auch noch. Morgen zieh ich noch eine Schleife, und dann ab in die wirkliche Verstrickung, denn irgendwann muß sie ja kommen, wenn man so ungenügsam ist. Originalton Ann. Grüß sie, wenn Du sie siehst. Ich weiß nicht mal, was für ein Datum wir haben. Poststempel genügt. Hier ist eine Missionsstation. Da geht die Post sicher pünktlich.

Ann

Ich hänge jeden Morgen am Briefkasten, weil bei uns die Post früh kommt. Mein Vater ist sauer. Aber ich laß ihn. Wenn Du morgen nicht schreibst und übermorgen nicht, ich meine, wenn kein Brief ankommt, sind wir weg. Ich fahre doch mit. Meine Mutter hat einen Heulkampf gekriegt. Was soll ich auch warten, hier alleine? Aber vielleicht hast Du ja doch ein bißchen Zeit für eine Karte gehabt. Und sie kommt morgen. Ich würde mich jedenfalls sehr freuen. Ich liebe Dich. Mehr kann ich Dir jetzt nicht sagen. Gestern habe ich auf dem Klo geheult, weil alles so beschissen ist, kannst Du ruhig wissen. Ich war gestern wieder im Plattenladen. Ich bin da jetzt täglich und höre Musik. Eigentlich könnte es mir sowieso ganz leidlich gehen. Jedenfalls, wenn Du meinst, hier sitzt eine keusche Jungfrau auf einem Stein, dann hast Du Dich geritzt. Ich hab Dir auch die Platte wieder gekauft, die ich mit der Zigarette verbrannt habe. Die liegt hier. Ungespielt. Meine Mutter bringt sich um, wenn ich sie spiele. Soll ich? Ein Gruß an Dich. Ich mach es. Ich weiß wirklich nicht, was Du an dem hast. Das ist doch nun wirklich Schnee von vorgestern. Trotzdem.

Harry

Da bin ich schon wieder oder noch immer. Loc, kurz vor Weihnachten, es ist zum Kotzen, man riecht es überall, da fliegst du 20 000 Kilometer, und was ist? Weihnachten. Ich hab den Brief vergessen einzustecken, lieber Fred. War etwas durcheinander. Der kleinste Typ von dem größten philippinischen Schlitzohr brachte morgens Pilze an. Der Alte schickt jeden Morgen seine Brut los, damit die Freaks was in ihre dösigen Gehirnwindungen kriegen. Ich wollte natürlich auch mal probieren. Die anschließende Fahrt im Sammeltaxi war wie Fliegen, anschließend mußte ich kotzen. Ich hatte einen Schweißausbruch nach dem anderen und sah die verschiedenen Reisfelder sich ineinander schieben. Spannend, wenn sonst nichts ist außer Palmen. Haufenweise Palmen. Ich mußte dauernd das Maul aufreißen wie ein Fisch auf dem Trockenen. Mein Gehirn machte sich selbständig. Es brauchte Sauerstoff. Mittags war ich wieder nüchtern, weil ich früh angefangen hatte. Ich fuhr mit dem Bus an halbnackten Eingeborenen vorbei, als es ein bißchen durch die Berge ging. Am liebsten wär ich ausgestiegen und wär mit denen gegangen. Nur bin ich eben auch ein Feigling, der aufhört zu sein, wenn er mit dem, was er sagt, nicht

mehr verstanden wird. Und wer weiß, ob wirklich in der Mitte, da wo die Eingeborenen leben, was anders ist. Rundherum um den Pudding jedenfalls ist wohlbekannte zivilisationskapitalistische Soße, eben eifrige Geschäftemacher und viel armes Volk. Und wie bei uns, ist jeder bemüht, sein eigener Herr zu werden, durch Cola, Ketchup, Nylon und die Jungfrau Maria und das Jesulein klein hindurch. Hier in Loc ist es eigentlich ganz nett. Vielleicht bleib ich ein paar Tage, wenn mir Günter und Gibbi nicht auf den Pelz rücken. Die Verständigung mit den Leuten hier klappt ganz gut, weil sie alle englisch sprechen. Das erste Lehrbuch in den Schulen ist ein englisches Buch. Der Vorteil der Zivilisation. Grüß Gott, lieber Fred.

Gibbi

Lieber Schnick, wir sind inzwischen in Loc gelandet nach einer abenteuerlichen Fahrt mit einem kleinen Boot. Im zugedeckten Laderaum auf Kisten und Säcken wurde hereingepreßt an friedlichen und genügsamen Leuten, was nur ging. Wellen brachen ein, und die kleinen Luken mußten immer wieder zugeschoben werden. Viele, besonders die Frauen und die Kinder mußten sich übergeben. Mir hat das Seewasser das ganze Gepäck aufgeweicht und ich hatte eine klitschnasse Hose. Aber in einem Land, in dem es so heiß ist, ist das nicht so schlimm. Günter ist nicht nur ein guter Freund, sondern mehr. Wie Du ja schon gesagt hast.

Morgen ist Heilig Abend, nein, heute, ich bin ein bißchen durcheinander.

Wie geht es Dir? Uns geht es sehr gut.

Die Leute sind riesig nett hier. Die Frau, bei der wir wohnen, hat uns eingeladen, das Fest bei ihnen (der ganzen Familie) zu verbringen. Jetzt kommen von überall Leute an. Es macht niemandem etwas aus, auf dem Boden zu schlafen. Die Leute schlafen überhaupt überall, wenn sie wollen. Die Frau, bei der wir wohnen, ist für hiesige Verhältnisse sehr vermögend. Sie hat uns ein Pferd angeboten, das auf der Weide steht. Wir könnten reiten. Wir haben es uns angeschaut. Günter sah komisch darauf aus, weil es keinen Sattel gibt, und das Pferd recht klein ist. Mir würde es reichen, aber es hat einen so dicken Bauch. Beinahe wie ich. Wir schwimmen viel. Die Sonnenuntergänge sind atemberaubend. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie alles eingetaucht ist in mildes Feuerrot. Dick und blutig sieht manchmal der Himmel aus. Wir schicken Dir zwei Farbfilme zu, dann kannst Du schon mal sehen. Harry ist nicht mehr bei uns. Harry ist der Typ, von dem Du gesagt hast, er sieht aus wie Belmondo, nur eben jünger. Er ist in Wirklichkeit ein riesiges Kind. Gestern, vor uns, ist er abgehauen. Wahrscheinlich hat er uns noch gesehen. War wohl auch zuviel Besuch, zuviel Familie, zuviel Weihnachten für ihn. Eigentlich würde ich ihn ganz gerne mögen können, aber ich glaube, er mag mich nicht. Ich bin ihm wohl zu häßlich, jedenfalls an seiner Freundin gemessen, die schön und reich ist. Er hat hier alles mit seiner Probierwut rebellisch gemacht. Unsere Wirtin hat ihm jeden Tag was anderes gekocht, was nicht viel bedeutet, weil sie ein Lokal hat. Neben dem Haus hier, einem schönen Holzhaus im spanischen Kolonialstil, in dem wir neben der Küche ein Zimmer haben, besitzt sie noch ein Taxi und ein Haus neben der Kirche. Eine ganze Menge scheint ihr zu gehören, anscheinend auch noch kleine Geschäfte in den schmalen Gassen zum Hafen hin. Harry hat jedenfalls ihr Herz gewonnen. Sie hat ihm alles gekocht, was es an einheimischen Gerichten gibt, auch solche, die nur sie kennt. Auch Gerichte aus den Bergen, aus denen sie stammt.

Vielleicht ist sie eine Häuptlingstochter gewesen. Sie ist sehr stolz und hat ein gutes Gesicht. Oder sie war ein armes, einfaches, schönes Mädchen, das es aus dem Urwald in die Zivilisation gedrängt hat. Ihr Mann ist bei einem Taifun ums Leben gekommen. Sie packt überall mit an, ist aber deutlich die Chefin. Ihre jüngste Tochter studiert in Manila. Kein Vergleich mit der Mutter, eben eine kleine angepaßte Ziege. Sie würde einen Teppich weben (obwohl sie das gar nicht nötig hätte) und ihn ausbreiten, wenn der Multimillionär von Staatspräsident über ihn schreiten würde. Dafür besucht sie die höchste Schule des Landes. Ein Sohn ist Schiffsoffizier und hält sich gerade in Deutschland auf. Eine andere Tochter ist mit einem Arzt verheiratet, der ein Missionskrankenhaus leitet. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Alte für die Regierung ist, aber sie schweigt. Und man weiß nicht, was sie denkt. Eigentlich ist es nicht schlecht, was Harry gemacht hat, weil wir jetzt auch bessere Sachen bekommen. Es freut sie, wenn es uns schmeckt. Nur die Blutsuppe mit dem scharf gewürzten Schweinefleisch konnte ich nicht essen. Dafür haben die in Kokosmilch gekochten Schnecken nach einem Rezept aus den Bergen – die Schnecken kamen auch daher – sehr gut geschmeckt. Günter ekelt sich sehr leicht, aber mir schmeckts. Gottseidank macht es Günter so gut wie nichts aus, wenn ich ein zwei Pfund zulege, oder auch drei. Ich hoffe, Du paßt gut auf meine Katze auf. Alles Gute, bis bald Deine Gibbi

Günter

Liebe Irene, Weinachten auf Borrocei, wunderbar. Wir haben am 25. Dezember die kleine Überfahrt von zwei Stunden auf einem winzigen Boot mit Ausleger gewagt. Ein Wetter wie im Himmel. Ein Strand so weiß wie der Schnee. Nur warm, heiß. Die Palmen wiegen sich leicht im Wind. Nachts hatten wir Besuch. Ein wilder Affe hatte sich verirrt. Es ist herrlich hier. Bald mehr. Dein Günter.

Liebe Eltern, Frohe Weihnachten von Borrocei. Gibbi, die ihr ja noch nicht kennt, hat einen Sonnenbrand. Der weiße Strand ist kilometerlang, kein Hotel, nichts. Nur ein paar Fischer, die anlegen. Und Kinder, die am Strand spielen. Ein Märchen. Schöne Grüße aus dem Paradies. Auch von Gibbi.

Harry

Lieber Fred, weißt Du, wo ich liege, in Manila, im Bett. Sylvesternacht. Ich warte auf den Flieger nach Bangkok, noch nicht heim, sondern nur ins andere. Ich will raus hier, ich will endlich Tempel sehen und nicht dauernd englisch hören und Kirchenglocken. Der Flug geht zurück über Bangkok, aber ich will noch nicht heim. Was hast Du denn gemacht Weihnachten? Hast Du gelesen und Musik gehört? Ich habe die Welt gehört, wie sie auseinanderfällt. Und bin schnell hingelaufen, und habe die Enden zusammengehalten, weil ich noch ein bißchen darauf herumlaufen möchte. Hast Du Ann gesehen, grüß sie von mir. Ich schreibe, wenn ich kann, Harry.

Ann

München, 15. Januar 1979. Sehr geliebter Harry, Du weißt nicht, wie sehr ich Dich liebe, aber ich werde es Dir beweisen. Jetzt bist Du über einen Monat fort. Und ich habe Dir nicht schreiben können, weil ich nicht wußte, wohin. Ich will Dir, da ich

eine Adresse bekommen habe, nur das eine schreiben, daß ich nämlich mein Abitur noch machen möchte, und dann gehe ich fort von hier. Und ich werde arbeiten oder studieren. Am besten, ich arbeite gleich, damit Du nicht wieder sagst, ich will mich nur drücken und im Windschatten leben. Ich schreibe Dir das ins Malaysia Hotel, ich hoffe, Du bist noch da, und es geht Dir gut. Mir geht es gut. Was soll ich Dir noch schreiben. Tante Franzi kam aus Hamburg angereist mit ihrem Sohn. Ich mußte sehr herzlich lachen darüber. Und Du sollst es auch. Vater war sauer. Und Mutter versuchte wieder mal, alles zu retten. Aber sie kennt mich. Vater nicht. Zu Weihnachten war es eigentlich ganz lustig, während es um die Neujahrszeit sehr traurig war. Wir fuhren am 8. aus den Bergen weg auf unser Gut, wo aber auch Schnee lag. Jetzt lerne ich fleißig, damit ich uns ernähren kann. Ich wär sehr gerne mit Dir gefahren, wenn Du mir etwas gesagt hättest in der Hinsicht und ich gekonnt hätte. Aber einer muß ja an die Brötchen denken, und daß einem die gebratenen Tauben nicht in den Mund fliegen. Ich weiß, daß Du mich für spießig hältst, aber ich liebe Dich. Ann

Harry

Ko Samui, 16. Januar 1979. Das ist eine Insel, wie Du sie suchen kannst. Aber ihr werdet sie finden, auch wenn ich Euch nicht schreibe, weil ich ja sowieso nicht weiß, wo ich bin. Wirklich. Wirklich. Es wird Schnellboote geben, weil Ihr keine Zeit habt. Und überall an den Stränden Hotels wie überall und touristische Zerstreuungen für eine kleine blöde Minderheit, die ihre Seelen verkauft. Wenn Ihr Eure Socken betrachtet und Euch fragt, ob Baumwolle vielleicht besser ist für die Tropen mit oder ohne Polyester, wird hier alles zu spät sein. Ich kann Dir nicht schreiben, Ann, ich weiß nichts. Und außerdem sehe ich kaum etwas, weil ich blind bin. Irgendwer muß mich verramscht haben, bevor ich was davon wußte. Hier ist es schön. Ja, das kann man sagen. Palmen, staubige Wege, ein Glasmeer und unter Bäumen, deren Namen ich nicht weiß, ein Wasserfall. Nachts fällt beinahe unsichtbar der Mond auf den Strand und läßt die Stille aufleuchten. Hell. Am Strand liegt ein Einbaumboot mit zwei Auslegern, mit dem tagsüber die Kinder fischen. Ja, das tun sie, und trotzdem hab ich die Romantik im Hals und was sonst noch, daß ich ersticken könnte. Wir sitzen abends unter der Petroleumlampe in der Hütte aus ein paar Baumstämmen und getrockneten Palmwedeln drüber und spielen Karten. Was sollen wir auch sonst tun? Anschließend gehen wir ins Bett und wichen den Mond an. Jeder für sich alleine in seiner Hütte, auch schon mal zwei zusammen, und langweilen uns still in die unendliche Stille der Nacht. Psscht. Was natürlich nicht stimmt, weil der Urwald lebt. Jean, der Franzose, der in Bangkok Thaimassage studiert, fickt Nastia, eine Halbrussin. Wenn ich das auch tun könnte, dann wär vielleicht was. Aber Arment, ein Freund von Jean, darf schon nicht, wie sollte ich denn dürfen. Marga, eine Schweizerin, langweilt sich lieber in ihrer Hütte alleine. Zwei Kanadier tun dasselbe, was Marga tut oder was Jean und Nastia sich gegenseitig antun. Du hast ganz recht, was kann man auch anders tun, als sich langweilen. Warum betrüge ich mich immer mit einer schönen Stimmung, warum will ich sie haben, Dich und alle Frauen dieser Welt? Wenn ich gar keine schöne Stimmung hab in Wirklichkeit.

Gestern bin ich dem Buddha ins Maul geschwommen, der auf der Inselzunge ins Meer hinaus sitzt, ja wirklich, ich bin ihm ins Maul geschwommen, obwohl es zu

war. Hast Du schon mal einen Buddha mit offenem Maul gesehen? Typisch. Gestern war ein Tag wie. . . ja, ich weiß nicht, mir fällt immer nur „tolle Nacht“ ein, es war wie danach, wie nach einem herrlichen Kraftstrom und Feuer, sehr kräftig und so glücklich. . . ja, ich war glücklich, so wie ich mir früher die arme Seele vorgestellt habe, wenn sie aus dem Fegefeuer endlich ins Paradies darf, wo sie kann auf Wolken schweben und alles von oben und weit anschauen. Ein verrückter Engländer mit langen roten Haaren, der sich pausenlos kratzt, als wenn er die Krätze hätte, hatte mir eine Heroinzigarette verkauft, Tabak und ein bißchen Heroin reingestreut. Zuerst hat es mich umgeschmissen, und dann war ich bei Gott und all seinen himmlischen Töchtern, nur daß ich von den Töchtern nichts brauchte. Wirklich nicht. Frei. Glücklich. Heute würde ich wieder eine Zigarette brauchen, aber ich bin ja nicht blöde. Ich seh doch, was mit dem Kerl los ist. Vielleicht geht alles nur einmal. Umbringen will ich mich ja nicht, noch nicht. Gestern hätt ich schreiben sollen mit dem Dunst von dem selbstsüchtigen weißen Gott in den Adern. Jetzt ist alles verdammt zäh. Ich werd mal ein bißchen am Strand rumlaufen und warten, bis die Leute kommen, die sich ihre Fische fürs Abendessen fangen. Sie werfen einfach ein kleines Netz aus wie ein Lasso. Ich seh das gern. Sie fangen oft was. Hier müßte ich nicht verhungern.

9. Januar 1979, Lop Buri, alte Königsstadt, liebe Ann, ich hab schon wieder Lust, Dir zu schreiben, ich weiß, daß ich es noch nicht getan habe, im Kopf schon, so in Gedanken, wenn ich im Zug sitze oder im Bus. Ich habe also wieder Lust. Morgen will ich von Bangkok aus die ganze Nacht mit dem Zug durchfahren nach Sura Thani und von da aus mit dem Schiff nach Ko Samui. Auf die Insel. Soll sehr schön da sein. Wenn ich jetzt singen könnte, würde ich singen: Eine Märcheninsel, wie die Sterne so schön – Warum kann man eigentlich in einem Brief nicht singen? Wenn man zum Mond fliegen kann, muß man doch auch singen können. Was ist wichtiger? singen können oder zum Mond fliegen? Aber ich kann sowieso nicht singen. Deshalb ist es mir auch egal, wenn wir zum Mond fliegen. Hier ist keiner, außer mir und drei vier angeschnittenen Touristen und eben der ganzen ortsansässigen Thaibevölkerung, die hier nie wegkommen. Einen König gab es hier vor ein paar hundert Jahren, das war ein König. Nicht so eine Henne wie der jetzt neben Sirikit in Bangkok. Ich bin sicher, daß die Seele vom alten König nicht in dem weißen Elefanten steckt, der im Sondergemach der Ställe in Bangkok steht, denn nach Buddha oder sonst wem soll das so sein, daß die Seele eines alten Königs in einem weißen Elefanten steckt. In dem weißen Elefanten in Bangkok steckt sicher nur die Seele einer Maus, die höchstens mal einen guten alten König gesehen hat. Ich weiß nicht, warum mir der alte König so gut gefällt. Ich habe, außer dem Zimmer, in dem er geschlafen hat und regiert, nur sein Bett und seinen Rock gesehen. Und unten waren noch ein paar Waffen und daneben, etwas höher: Schmuck und wertvolle Lappen und Teppiche. Dann hab ich im Garten des Palastes gegessen. Und jetzt sitze ich vor einem noch älteren Palast. Die alten Ziegel in dem hier hängen wie Tränen aus meiner und Deiner Geschichte herunter. Und ich vergrabe den Brief unter die überwachsenen Stufen. Dein Harry

Jetzt bin ich allein. Wie hohl das klingt. Ich hab heute dreimal Eis gegessen, obwohl Väterchen Günter gesagt hat, keinmal darfst du es essen. Wenn ich sterbe, lege ich

mich unter die herabfallenden, unter die langsam herabfallenden Ziegel des alten Palastes, damit ich von meinem Tod etwas habe. Du wirst mich nicht finden, weil Du ja wahrscheinlich hierher nicht kommen wirst. Grüß du schön den neuen König. Ich hätte nur der alte sein wollen. Aus dem Bett, das ich gesehen habe, wärs Du herausgestiegen und verschwunden. Ich aber hätte Dich suchen lassen bis ans Ende der Welt. Und dann hätte ich Dich zwingen lassen, was man ja kann als König, jede Nacht mit mir zu schlafen. Und wir wären schön und glücklich gewesen. Und in den Geschichten über uns hätte gestanden, wie weise und tapfer es von mir gewesen wär, Dich zu Deinem Glück zu zwingen. Und Du hättest alles unterschrieben, was gesagt und erzählt worden wär. So ist das im Leben. Lieben tut Dich keiner, außer wenn Du es selber tust.

Lange Pause. Jetzt habe ich eine Suppe gegessen und einen Kaffee getrunken. Zweimal Flüssigkeit. Aber aus gekochtem Wasser. Also schreibe ich weiter. Mir haben die Ziegel in dem alten Palast gefallen, weil sie wie Tränen aus meiner und Deiner Geschichte hingen. Vor mir auf dem Tisch sehe ich jetzt Gras und überwachsene Stufen. Und oben im sehr gut erhaltenen Teil einer späteren Herrschaft eines späteren Königs gibt es das sehr gut erhaltene Bett, das ich gern sein möchte, wenn Du in mir schlafen würdest. Aber wir haben keine Zukunft, weil Dein Alter Geld hat, und meiner sich nicht getraut hat oder zu dusslig war, es den anderen wegzunehmen. Was fangen die Menschen mit Geld an? Nichts. Deshalb nimmt man es ihnen besser weg. Dann sind sie arm und glücklich.

Manila, 3. Januar 1979. Geliebtes Haus mit kaputten Fenstern, da bin ich immer noch, obwohl ich eigentlich schon weg sein sollte, so bin ich eben, ein Hund, der nicht zu Dir paßt, meine Luxusprinzessin. Und in dem Sinne habe ich mich auch hier herumgetrieben. Und ihr mit Eurem Geld könntet mir das nie bieten, was ich bisher schon alles an Schönheit und Wunder und Freiheit erleben durfte. Freiheit und Abenteuer. Es grüßt Dich, Deine Marlboro. Dich lassen sie nicht raus. Du mußt sein, wie Du bist.

Was war das? Hast Du das gehört? Nicht zu fassen. Dabei habe ich keine Pilze gegessen und auch kein Hasch. Ob die mir was in den Nescafé getan haben? Oder ob überhaupt im Nescafé was drin ist, was niemand weiß. Irgendwas muß ja sein, daß er überall gesoffen wird. Sogar hier. Die beste Reklame. Ein Stoff, der süchtig macht. . . naja. Hast Du jetzt endlich bald Dein verdammt bescheuertes Abitur? Ich nicht. Ich werde zurückkommen, drei Monate arbeiten. Und dann fahr ich wieder. Ist doch herrlich. Im Grunde ist alles dieselbe Scheiße. Weißt Du, auf wem ich hier gelegen hab in der Sylvesternacht? Kannst Du Dir nicht vorstellen, was die hier verknallen. Ist eben ein christliches Land, die alles christlich zu feiern verstehen, wie etwa die Beschneidung des Herrn. Das ist es nämlich, daß wir uns alle immer wieder beschneiden, und es auch noch feiern. Als Sieg feiert die Frau, daß sie sich besinnt auf ihr eigenes Geschlecht, auf gar kein Geschlecht mehr. Was soll das Geschlecht den Geschlechtern in der Welt, wenn sie verhungern, und sich und allen zuviel sind? Hier ist das anders. Hier ist man christlich. Hier ist man gerade dabei, den immer noch geschlechtlichen Männern in der Welt, die es sich leisten können, einen Puff einzurichten, großartig bestückt mit Frauen, die ihre

Freiheit wollen, wenns geht von hier weg, durch eine Ehe ins gelobte Land. Wo denn da die Scheiße liegt, findet sich später. Wie war es bei Euch zu Weihnachten und Neujahr? Ihr habt sicher Eure Pferde bewegt. Oder kann man das im Winter nicht machen? Ist Dein Vater runtergefallen vom Pferd und hat sich im Schnee das Genick gebrochen, oder ist er erstickt im Schnee der Gräten der Gans? Deine Mutter ist ok. Sie soll leben. Tun wir uns zusammen, wir drei. Und dann gehört uns das Reich. Was willst Du mehr, mein Herz? Ich liebe Dich, daß es mir manchmal wehtut im Bauch. Da auch. Manila ist schön. Schick doch Deinen Vater mal her. Vielleicht kippt er um. Hier kannst Du Knaben vögeln, daß es eine Wollust ist, nah am Meer, natürlich holt man sie ab und führt sie in ein Hotel. Willst Du mal herkommen? Vielleicht gefällt es Dir hier. Ein für alle mal, Du verdammte Geldhure. Ich bin jetzt besoffen. Und morgen fliege ich nach Thailand, weil mein verdammter Schwanz eben nur mein verdammter Schwanz ist. Und Du es nicht haben willst, wie es ist. Und wir es nicht anders haben können, wie es ist, weil wir es auch nicht anders machen könnten, selbst wenn wir was anderes vor hätten. Und wir es auch wüßten, und es trotzdem nicht ging.

Ann

Warum schreibst Du nicht? Heute ist der 20. 1. 1979. Ich habe Dir am 15. ins Malaysia Hotel geschrieben. Bist Du nicht mehr da? Man hat mir gesagt: Die Briefe gehen fünf oder auch zehn Tage. Dann kann ja eigentlich noch keine Antwort von Dir da sein.

Du bist weggefahren und hast einen harten Buckel gemacht und hast so getan, als ob Du was verstanden hättest. Hast Du aber nicht. Natürlich will ich mit Dir schlafen, denn ich liebe Dich doch. Aber ich bin nicht die Welt. Du kannst nicht alles in mich hineinschießen (und das hast Du, dagegen habe ich mich gewehrt) und dann erwarten, daß was wächst. Was soll denn wachsen, wenn Du so bist wie in letzter Zeit? Du hast mich benutzt, weil Du mich brauchen konntest, weil Du nicht zurecht kamst. Und Du hast alles von mir haben wollen, was Du anders nicht bekamst. Jetzt lach nicht. Du hast sogar die Lust noch von mir haben wollen, die Du anderswo nicht bekamst. Ich bekomme sie doch auch nicht. Deshalb bohre ich doch kein Loch in Dich und schieße hinein wie ein Verrückter, der auf ein Echo vom lieben Gott wartet, den es nicht gibt. Ich habe mich lange mit meiner Mutter darüber unterhalten. Sie versteht eine ganze Menge. Und Vater sitzt auch nicht mehr ganz so auf dem hohen Roß. Es scheint also nicht nur mit uns in letzter Zeit etwas passiert zu sein. Komm bald zurück. Wir müssen hier leben. Und wir müssen hier begreifen, was ist. Das andere ist Urlaub. Und der ist immer schlecht. Denn ein Mensch, der gut und mit sich in Einheit lebt, braucht keinen Urlaub. Die Herumreiserei ist zwecklos. Es grüßt Dich Deine kapitalistische Ann.

Ich schick das wieder ans Malaysia Hotel, Vielleicht kommst Du auf dem Rückweg vorbei, wenn Du jetzt nicht mehr da bist.

Günter

Auf dem Linienschiff, soeben in Pannay losgelegt, 15. Februar 1979. Lieber Lothar, ich habe deshalb kein schlechtes Gewissen, weil es schwer ist, Dir zu schreiben, was Du erwartest. Jetzt sind wir bald zwei Monate unterwegs. Die Eindrücke sind so zahlreich, daß sie sich für den Augenblick wieder zersplittern. Warten wir ab, bis

wir alles bereden können. Fürs erste, sozusagen als Einstieg in unser Gespräch, vergiß Deine Träume oder vergiß den Entwicklungsdienst. Wir haben hier einen Typen getroffen, der sich und die Leute kaputt macht. Und als seine kleine Freundin aus Deutschland ihn besuchte, konnte er nur von den heimischen Wäldern laut träumen. Du kannst nichts daran machen, sie schlagen die Wälder, sie treiben Raubbau, sie zeugen Kinder und leben erst dadurch, daß sie Kinder haben. Und wenn Du sie fragst, wo sollen eure Kinder Wasser her nehmen, um die Felder zu bewässern? schauen sie groß und ungläubig, diese gläubigen Gesichter. Sie lachen und zeigen auf das Wasser, das da ist. Wir haben viel fotografiert, und wir werden viel zu besprechen haben. Grüße auch von Gibbi. Günter

Ann

Harry, mein Lieber, soll ich Dir mal schreiben, was hier für ein Brief angekommen ist? Von Dir. Ist er wirklich von Dir? „Datum“, steht da. „ein Kuhfladen von einem Wasserbüffel. Zeit: Universum. Ort: nichts.“ Ich schick Dir Deinen blöden Brief zurück, damit Du ihn liest. Was ich im Augenblick für Dich tun kann, ist leider, nur diesen Brief abschreiben und ihn Dir zurückschicken. Damit Du begreifst, verstehst Du? „Bist du noch da? Ich schon“ – und woran merkt man das? Daß Du einem blöde Briefe schreibst. „Ich will ehrlich sein.“ Ja, willst Du das? „Ich langweile mich gräßlich.“ Hast Du Dich auch schon mal gefragt, warum? Du hättest Dich immer gelangweilt, die ganze Zeit. Schade, kann ich da nur sagen. Und ich hätte es auch noch sollen, weil mir alles egal wär. Verwechselst Du da nicht was? Aber ich will nicht reinsprechen. Ich will Dir zurückschicken, was Du für einen Brief gehalten hast. Also, da hast Du.

„Seit ich ins Flugzeug gestiegen bin und irgendwo angekommen bin, war ich alleine. Ich werde mal sehen, was ich dagegen tun kann. Vielleicht schreib ich Dir. Ich habe Dir einen Monat lang nicht geschrieben. Warum auch. Was willst Du denn wissen?“ Mein Lieber, ich kann Dir das nicht weiter abschreiben, weil ich weiß, daß es Unsinn ist und Du auch. Ich kann nicht einmal eifersüchtig sein, wenn Du Dich aufbläst „und mich herzlich grüßt“ dabei, wenn Du Dich auf eine drauflegst. Spiel nicht das gekränkte Kind, dem die Mutti die Flasche nicht gibt. Du bekommst schon alles, was Du brauchst. Nicht alles, was Du willst. Längst nicht alles, wie keiner alles bekommt. Auf bald, mein lieber idiotischer Träumer. Immer und für alle Zeiten Deine Ann

Harry

Lieber Fred, liebe Ann, ich sitze in Malaysia, in der Welt, unter der Sonne, vor dem Meer mit dem Arsch im Sand und warte, daß ich erwachsen werde. So würde meine liebe Schwester sagen, die ich auch herzlich grüße. Ich habe einen Haufen Sand in fünf kleine Haufen verteilt, was längst nicht der ganze Sand ist, den es hier gibt, wie Ihr Euch denken könnt. Der erste Haufen ist die Politik. Soll ich da hineingehen? Ich kann nicht. Aber was ist, wenn keiner mehr da rein geht? Was soll sich denn ändern, wenn keiner mehr was tut? Der zweite Haufen ist die Universität, in die ich nicht reinkomme, weil ich dafür zu schlau bin. Nummer drei: Ein Beruf? Aber welchen? Jeder Beruf ist doch nur dazu da, daß er einem Zeit stiehlt, die man zum Leben brauchen könnte. Ja, wenn man könnte, verdammt noch mal, dann brauchte man keinen Beruf und ich brauchte da nicht reinzugehen, in den blöden kleinen

Haufen, in den ich sowieso nicht rein komme. Fred, haben Sie Dich vielleicht in Deinen Beruf gelassen, für den Du gelernt hast? Seht Ihr. Aber mit dem kleinen Harry hat der liebe Gott etwas ganz besonderes vor. Schimmernde Muscheln und kostbare Steine bedecken den vierten Haufen. Jeder weiß, wie glücklich ich bin, weil ich Ann kennengelernt habe. Wehalb hab ich denn so getan, als ob ich das nicht wär? Ganz einfach, weil der liebe Gott mich prüfen wollte. Was soll ich jetzt mit dem fünften Haufen machen? Ganz einfach, den schieb ich weg. Sand zu Sand. Und was jetzt? Ich weiß es nicht. Ich höre einen Ton. Ein Summen oder ein Brausen. Ich weiß es nicht. Dabei rauche ich nicht mehr und trinke nicht mehr, und mache überhaupt nichts mehr. Ja, ja, was war denn nur in dem fünften Haufen drin? Ich weiß es nicht.

Peter Maiwald Die Prinzessin auf der Nadel

Aus der Rockoper „Koslowsky“

Da war eine Prinzessin in Sulzbach,
die wurde im Ort so genannt:
die hatte im Kopf viel Großstadt
und halb Indien im Gewand.

Sie war vom Meister die Jüngste.
Die Leute sagten: ist die klein!
Die könnte glatt, wenn sie nicht aufpaßt
vom Regen erschlagen sein.

Sie trug sehr dünne Häute.
Da geht durch jeder Wind.
Da gehen durch die Tage
die scharf wie Papiergeldscheine
und kalt wie Brotmesser sind.

Und sie fragte den Vater: ob das alles ist:
das Auto, das Haus und daß du Meister bist
auf der Hütte fünf Tage die Woche die Plackerei
und fünf Nächte die Woche ist die Angst mit dabei.

Und den Vater packt die kalte Wut:
zum Schuft und Placken da bin ich gut.
Im Krieg bin ich gewesen und von der Arbeit krank.
Dein Bett ist gemacht und das ist der Dank.
Und daß die Leute schon reden das bringt mich ins Grab.
Und in der Nacht haut die Prinzessin nach Nürnberg ab.

Und die Prinzessin steigt auf die Nadel
und beginnt auf der Spitze den Tanz
und sie ruft: Mensch, Vater, ich fliege
und sie ruft: Mensch, Alter, ich kann's.

Und sie flog aus ihren Augen
bis ans Ende der Welt:
da gibts kein Kämpfen und kein Schlagen
keine Ellenbogen und
kein Geld.

Da war eine Prinzessin in Nürnberg,
wo es viele Prinzessinnen gibt
zwischen Bahnhofsklo und McDonald
wo man für Geld viele Träume kriegt.

Sie sah den Leo und grinste.
Und Leo dachte: ist die klein?
Die könnte glatt, wenn sie nicht aufpaßt
vom Regen erschlagen sein.

Er nahm sie mit nach Hause
daß sie aus der Kälte ist.
Sie sprachen über Träume.
Die sind ohne Kampf nur Schäume,
sprach Leo, der Kommunist.

Und sie fragte den Leo: ob das alles ist:
Versammlung, Broschüren, Taktik, Kampf und List
ein Leben lang kämpfen und lebt selber kaum
und am Ende ist gar nichts und nicht mal ein Traum.

Und den Leo packt die kalte Wut:
die immer nur träumen reden immer sehr gut.
Und der Traum vom Sozialismus braucht Kleinarbeit.
Und wenn alle mittäten wärs eher so weit.
Und er merkt im Gefecht er hat einen Fehler gemacht.
Und die Prinzessin ist weg und verschwand in der Nacht.

Und die Prinzessin stieg auf die Nadel
und begann auf der Spitze den Tanz
und sie rief: Mensch, Leo, ich fliege
und sie rief: Mensch, Alter, ich kann's.

Und sie flog aus ihren Augen
bis ans Ende der Welt:
da gibts kein Kämpfen und kein Schlagen
keine Ellenbogen und
kein Geld.

Da kam eine Prinzessin nach Sulzbach,
die hatte zerlöchernte Haut,
die hatte kaum Stoff und kein Geld mehr
und Koslowsky hat sie geschaut.

Und Koslowsky sagte: Prinzessin
und dachte dabei: ist die klein!
Die könnte glatt, wenn sie nicht aufpaßt
vom Regen erschlagen sein.

Sie trug sehr dünne Häute.
Da geht durch jeder Wind.
Da gehen durch die Tage
die scharf wie Papiergeldscheine
und kalt wie Brotmesser sind.

Und sie sagt zu Koslowsky: daß das alles ist:
die Platten das Kino der indische Mist
das Freiheitsgelaber von der anderen Welt
und die Stars und die Dealer wollen alle nur Geld.

Und Koslowsky packt die kalte Wut:
und er verflucht den Staat, der so menschlich tut
und verrecken läßt und das Leben verhurt
und das Geld nur zählt von Tod und Geburt
und er schreit, daß mit der Scheiße jetzt Schluß sein muß.
Und in der Nacht macht die Prinzessin den letzten Schuß.

Und die Prinzessin fällt von der Nadel
und die Gesellschaft spielt Totentanz
und Koslowsky heult: ihr Heuchler! Ihr Schweine!
Ihr wollt von uns nur das Eine
unser Geld: ihr wollt uns nie ganz.

Und er flog in seinen Nächten
in eine neue bessere Welt:
da gibts kein Kämpfen und kein Schlagen
keine Ellenbogen und
kein Geld.

Ihr rotes Haar, das wie ein Vorhang fiel
barg uns für eine halbe Nacht.
Sie war sehr jung und sprach mit mir nicht viel.
Sie hat mein Zögern ausgelacht.

Als ich sie ansah, sprach sie: halt mich fest
für diese eine kurze Zeit.
Geh schnell, wenn du mich in der Früh verläßt.
Jetzt will ich deine Zärtlichkeit.

Es ist nur weil so nacht ist und die Angst
mir heute große Augen macht.
Ich lieb dich nicht, will nicht, daß du verlangst.

Es ist genug, wenn du mich magst
und bleibst, daß ich den zweiten Atem spüre
und mich nicht fürchte und mich nicht verliere.

Hans-Jürgen Heise Angespannte Gesichter

Wir kommen aus dem Kino
der Film war echt wie das Leben
Nun gehen wir zwischen parkenden
Autos durch / ein paar streusalzgeschädigte
Bäume mit Stahlkrampen
gegen die Stoßstangen geschützt

In der Pizzeria essen alle
die heute nicht griechisch
oder jugoslawisch essen
italienisch
angespannte Gesichter
wie im Straßenverkehr

O mia bella Everywhere
Das Leben ist nicht mehr
so echt wie im Film

Felicitas Kohring Praktikum

Abergläubisch, wie F. durch Erziehung und zehn Jahre Theatertätigkeit war, hielt sie es nicht für angebracht, sich schon vor dem Examen um eine Praktikantenstelle zu bemühen. Bedingt auch durch die Tatsache, daß sie im letzten Studienjahr nur noch die notwendigsten Vorlesungen bzw. Sitzungen an der Fachhochschule besucht hatte, hatten sich bei ihr erhebliche Informationslücken ergeben – so war ihr einfach entgangen, daß angesichts einer drohenden „Schwemme“ von Sozialarbeitern, die zu der Zeit gerade das Trauma von der Lehrerschwemme ablöste, vielmehr begleitete, die Praktikumsstellen zu den sprichwörtlichen Ringeltauben gehörten. So ging sie erst Anfang Juli durchaus selbstbewußt zur Arbeitsvermittlungsstelle für akademische Berufe des Arbeitsamts, ihren jüngeren, acht Monate alten Sohn auf dem Arm.

Die Sachbearbeiterin Frau v. H. fragte denn auch nach einem kurzen informativ-dialogischen Dialog, was das sei, – ob das ihr Kind sei, und ob das untergebracht sei – ihr sei sicherlich bekannt, daß sie im Anerkennungsjahr ganze Tage arbeiten müsse, davon gebe es absolut keinen Dispens – und als F. sagte, bis jetzt sei das Kind bei ihr gewesen und sie habe auch aktuell keine Möglichkeit, es unterzubringen, erklärte ihr Frau v. H., daß sie unter falschen Voraussetzungen vom Arbeitsamt Unterstützung während des Studiums empfangen habe, daß dies an Betrug grenze, sie habe seinerzeit unterschrieben, daß sie nicht daran gehindert sei, ganze Tage zu arbeiten u. a. m. OK, sagte F., sie werde es möglich machen, ganze Tage zu arbeiten, jetzt sei ihr erst einmal darum zu tun, eine Stelle zu bekommen, einstweilen habe man ihr geraten, vermindertes Unterhaltsgeld zu beantragen. Zunächst müsse sie erst einmal Urlaub machen.

Das ginge nicht, sagte Frau v. H., als Arbeitssuchende und Unterhaltsgeldempfängerin müsse sie am Ort greifbar sein. F. setzte sich zur Wehr.

Sie habe trotz zweier Kinder und Ehemann und Haushalt, trotz dreißig km Entfernung zum Studienort ihr Examen mit 1 in allen Prüfungsteilen bestanden – daß sie in dieser Zeit noch eine Hauptrolle am Stadttheater und ein Verhältnis mit dem Dramaturgen untergebracht hatte, sei nur erwähnt, um die tatsächlich eindrucksvolle Leistungsfähigkeit von F. zu illustrieren – das sei eine ziemliche Schinderei gewesen, und sie brauche jetzt Urlaub. Sie sagte nicht, daß sie die wunden Füße auf den heimatlichen bodenseemuspülten Boden setzen müsse, um wie Antäus für die Zukunft neue Kraft zu sammeln. Immerhin gab Frau v. H. etwas nach, ließ sich die genaue Urlaubsadresse geben, erbat die entsprechenden Antragsformulare sorgfältig ausgefüllt vor Urlaubsantritt zurück und ließ F. ziehen. Von dem Urlaub, den sie in ihrem Geburtshaus am Bodensee verbrachte, gibt es wenig zu berichten, er verlief im ganzen angenehm, und es geschah nicht mehr und nicht weniger, als eben im Urlaub mit zwei lebhaften kleinen Kindern zu geschehen pflegt.

Das Baby endlich eingeschlafen, im Profil, die Fäuste geballt zu beiden Seiten des Kopfes, nackt bis auf die Windel im Kinderwagen am Kopfende des 500 m langen Landungssteiges, sie kann sich von dem knietief unter Wasser stehenden Landebrett

ins dunkelgrüne Wasser stoßen, zusammenschrecken, wenn Jörg zugespitzt wie eine Möwe vom höchsten Pfeiler neben ihr ins Wasser schießt fast ohne Spritzer, sie kann die Haare strahlenförmig auf den von Winter und Sommer gebeintrockneten Holzbrettern ausbreiten, die Julisonne auf dem Rücken, und vor Stille ihr Herz klopfen hören.

Zurück an ihrem Wohnort gab sie zwei Stellengesuche in der örtlichen Zeitung auf, ohne Erfolg. Vom Arbeitsamt wurden ihr im Lauf des August und September folgende Angebote gemacht: In der Einrichtungsstätte der Lebenshilfe geistig Behinderte bei der Fertigstellung von Plastikautos zu überwachen. Die Buchhaltung im Bereich der Jugendarbeit der Evang. Landeskirche zu übernehmen. Im Schichtwechsel im Müttergenesungsheim für Ordnung und Sauberkeit („die Blumen müssen frisches Wasser haben – eben so, daß unsere Mütter sich wohlfühlen“) zu sorgen. Schulaufgabenbetreuung in einer Kindertagesstätte der evang. ref. Kirche durchzuführen. Sie bemühte sich um alle diese Stellen, ohne eingestellt zu werden.

Und nun machen die Wespen wieder ihre Septembermusik und die Straße zum Schwimmbad riecht nach heißem Teer und aufgeplatzten Zwetschgen. Die schöne Ilse streckt stolz ihr Sechsmontatsbäuchlein heraus, so rund und hart und vielversprechend wie die grünen Oktoberäpfel über ihr im Baum. Zäh fließt der heiße Birnensaft aus dem Gummischlauch in die vorgewärmten Flaschen, und abends, wenn der Schlaf der Kinder dicker wird und aus dem Fernseher der letzte Tropfen herausgemolken ist, erfreut sich F. am großen braunen schöngeformten Penis ihres Mannes.

Anläßlich eines Telefongesprächs erbot sich die Schulpflegschaftsvorsitzende und Kunsterzieherin Frau B., Mutter eines Klassenkameraden von F.'s Sohn (F. war Klassenpflegschaftsvorsitzende) sich zu erkundigen, ob die Praktikantenstelle im Pfarrbezirk I noch vakant sei, und sie im positiven Falle zu benachrichtigen.

Erfreulicherweise war die Stelle frei und nach einigem Hin und Her fand F. sich in der Cleversulzbacher Pfarrstube ein und auch den richtigen Ton – in der Schwebe zwischen Diplomatie und Aufrichtigkeit, mit der man bürgerliche Intellektuelle meist überzeugt. (So riskierte sie Widerspruch auf die Injurie, Karl Marx sei doch hoffnungslos 19. Jahrhundert – identifizierte sich aber voll mit Jesus, dem revolutionären Anwalt der Armen, ohne an dieser Stelle das Jenseitsgerichtete der christlichen Lehre und dessen verheerende, jedes noch so verbrecherische System erhaltende Folgen zu kritisieren.)

Pfarrer C. riskierte als Gegengeschenk die Bemerkung, die Kirche in ihrer heutigen Form gehöre abgeschafft, wartete mit homoerotischen Histörchen über Amtsbrüder auf, und die arbeitsgrundlegende Harmonie war geschaffen.

Es folgte noch das Kreuzverhör vor dem Kirchenvorstand, wo F. im grauen Kostüm mit Bubikragen und zusammengebundenen Haaren sogar mit Fragen „wie sie es denn mit der Gemeinde unter dem Wort halte,“ in aller Bescheidenheit fertig wurde. In allem, die Sache war gebongt, am 1. 10. morgens um 9 Uhr sollte sie ihre Stelle antreten.

Aus F.'s auf Pfarrer C.'s ausdrücklichen Wunsch geführtem Tagebuch: 13. 9. 1973. Nadelöhr zum Park. Bürger schützt eure Anlagen. Geht nur auf den Wegen. Betreten des Rasens verboten. Roller fahren, Radfahren verboten. Betreten des Teiches verboten. Die Betonsilos bedrohen mich wie die falschprogrammierten Maschinen bei Enterprise, die selbsttätig die ganze Stadt zerstören. Wäschespinnen lauern klebrig auf müde Frauen. Kinderschlachtordnungen rechts wie links. Taschentuchgroßer Spielplatz im Umbau. Doris sucht ihr Kind, schön wie eh und je, blaß, verelendet. Oase Kirche. Brauchbare Architektur. Heil. Ständige Frage, wie pack ichs an. Was soll man tun in einem so von Grund auf kranken Reservat, in diesem geplanten Getto der Frauen und Kinder und Alten. Spielnachmittag der Schülergruppe. Unstet.

Projekte anfangen mit den Kindern. Sich an Projekten Gruppen finden lassen. Gemeinsame Produktion, Gruppe, Einsicht, Solidarität. Solidarität ist Einsicht in die Klassenlage. Am Abend in der Diskothek mal wieder von ganz nah erlebt, daß Artikulationsunfähigkeit aggressiv macht. Blut auf der Herrentoilette. Ich habe Angst. Ich werde ganz stille sein und die kommen lassen.

Folgendermaßen schliff sich dann ihr Arbeitsalltag ein.

Gegen 9 Uhr meldete sie sich im Pfarrhaus. Der Pfarrer empfing sie – entweder er oder sein Zimmer noch im Negligé – er hemdsärmelig, kauend oder schluckend oder Krümel abschnickend, das Arbeitszimmer noch wenig gelüftet, die Leseliege mit ausgebreiteten Armen, belegt mit offenen Büchern.

F. berichtete über Was und Wie der erfüllten Aufgaben, sie kommentierten sie gemeinsam, vor Eintracht sich gewöhnlich das Wort aus dem Mund nehmend, er erteilte neue Aufträge in der gefälligen Form von „sollte man nicht“ und „wir könnten vielleicht“. Gegen 9.30 Uhr begab sie sich ins Gemeindebüro und machte sich dort zu schaffen.

Sie schrieb gewissenhaft Tagebuch (Weisung des Pfarrers) und führte eine Kladde über die Aktivitäten des Jugendheims. Sie machte kurze Fallberichte, blätterte in Akten und Filmkatalogen, tippte Protokolle und Handzettel, gelegentlich Berichte für den Gemeindebrief, machte Abrechnungen und Aufstellungen für Materialeinkäufe. Mangels Unterstützung der Gemeindesekretärin Frau R. konnte sie nicht mit der Druckmaschine oder den Ablichtungsgeräten auf vertrauten Fuß kommen, nur den „Schein“ für das Filmvorführgerät machte sie aus eigener Initiative, vergaß die erlernte Fertigkeit aber sofort wieder, da Küster D. ihr das Gerät niemals zur Bedienung anvertraute. Sie verstand nach einiger Zeit, daß hier jeder die eigenen Fähigkeiten hütete und bewachte wie Dagobert Duck sein Geld, denn die alleinige Kenntnis bestimmter Funktionen sicherte den Arbeitsplatz und machte das Individuum scheinbar unentbehrlich. Zunächst empfand sie allerdings dieses Fachidiotentum als Provokation und reagierte empfindlich. Gegen Mittag verließ sie diesen niemals eroberten Ort und kaufte ein. Sie fuhr nach Hause, kochte, verzehrte das Gekochte mit Kindern und Kinderfrau, ließ den Kleinen in ihren Armen einschlafen, machte mit dem Großen Schularbeiten und machte sich an den Montagen, den Dienstagen und Donnerstagen daran, Hausbesuche durchzuführen.

Diese Tätigkeit fällt im Rahmen der klassischen angelsächsischen Definitionen der

Sozialarbeit unter die Rubrik Einzelfallhilfe, bei Kamphuis folgendermaßen definiert: Social Casework ist eine Kunst, bei der die Erkenntnisse der Wissenschaften über die menschlichen Beziehungen und die Geschultheit im Handhaben von Beziehungen eingesetzt werden, um im Individuum Fähigkeiten zu mobilisieren und außerdem in der Gemeinschaft Hilfsquellen zu erschließen, die geeignet sind, eine bessere Anpassung des Klienten an das Ganze oder einen Teil seiner Umgebung herbeizuführen (Swithun Bowers).

Für F. waren die Einzelfälle zunächst sehr häufig eben entbundene junge Mütter. Dazu mußte im Büro ein Büchlein, das die Wochenbettgedanken und -erinnerungen einer jungen, gutbürgerlichen Mutter enthielt, vom Pfarrer mit einer Widmung versehen werden. Ein Blumenstrauß in der Preislage zwischen 3,- und 3,50 DM war zu erwerben, die Wohnung der jungen Mutter auszumachen, die Karteikarte und die Bescheinigung des Krankenhauses bereitzulegen und dann schließlich der Besuch abzustatten. Die Mütter, meist sehr jung, häufig nicht verheiratet, bei der Mutter lebend, vom Freund mehr oder weniger vernachlässigt, waren fast alle in einer ähnlichen Verfassung wie sie selbst nach ihrem ersten Kind. In den Stolz und die Freude mischte sich außer Sorge um das Kind mehr oder weniger heftig die panische Angst, nun vom Leben abgeschnitten zu sein, sein Leben hinter den zarten, aber wehrhaften Gefängnismauern verbringen zu müssen, die die Bedürfnisse eines kleinen Kindes in einer Stadt, wo es keine einzige Kinderkrippe gibt, errichten. F. bewunderte die Babys, man tauschte Kreißsaalerfahrungen aus, das war ein dramatisches und verbindendes Thema. Wenn möglich, riet F. vorsichtig, sobald das Kind etwas größer sei, die unterbrochene oder noch nicht begonnene Berufsausbildung der Mutter aufzugreifen. Verständlicherweise überstieg dies aber zumeist die Vorstellungskraft der betroffenen Frauen zu diesem Zeitpunkt.

Nach solchen Besuchen kam sie gewöhnlich hilflos und entmutigt zurück, von der absoluten Nutzlosigkeit ihrer Tätigkeit durchdrungen. Immer wieder erwog sie, Gruppen aufzubauen, in denen diese „Einzelschicksale“ sich als Teil eines kollektiven Schicksals würden begreifen können – nur selten gelangen dazu Ansätze.

Auf jeden Fall wäre sie am liebsten nach solchen Hausbesuchen ins Privatleben davongelaufen, hätte mit den Kindern Memory gespielt und Joan Baez gehört. Zum Glück ging das nicht. Montagabend zum Beispiel ist Diskothek.

Ein Raum wie eine aufgeblähte Gefängniszelle. Der Pfarrer nennt sich genießerisch einen Puritaner, verachtet Bilder an den Wänden: nackt müssen sie sein wie im Paradies. Immerhin die 18 m Sackleinwand mit Händen und Füßen und Ullis Gipsbein, im Rahmen einer gemeinsamen Farborgie aus vollen Plastikflaschen so schön mit Farbe becremt wie ein Zinnienfeld im August, durfte sie an der Schmalseite aufhängen. Auch rote Vorhänge, die die in drei Meter Höhe angebrachten Schießscharten bedeckten, konnte F. in den ersten Wochen erschmeicheln, als sie noch im Stand der Gnade war. Den Rest besorgen die „Anlage“, die hinkende Lichtorgel, die blechernen Lautsprecher und die Gruppe der Diskjockeys – engagierte Kinder des Viertels, von F. so sorgsam gepflegt und so üppig gediehen wie ein Champignonbeet. F. und die Schülergruppe tanzten sozialisationsbedingt am phantasievollsten und wildesten von einer Raumecke in die andere. Pfarrer C. steht am Türrahmen, die Angst, die wilde Musik könne zum Bluttausch führen, im Gesicht, während neben den Cola-Kisten Küster D. mehr einer sexuellen Orgie entgegenseht. Dies ist das gesellschaftliche Ereignis der Kinder des Gebiets, die

neue Mofa, der neue Jeansanzug, die englisch gekauften Beutestücke, Jobs und Arbeitslosigkeit werden hier getauscht gegen Zärtlichkeit und Liebe, Selbstgefühl und Zusammengehörigkeit. F. hielt bis zum Ende ihrer Tätigkeit die Diskothek mit für ihr wichtigstes Arbeitsfeld.

Soziale Gruppenarbeit – social groupwork – leistet 1. einen Beitrag zur Demokratisierung der Gesellschaft und hilft 2. dem Einzelnen, bzw. der Gruppe Probleme zu lösen, vor die die moderne Gesellschaft den Menschen stellt (zitiert in SPK Okt. 71 in Anlehnung an Konopka).

Sie hatte eine Schülergruppe vorgefunden, die einmal in der Woche mit den Kindern des Viertels einen Spielnachmittag veranstaltete. Sie lud sie ein, sich mittwochs bei ihr zu treffen, um pädagogische Theorie und erlebte Praxis gemeinsam zusammenzustricken.

Folgende Projekte kochte F. allein auf kleiner Flamme oder mit ihrer Gruppe: Sonntag der offenen Tür (realisiert), Laienspielgruppe (realisiert, durch ihr Ausscheiden abgebrochen), Diskussionsecke in der Diskothek (nicht realisiert), regelmäßiger Bücherverleih und Ergänzung der kleinen Bibliothek, Kinder lesen „lehren“ (nicht realisiert), gewerkschaftliche Jugendarbeit/Lehrlingskreis (nicht realisiert), Integrationsfete für Jung und Alt mit Musik aus fünf Jahrzehnten (nicht realisiert), Pinnwand (mit Hilfe von Küster D. realisiert), 6 pädagogische Filme für junge Ehepaare mit Diskussion, erster Film „Erziehung zum Ungehorsam“ (nicht realisiert). Innerhalb des Spielnachmittags bzw. des Sonntags: Kochgruppen der Jungen mit Mädchen, die für alle etwas herstellen (realisiert, sehr beliebt), Musik und Tanzgruppe mit Orff-Instrumenten und selbstgemachten Instrumenten (inzwischen realisiert), Gitarrenunterricht in Gruppen im Hinblick auf Arbeiterlieder (nicht realisiert), Wir machen ein Buch über unser Leben (teilweise realisiert), Rollenspiele, Interviews mit Tonband u. ä. (gelegentlich realisiert), Kinderdiskothek (realisiert), Fotokurs mit Entwickeln (nicht realisiert). Die Wände des Gemeindehauses mit Fotos aus der Arbeit mit Kindern annehmbar machen (nicht realisiert), ein Kasperletheater bauen, eine Theaterarena auf dem ASP bauen, Kasperlepuppen herstellen (alles nicht realisiert).

Aufgrund des Eingreifens von Küster D. wurde ihr im Verlauf des Praktikums verboten, folgende Materialien zu verwenden:

Knetgummi, Wachs, kleine (tropfende) Kerzen, Plakafarben, Binderfarben, Fingerfarben, Filzstifte, flüssigen Klebstoff, Papiermaché, bunte Kreide, Seife, Papierhandtücher.

Folgende Räume wurden nach und nach aus dem Verkehr gezogen: Bibliothek, Fernsehraum, Küche, großer Tagungsraum mit Klavier, oberer Flur, das Büro als Ausweichstelle für Gruppenarbeit, der Heizungskeller. Folgende Geräte durfte sie gar nicht oder nach und nach nicht mehr benutzen: das Klavier, die Plattenspieler, den Fernseher, die Druckmaschine, den Film-Projektor, die Ablichtgeräte.

Folgende Gruppenaktivitäten gingen dadurch kaputt: Kochkurs, Fotokurs, Löt-kurs, Bibliothek, Kasperletheatergruppe, Diskothek (Liste nicht vollständig).

Gemeinwesenarbeit = community-organization. „G. . . bezeichnet einen Prozeß, in dessen Verlauf ein Gemeinwesen seine Bedürfnisse und Ziele feststellt, sie ordnet, oder in eine Rangfolge bringt, Vertrauen und den Willen entwickelt, etwas dafür zu tun, innere und äußere Quellen mobilisiert, um die Bedürfnisse zu

befriedigen, daß es also in dieser Richtung aktiv wird und dadurch die Haltungen von Kooperation und Zusammenarbeit und ihr tätiges Praktizieren fördert.“ (Ross) Was war es also nun mit der Bürgerinitiative des Viertels?

Sie hatte jenes erste Stadium, wo es noch um das günstigere Plazieren von Bushaltestellen und entsprechender Straßenbeleuchtung ging, zu diesem Zeitpunkt bereits hinter sich und es tatsächlich geschafft, einen großen Acker davor zu retten, durch einen schon geplanten Giftbraten von sechs Stockwerken erdrückt zu werden. Statt dessen war dieser Acker, eine Fläche von ca. 3 000 m², zunächst als Bolzplatz bestimmt und nun als Abenteuerspielplatz im Stadtbebauungsplan ausgewiesen. Es fanden zu diesem Zeitpunkt die kaugummizähnen, mit allem Charme und aller Härte die Ärmel mal rauf und mal runtergekrempelt geführten Kämpfe zwischen Bürgerinitiative, Verwaltung und Stadtrat statt, um einen Sozialarbeiter als Betreuer finanziert und drei Container-Einheiten als Spielhaus mit Waschraum und WC zu bekommen. Vorkämpferin war die kniefschöne rauchstimmige Edeltraut H., die auf ihre vernünftige Weise immer einige einflußreiche Strategen vor den gemeinsamen Pflug spannte. Dort war auch Fritz L., an den F. gelegentlich dachte, wenn der warme Herbstwind ihr kräftig unter den Rock griff.

Gelegentlich kamen auch Originalbürger der Siedlung zu den gemeinsamen Sitzungen, deren verarmte Sprache mit der mittelständischen Geschwätzigkeit nicht mitkonnte und die darum bald wieder ausblieben, zum Bedauern der Bürgerinitiative, die aber aus ihrer Haut halt nicht herauskonnte. So blieb auch lange Zeit der Abenteuerspielplatz ein feindlicher Fremdkörper im Viertel, und der Splitter der Schneekönigin im Auge bildete den Platz ab als Schrottplatz, als Müllkippe, als Mistloch voller rostiger Nägel, Scherben, Tommies, Ithaks, Krach und womöglich Sex, Verstecken von Diebsgut, Brutstätte von Alten- und Kinderverfolgung.

Es dauerte gut ein Jahr, bis die Toleranzschwelle soweit angehoben war, daß Erwachsene des Gebiets mit gerümpfter Nase und eingekniffenem Arsch den Platz wenigstens betreten und sich über den Mangel an Sensationellem etwas enttäuscht das von der SPD gestiftete Faßbier schmecken ließen. Wobei hier ausnahmsweise über das Warum und Weshalb solchen schichtspezifischen Verhaltens nicht reflektiert werden soll, da es als bekannt vorausgesetzt werden kann.

Soweit so gut, bzw. befriedigend.

Warum aber wuchs dann in F.'s Innerem gleich jenen falsch programmierten Zellen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche störender ein hartes drückendes Gebilde, bemerkbar vor allem, wenn sie ins Auto Richtung Kirche stieg? Warum wurde der Abschied von dem Baby jeden Morgen schmerzlicher? Warum der Kampf mit den Schularbeiten des Älteren jeden Tag blutiger und tränenreicher? Einen der Gründe faßte sie bei Gelegenheit bei den Haaren.

Es ist schon November, das Baby trägt zwischen den weißen Handschuhen ein warmes Brötchen, vor dem Mund steht das winterliche Wölkchen, die Natur spart mit Farben, zeigt dafür die Struktur ihrer Produkte, und der Gärtnerin, die abends in der hereinbrechenden Dunkelheit noch eilends Hyazinthenzwiebeln steckt, ist bekannt, daß unter der Erde jetzt schon der Plan für den nächsten Frühling steht. F. hat Zeit, das Bleilot ihrer Gedanken ein wenig tiefer als sonst in den dunklen

Teich hinabzulassen.

Auf dem sandigen Grund aber erwartet sie nicht die schöne Lau, die sich die Fußnägel schneidet, den Krakenzahn stibitzt und an das heraufschwebende Lot mit schlechtem Gewissen ihr Geschmeide hängt. Es ist eine ganz andere goldne Kette, die F. mitheraufzieht.

Sie begreift plötzlich, daß nunmehr auch durch ihre Person wie ein Äquator jener alles imprägnierende Widerspruch verläuft, von dem jener Typ behauptet, es sei der zwischen Lohnarbeit und Kapital. In ihrem Fall ist der Kapitalist die Kirche, der auf dem Markt der An- und Verkäufe gerade sie – F. – mit ihrem spezifischen Gebrauchswert auswählte, da sie sich von eben ihrem Gebrauchswert den meisten Profit versprach. Profit, der sich weniger in klingender Münze ausdrückte, als in zurückgewonnenem Terrain, in der Akkumulation von toten und lebendigen Seelen, die der rissig gewordenen Architektur der Organisation das zur Selbsterhaltung notwendige Eigengewicht erhalten sollten. Der Mehrwert, so schien ihr, rekrutiere sich hier nicht aus der über die notwendige Zeit hinaus geleisteten Arbeitszeit, sondern aus jenem Surplus an Rollenerfüllung, das sie dank ihres spezifischen Gebrauchswerts zu geben geeignet schien.

Gerade daß sie die Sozialarbeit beim Wort nehmen wollte, daß sie deren blasige, aufgeschwemmte Formeln unter Aufbietung aller konkreten Phantasie zu verwirklichen trachtete, das schuf ihren Gebrauchswert, machte sie nützlich.

Zu deutsch: je besser sie ihre Sache machte – subjektiv, so wie sie es für richtig hielt, desto sicherer gelang der Seelenfang, desto besser garantiert war der heile Anschein von Gemeindeleben, von christlicher activitas um den Nabel Kirche herum, der in Ermangelung jeden Alternativangebots magnetische Anziehungskraft haben mußte. Und so würde ihre Arbeit, indem sie das mächtigste Überbauprodukt der bestehenden Gesellschaft unterstützte, systemerhaltender, je besser sie ihr gelang.

Dies war Entfremdung – so pervers und brutal, als ob sie am Fließband ahnungslos Fertigteile für Atomwaffen herstellte. (Ein Beweis für ihre Theorie ergab sich gegen Ende ihrer Tätigkeit, als die von ihr geliebte Mafia anfang, regelmäßig den Kindergottesdienst zu besuchen.)

Es ist ein schwarzer Tag, wo man versteht. F. dachte aber in den nächsten Wochen, daß trotzdem – wenn es ihr gelänge, den Hinterhofhorizont dieser kastrierten Kinder und Jugendlichen, dieser verkrüppelten Väter und getretenen Mütter, dieser mumifizierten Alten in ihren Wohnmaschinen, in ihrem giftmüllgetränkten Sozialgefüge mit kleinen Rissen zu versehen, in die Fähigere als sie dann Breschen schlugen, daß dann doch vielleicht auf subversivem Wege Personen entstünden, die den heimtückischen Heilsplänen ihr nacktes Elend entgegengehalten und dem feindlichen System doch zu guter Letzt an die Kehle springen würden.

Und so machte sie weiter. Sie versuchte in der ersten Zeit, Unterstützung von außen zu bekommen. Aber weder von der SDAJ, noch den Jusos, sehr vorübergehend von der Gewerkschaftsjugend, noch von den Schülern des soz.-päd. Seminars kam Hilfe. Das lag vor allem an der kleinstadtbedingten Unterbesetzung dieser Gruppen, die von der Vielfalt der Aufgaben und selbstgesteckten Ziele erdrückt wurden.

Es geschah auch während jener Zeit zwischen Pfarrer C. und F. das erotisch-

neugierige Ringelreihen, das verschiedengeschlechtliche Hunde in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft durchführen. Symbolischen Niederschlag fand es in Gesprächen über Familien-Sauna und Nacktstrand-Kultur, einigen Demonstrationen der Körperlichkeit von Pfarrer C., sei es im Turnhöschen aus seiner Gymnastikkammer kommend, sei es im Trainingsanzug vom Radfahren, im Bademantel aus dem Schwimmbad, ebenso wie von F., die in der Diskothek so wild und ekstatisch wie möglich tanzte, seine Blicke wärmend auf dem Rücken.

Erotische Funken sprangen, wenn sie in Gesprächen dank ähnlicher Sozialisationsbedingungen vermittels Wortsignalen verwandte Situationen der eigenen Biographie assoziierten, das konnten griechisch-lateinische ebenso wie biblische Formeln sein, die, in bestimmter witziger Weise ins Gespräch geworfen, nur von ihnen beiden verstanden, eben ein Gefühl erotischer Solidarität hervorriefen.

Wobei F. an dieser Stelle sicherlich eingreifen und sagen würde, das Wort Solidarität sei hier gänzlich unangebracht, es sei ein Wort, aus dem Klassenkampf nicht herauszulösen, und auch da nur der einen, nämlich der unterdrückten Klasse zustehend – alle anderen Formen interessengebundener Kooperation seien „Klüngel“. Etwas von Klüngel, etwas nicht ganz Sauberes hatte jenes Abtasten zwischen F. und Pfarrer C. denn auch, etwas von „Unzucht mit Abhängigen“, und so vermutet F. zu Recht, daß eben auch ihre Beziehung zu Pfarrer C. ganz und gar vom Warenverhältnis zwischen Personen bestimmt und getrübt sei.

Vielleicht wäre es nützlich gewesen, wäre sie einmal mit Pfarrer C. in ein Gewitter gekommen, und sie hätten Hand in Hand rennend seine Jacke als Regenschutz über den Köpfen, Zuflucht in einem leidlich gemütlichen Heuschober gefunden. Aber möglicherweise wären auch hier die Rollenzwänge als Substitute der ökonomischen zu stark gewesen, als daß es zu einem gedeihlichen Beischlaf hätte kommen können. F. vermutete jedenfalls, aus der Tatsache, daß weder ein Heuschober noch ein andere förderliche Gelegenheit zur Hand war, rekrutiere eine gewisse Betrübnis, um das Wort Frustration einmal zu vermeiden, eine Betrübnis und ein zunehmender Mißmut von Pfarrer C. ihr gegenüber, denn für ihn war es schlimmer, er war in dem Alter, wo die erotisch vielversprechenden Situationen rarer werden und das Verzichten durch die vernünftige Hoffnung, daß an der nächsten Ecke ja eine andere steht, weniger getröstet wird.

Spielsonntag, Kinderdiskothek, Kalla ist betrunken, Kalla, der den anderen gerne sein Gasfeuerzeug unter den Hintern hält, bis sie es merken, Kalla, den sie im stillen für das Blut auf der Herrentoilette ebenso verantwortlich macht wie für den geheimnisvollen Messerstich in Mikes Oberschenkel, Kalla, der zu Hause lange Zeit mit einer Kette geschlagen wurde, Kalla, das Zigeunerkind, ein Bärtchen wie eine Augenbraue im dunklen Gesicht, braun gegen das pinkfarbene Hemd, äußerlich so überraschend geglückt wie alle seine fünf Geschwister. Kalla nimmt sie in die Arme, als müßte er sonst versinken, von den Wänden tropft Lobos Babe, er flüstert in ihr Haar lange Erklärungen, warum er so betrunken sei und sie tanzen so eng wie die zwei Hälften eines Apfels und trennen sich lächelnd, als die Platte zu Ende ist und F. weg muß, um Tischtennis, Scharade oder Rausrennspiel zu spielen, Wollpüppchen zu basteln, das Klo zu putzen oder ein Bauchwehkind nach Hause zu bringen und atemlos zurückzurennen, hoffend, daß nichts passiert sei, was über mit Klebstoff beschmierte Türklinken hinausging – schließlich ist sie allein mit ca. 60

Kindern.

F. war eine große Verfechterin der Sinnlichkeit, das hieß für sie das Beleben oder Wiederbeleben aller Sinne, das Befühlen eines Kaninchenfells ebenso wie der Geruch von gebratenem Speck, aber es schien ihr, als sei gerade der Sinn, wo vermittels des Tastens die Verschiedenheit der Materie, der Sinn also auch, der ohne Scheu den Körper des Mitmenschen erforscht und je nachdem genießt, besonders verschüttet und besonders förderungsbedürftig. So kämpfte sie für das Bestehen der Diskotheken im besonderen und für die Säkularisierung des Sexes im allgemeinen, denn sie fand, man könne den Sex gar nicht hoch genug einschätzen, mindestens so hoch wie ein Steak au poivre, wenn man Hunger, und ein Dortmunder Pils, wenn man Durst hat. Sie fand es erfreulich, daß sie selbst sexuelle Begeisterung sowohl beim Ruckeln eines Busses wie vermittels ihres Zeigefingers empfinden konnte, wodurch der Sex ihrer Meinung nach keineswegs an Wert, aber zum Glück an Heiligschein verlor.

Fest stand für sie, daß Sex zu den Selbstverständlichkeiten gehören müsse, und daß man dann zu anderen Dingen übergehen könne. Die ausschließliche Fixierung auf den Sex, so äußerte sie häufig, sei in vieler Hinsicht ein Ergebnis der gegenwärtigen Verwertungsbedingungen des Kapitals (eine Menge Dinge werden lediglich für den erotischen Warentausch produziert), von dessen allesdurchdringender Herrschaft der Sex-Fixierte durch seine scheinbare Privatheit keine Kenntnis nehmen konnte.

Die Küstersfrau Frau D. schlug ihr vor, das Weihnachtsspiel für die große Altenweihnachtsfeier in S. mit den Genossen von der Mafia zu besetzen, und es konnte nicht geklärt werden, ob sie damit F. ein Bein stellen oder tatsächlich die rauchende, saufende, klauende, randalierende Mafia von der Kirchentür weghaben wollte, wo es zuring wie in Wallensteins Lager, oder beides. F. fand die Idee auf jeden Fall hervorragend und die Mafia auch.

F. suchte von den in Frage kommenden Laienspielen das erträglichste aus, es war einer Tolstoi-Novelle nachempfunden, und als Harry zu ihrem Bedauern aussteigen mußte, weil er einen Job auf einer Tankstelle bekam, spielte Bomber J. den Schuster Martin, und zwar so, daß ihr gelegentlich der Atem weglief. Die Darsteller (in der Reihenfolge ihres Auftretens) besorgten folgende Requisiten und Kostüme: Martin von Uschi die Puppe Missis Beezley, Udo ein Schaffell, das er mit Paketschnur um die Schultern band, Götz einen verdächtigen, aber brauchbaren Soldatenmantel, Ralph die passende Mütze dazu, Gitta vom Vater Möbelpacker eine Schürze, das Firmenschild wurde überklebt, Christine sorgte für Ahle und Faden, Frankie eine bemalte Sackleinwand mit Strick als Russenkittel, Marion einen Korb. Küster D. machte für den Analphabeten Ralph einen Stern am Stock, als Sternsinger, den F. vergoldete ebenso wie den Topf für die Suppe. Weiter besorgte sie Pelzmützen und Stiefel, lange Röcke und Umhängetücher, Petroleumlampe und Kupferkessel, Jugendstilschöpfkelle aus eigenen Beständen, und zu jeder Probe Kandiszucker und Apfelmus. Aus dem Theater entlieh sie Podeste und einen Scheinwerfer, den sie am Tag X selbst zusammenbaute und einrichtete, während um sie herum die Bezirksfrauen Kaffeetische schmückten und deckten mit einem rotbäckigen Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, und in dessen Schein die Gruppe, heftig schwitzend vor Aufregung und literarischem

Kaffeeklau, ganz erfolgreich war.

November, Laternenmonat, Drachenmonat, Monat der vorletzten und letzten Blätter, Monat der ersten Weihnachtswänge, die F. nie ausschließlich als solche des profitorientierten Unternehmertums empfunden hatte. Vielmehr sah sie und empfand am eigenen Leib im Durchstreifen der Geschäfte eine Möglichkeit, die Phantasie auf Mitmenschen zu richten, sich notgedrungen ihrer Wünsche, Bedürfnisse, Neigungen, Fähigkeiten zu erinnern oder sie vorwegzunehmen – eine Tätigkeit, die in F. manchmal den Wunsch aufkommen ließ, es möge das ganze Jahr über Weihnachten ins Haus stehen.

Dieses Jahr konnte sie der so geschätzten Übung aber nur in größter Eile nachkommen, unter den wenig stimulierenden, ladenschlußandrohenden Blicken der Verkäufer (für deren Gefühle sie neuerdings Verständnis aufbrachte, empfand sie doch auch durchaus Arbeit und Feierabend nunmehr als feindlichen Gegensatz), also regelrechter Weihnachtsstreß, für den sie sich nur durch kurze Betrachtungen der Beute, durch das Zuordnen der passenden Weihnachtskunst, der Seidenpapier- und Bändchen-Farbspiele entschädigte. Eine andere, pervertierte Form der Weihnachtsarbeit hielt sie heuer in Trab.

Sie fand eine Akte auf ihrem Schreibtisch und empfing die Anordnung von Frau R., sie möge jetzt mit den Geschenktüten für die Armen und Kinderreichen in der Gemeinde beginnen. Schwester U. habe gesagt, daß sie in diesem Jahr nicht mithelfen könne, sie sei zu überlastet, und im vergangenen Jahr seien Schwester U. und der Sozialarbeiter zusammen schon kaum fertig geworden.

F. studierte die Akte. Zunächst waren da zwei Listen, wo die Armen, Einsamen und Kinderreichen mit Namen und Adresse vorgemerkt waren, dann eine weitere Liste, wo die Höhe der im vergangenen Jahr erfolgten Geldspenden aufgeführt waren. Sie pendelten zwischen 10 und 30 DM pro Person oder Familie. Weiter gab es Geschenktüten, differenziert nach der mehr psychischen oder physischen Natur der Bedürftigkeit. Einsame Männer bekamen zum obligaten Stollen, obligaten Kaffee und der Apfelsine Zigarren und ein Fläschchen Schnaps, die einsamen Frauen eine Kerze von außerordentlichem Durchmesser, mit wächsernen Krusten bedeckt wie mit einer scheußlichen Krankheit (F. war versucht, einen Leuchter aus blauem Glase hinzuzufügen), Pralinen oder Eau de Cologne. Die Kinderreichen bekamen Wurst und Dosenfleisch und je nach Kinderzahl entsprechend Schokoladentafeln. Es folgten nun für F. das Berechnen der Ausgaben, das Herausfinden weiterer Bedürftiger, das Einkaufen im Großhandel, wo die dort verkäuflchen Einheiten mit den zahlenmäßigen Erfordernissen ihrer Liste in Einklang zu bringen waren, das Verpacken in Tüten, die in der Mitte ausgingen und nicht mehr zu bekommen waren, so daß sie weiße Mülltüten mit Gold- und Silbersternen beklebte, das Kuvertieren der nagelneuen, klebenden Geldscheine, das Austragen der Tüten mit dem Baby auf dem Arm, Treppe um Treppe, oft vergeblich, die letzten noch am heiligen Abend durch die Wohnklos, die Folterkammern und Sterilisationsmaschinen, braungelb wie Durchfall, durch die Schachtanlagen, aus denen es kein Entrinnen gab, gebaut von Verbrechern, um Verbrecher zu produzieren, damit man unter sich bliebe, über die verlogene Hilflosigkeit dieser kirchlichen Aktion nur wenig getröstet durch die Grandezza, mit der resolute Mütter dieses Almosen empfingen, die Freude der wirklich im häufig totgesagten

Elend wie Fliegen am Klebeband zuckenden Alten.

Als am heiligen Abend der Rechnungsführer und Kirchenvorstand Herr P. mit dem schamlosen Klingelbeutel Weihnachten ausbeutend vor ihr stehen blieb (ihr Sohn sang beim Quempas mit, daher ihre Anwesenheit an jenem Ort der sieben Todsünden), lächelte sie ihn an und schüttelte den Kopf. Herr P. wurde dunkelrot und sollte ihr wenig später ungerechtfertigterweise einen Betrug in die Schuhe zu schieben versuchen. (Abermals heftig errötend hatte er dann im Flur des Jugendamtes dafür um Entschuldigung zu bitten.)

Von seiten Pfarrer C.'s häuften sich Ende Januar, Anfang Februar, nach der anfangs euphorischen Einschätzung ihrer Arbeit vielsagende Formulierungen. Sätze wie: „Herr D. sagt mir . . .“ „Sie müßten eigentlich“, „Sie sollten nicht“, Wörter wie „Sachwerte“, „anvertraute Gelder“, „Kontrolle“, „Übersicht“, „Unterordnung“, „Sozialarbeiterausbildung“ (wo es der Ton war, der die Musik machte), „Gefahr“ beschrieben einigermaßen deutlich das veränderte Klima.

F. fand eigentlich, daß ihre Arbeit nach und nach eher besser als schlechter lief. Die pädagogischen Erfolge ließen sich ihrer Meinung nach nicht mit dem Zollstock messen. Sie hatte gemeinsam mit ihrer Gruppe ein pädagogisches Minimalprogramm aufgestellt, das etwa lautete: Lernprozesse unterstützen, Erfolgserlebnisse vermitteln, wobei die Dialektik der beiden Forderungen ihnen nicht entging. Darüber hinaus „lebte“ F., wann sie konnte, mit den Jugendlichen, hatte keine Angst mehr vor ihnen und hatte sie gern. Sie riskierte an jedem Spielsonntag das Chaos, und freute sich an der selbstgefundenen Ordnung, die sich in Ansätzen dann doch aus der Arbeit ergab, von der man allerdings auch nur behaupten konnte, daß sie aus sehr subjektiver Sicht eine selbstbestimmte war. Aber es gab Momente der Hilfsbereitschaft unter den Jugendlichen, der Zärtlichkeit, der Kooperation, der Zielstrebigkeit, die doch die unausweichlichen hors d'oeuvres waren für ein potentiell späteres politisches Festessen.

Die Schülergruppe, die bis zehn Uhr bei ihr tagte, Zigarettenrauch erzeugte wie bei einem Waldbrand, den Plattenspieler ebenso wie die Tischtennisplatte zertrümmerte und wieder reparierte, Küche und Keller leerfraß, funktionierte ihrer Meinung nach ausgezeichnet. Spielerisch gerannen die Programme, die im ganzen zuverlässig durchgeführt wurden, wenn auch jedesmal das Gefühl des Reiters überm Bodensee die Nachlese war. Ebenso lief auch dank der Gruppe die Diskothek, lief die Bürgerinitiative doch zumindest so gut, daß die Bemerkungen des Pfarrers: Scheißverein, aus dem man nur noch austreten kann, wenig gerechtfertigt erschienen und nur als Symptom gewertet werden konnten. Und so diagnostizierte F. mit einiger Genugtuung, daß die Geister, die der Kirche zur Akkumulation von Profit so willkommen waren, nun doch eine Nummer zu groß waren, die Geister nämlich von Egalisierung und Autoritätsabbau entsetzlichen Angedenkens, und daß Pfarrer C. und Küster D. ihre diesbezügliche Lektion so gründlich gelernt hatten, daß sie seismographisch reagierten und des Hinweises durch die Obrigkeit gar nicht bedurften, um F. so nach und nach kaltzustellen.

Die knieweichen Montage, wo sie beflissen sich Küster D. stellte, der im Gemein-dehaus stand, von seinen Reinigungsmaschinen umlagert wie von Spürhunden und mit böser und klagender Stimme graue Vorwürfe ausstieß wie schmutzige Spucke. Der die Schlüssel „verlor“ vom Fernseher, von der Bibliothek, vom Klavier, der die

bemalte Jute zusammenkrümelte im hintersten Winkel des feuchten Kabuffs, so daß die Farbe abbrach, der schon während der Theaterproben zwischen den Beinen der Darsteller zu fegen anfang, ihr die meisten „kreativen“ Materialien verbieten ließ, Billardkugeln und Tischfußbälle versteckte und sie haßte und fürchtete. Warum, fragte sich F.?

Vertrug das erstarrte Kaleidoskop in ihm das Schütteln nicht, die gewaltsame Veränderung des dort geronnenen Musters? Wurde ihm gegenwärtig möglicherweise das eigene, allzuglatte Funktionieren bewußt? Oder war es nur, daß er eben seine heile Insel liebte, seine blanken Fensterscheiben und sauber geschnittenen Rosenbüsche, seine gefegten Waschbetonplatten und den Geruch von frischgewachsenen Treppenstufen, das Glitzern der laboratoriumssauberen Küche, als wärs ein Stück von ihm? Und war dies nicht sein gutes Recht, daß er, scheinbar eins mit seinem Produkt, es verteidigte gegen die scheinbare Entfremdung, die F. mit ihm vollzog? War es ihm vorzuwerfen, daß er nicht sah, daß in einer unheilen Umgebung seine blanke Oase das Entfremdete war?

Auf jeden Fall litten sie beide untereinander. F. litt unter der Beeinträchtigung ihrer Arbeit ebenso sehr wie unter der Tatsache, daß sie ihn leiden machte.

Und so brannte denn auch der mit beiden Händen vor jedem Luftzug geschützte Optimismus langsam herunter. Die Arbeit geriet ins Dämmerlicht der Zweifel und der Selbstkritik. Sie riskierte das Chaos, hatte sie stolz formuliert. War es denn letztlich nicht nur antiautoritäres Gefummel, was sie da trieb, das den unerträglichen Druck, unter dem die Kinder litten, in harmlosen Explosiönchen verpuffen ließ?

Sie würde über kurz oder lang der Sache den Rücken kehren, eher kurz, dafür standen die Zeichen schon an der Wand, und alles bliebe beim alten, vielleicht ein bißchen schlimmer. Sie hatte den Kindern keine Handhabe geben können, auch ohne sie Veränderungsprozesse einzuleiten. Ebenso wenig hatte sie in ihrem feuerspuckenden Haß auf die Architektur der Siedlung die Chance erkannt, die doch auch in dieser zusammengepferrten Gemeinsamkeit der Familienklumpen stecken konnte, und entsprechend hatte sie nichts dergleichen unternommen.

So oder ähnlich pulte sie nach Art der bürgerlichen Intellektuellen nachts an ihrem privaten Ölberg herum und kam so nach und nach auch drauf, woran es unter anderem fehlte. Trotz allen scheinbaren Engagements hatte sie letzten Endes nur gejobbt. Sie hatte die Arbeit betrieben in der ruchlosen Art, wie sie als Schauspielerin am städtischen Theater Rollen mit gewissenloser Gier sich übergestülpt, benutzt und aufgesogen hatte zum ausschließlichen Zweck der Selbstbefriedigung, um sie nach der Premiere achtlos wegzuerwerfen wie einen alten Pantoffel und dann mit der nächsten ebenso zu verfahren. Ebenso war sie in ihrer Jugendarbeit von einem Projekt zum nächsten gelaufen, in der Hoffnung, irgendwo bestätigt zu bekommen, eine gute Sozialarbeiterin zu sein.

Wieweit ihr das vorzuwerfen war, ihr alleine, das bleibe dahingestellt. F. hatte selbst immer die Auffassung vertreten, daß, auch wenn man die gesellschaftlichen Ursachen für das eigene Fehlverhalten erkennt, das einen nicht davon entbindet, es zu ändern. Es hatte ihr gefehlt an Geduld und an Hingabe und vor allem an wirklicher Solidarität, worüber die Sympathiebezeugungen von beiden Seiten nicht hinwegtäuschen konnten. Sie war eine Bürgerin, und obschon objektiv ganz gewiß ähnlich betroffen wie ihre Klienten, subjektiv durch Täler und Berge von ihnen

getrennt.

Und das Schlimmste war, daß sie weder die Kraft noch den Mut gehabt hatte, sich dort zu organisieren, wo der Weg zur Lösung der Probleme zumindest beschritten war. Dies waren im wesentlichen die Informationen, die sie gegen Ende des ersten halben Jahres ihres Berufspraktikums auf einem sonstigen Gebiet der öffentlichen und freien Sozialarbeit über sich selbst zusammengetragen hatte. Es spricht dann doch für ihre Zähigkeit, daß sie zuletzt noch den lange geplanten sexualpädagogischen Vortrag in Angriff nahm. Ein Flugblatt wurde von ihr und der Gruppe verfaßt und während der Diskothek verteilt.

Es kamen immerhin rund 40 Jugendliche. Als aber der fingerspitzige, lippenleckende Pfarrer und Heilpädagoge D. den vorehelichen Sex nur gesenkten Blicks, den ehelichen, fruchtbaren, gottgefälligen mit zu den Neonröhren erhobenen Augen beschrieb, als handelte es sich um Dinge, die kaum dem Namen nach etwas miteinander zu tun haben, mußte F. schon aufstehen und sagen, daß ihrer Meinung nach Sex so angenehm und nützlich sei wie Essen und Trinken, darum sei auch kein Grund vorhanden, seine Ausübung zeitlich nach oben oder unten bzw. räumlich durch Zäune und Stacheldraht nach den Seiten zu begrenzen. Als ob die Menschen, vor allem die Frauen ein Schild um den Hals trügen, Privatbesitz, Eintritt verboten. Hier und heute seien sie ausschließlich zusammengekommen, um zu erfahren, wie man trotz sexueller Betätigung, die ja stattdessen, ob man das nun wahrhaben wolle oder nicht, Kinder verhüten könne. Sie habe in einem Monat vier unverheiratete Mütter besucht, und das sei der eigentliche Anlaß für diesen Gesprächsabend gewesen. Ihre Schülergruppe und Pfarrer D. wurden nach der Veranstaltung noch zu Pfarrer C. auf einen Drink gebeten.

F. ging ungebeten und ungeschoren nach Hause. Und sie hatte Zeit, im Auto zu überlegen, ob sie nun wieder nicht mit ihrem „hier stehe ich, ich kann nicht anders“ das Kind mit dem Bade und sämtliche weitere Möglichkeiten sinnvoller Aufklärung verschüttet habe.

Wenig später erfolgte das letzte Gespräch mit Pfarrer C. Es hatte bereits davon seine schwefelgelbe Unterlage, daß er ihre Champignonzucht, ihre Diskjockeygruppe, mit dem Vorwurf, sie ruiniere die Geräte, herausgeworfen hatte, ohne ihr das mitzuteilen, und sie durch die Krautjunktessöhne des städt. Gymnasiums ersetzt hatte. F. fragte, ob ihm eine Stelle in der Bibel bekannt sei, wo davon geredet werde, ob der Mensch für den Sabbath oder der Sabbath für den Menschen da sei. Pfarrer C. gab zurück, ihr Sabbath, der Spielsonntag nämlich, sei auch nicht für die Menschen dagewesen, sie habe schlichtweg Kinderaufbewahrung betrieben und zwar schlechte. Er jedenfalls könne keinerlei Erfolge oder positive Ansätze in ihrer Jugendarbeit entdecken. Und als F. dies noch leise kochend schluckte, fügte er hinzu, wenn sie über das Anerkennungsjahr hinaus in den Diensten der Kirche bleiben wolle, müsse gewährleistet sein, daß sie mit ihm im Bereich der christlichen Verkündigung mitarbeiten werde.

Da F. dies als längst enttarnter Marxistin reine Erpressung schien, sagte sie, dies könne sie mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren. Und er darauf – dann habe sie in den Diensten der Kirche ab jetzt nichts mehr zu suchen. Und F.: so scheine es ihr auch. Und beiden zitterten die Hände, als er die letzten 200,- DM für die Honorarzahlung übergab, und Frau R. saß zerflossen auf ihrem Bürostuhl, so angenehm erschreckt, als sei soeben eine akzeptable Vergewaltigung über sie

hingegangen.

F. hatte noch eine Woche Zeit, ihre Akten übergabefertig zu ordnen, ihre persönlichen Gegenstände auszusortieren und sich sodann mit verschwitztem und wundgescheuertem Gemüt an den zweiten Teil ihres Praktikums im Bereich der Gemeinwesenarbeit des Sozialamtes der Stadt zu begeben. Ob Heidi wohl brauchen konnte, was es gelernt hat?

Ilse Kibgis Klassentreffen

Bier lockert
die Fremdheit auf
spült Zeitstaub
hinweg

Bilder
mit Milchgesichtern
kreisen

ein paar Lücken
im Klassenfoto

Kriegsopfer

und ein paar Lücken
im Gedächtnis

Zeitzeichen

nach Abendbrotsattheit
ausgebreitete
Karrieren

auf dem Parkplatz
vor der Tür
Statussymbole

und auf Bierdeckeln
Strichmännchen
einer glücklichen

Kellnerin

Barbara Maria Kloos
Beschreibung

Natürlich sagst du prinzipiell nie
 Ich liebe dich
 Auch die gängigen Umschreibungen wie
 Du bist süß oder
 Ich hab dich gern
 Vermeidest du streng
 Deine Devise:
 Jeder genieße in sich hinein
 Gefühl ist Nervensache
 Liebe ist Stilübung
 Wenn der Schoß dann abwärts leckt
 Dichtet der Kopf noch klar nach oben:
 Mann, kannst nicht in ne andre Richtung schnaufen?
 Ich will meine Privatphantasien ja auch mal hörn
 Du bist jederzeit bereit
 Jede Wolke zum Platzen zu bringen
 Davor hast du
 Emanze
 Doch keine Angst
 Untergänge grinst du zurecht
 Und am Ende spuckst du lässig den Saft aus
 Das ist Autonomie
 Du gefällst dir in Beziehungen
 Wo er hübscher
 Und du die Intelligenter bist
 Das ist Emanzipation
 Übungsfeld für deinen psychologischen Scharfblick:
 Haben Männer doch eine primitive Sexualität
 Die armen Schweine
 Manchmal tun sie mir leid
 Dann kotzen sie mich wieder dermaßen an
 Erklärst du deinen besten Freundinnen
 Von Zeit zu Zeit entscheidest du dich
 Ernsthaft
 Lesbisch zu werden
 Zumindest bisexuell
 Wie du es schon immer eifrig propagiert hast
 Du stellst deine Phantasien konsequent um
 Auf Liebesszenen zwischen Frau und Frau
 Du bist ganz sicher
 Daß du weibliche Körper viel anziehender findest
 Als Mönnerschwänze
 Unsinnlich, brutal

Du schwörst, daß du diejenige bist
Die das Theorie-Praxisproblem der Frauenbewegung
Ab morgen früh
Lösen wird
Heute nacht aber
Darf er deine 70 Zungen noch einmal
Auseinanderklappen
Und dann heulst du ein bißchen
Wortlos und harmonisch

Erika Stöppler
Ungeduld

Das Runde hat sich kantig gestoßen
Sehnsucht formuliert Hauptsätze
ganz bestimmte Forderungen
die genau
 dies und das
 ganz anders
haben wollen
 von heut auf morgen
jetzt
 jetzt
 jetzt
kühl in der Nacht
 heiß unter der Sonne
wir bieten keinen Schutz
kein sanftes Lager
löschen keinen Durst
längst erloschene Glut
schwitzen aus
 die fremde Wärme
Die Zeit unsrer Liebe ist kurz
die Sehnsucht der Steine konkret
Niemand mehr soll uns treten

Laura Conti Eine Wolke aus der Fabrik

Aus dem Jugendroman „Sara und Marco, eine Geschichte aus Seveso“

Wir hatten den Fernseher ausgemacht und waren gerade ins Bett gegangen:
„Marco, Marco, komm her und schau mal!“

Es war die Stimme von Sara; im Sommer ruft sie oft noch spät abends nach mir, dann gehe ich raus in den Garten, in die Ecke hinter dem Hibiskusstrauch, dort, wo ein Brett im Zaun kaputt ist und wir uns unsere Sachen, die Kaugummibilder usw. durchreichen können. Ich selber darf abends nicht raus, meine Eltern wollen das nicht. Aber Sara wächst auf wie eine kleine Zigeunerin, sagt meine Mutter, und kritisiert dabei die Familie Di Pasqua: Sie sagt, daß es kriminell ist, einen Haufen Kinder in die Welt zu setzen und sich dann nicht um sie zu kümmern. Nicht, daß es Saras Mutter egal ist, wenn Sara spät abends noch raus geht, im Gegenteil, wenn sie was merkt, dann schreit sie herum wie eine Verrückte. Die Sache ist bloß, daß sie nichts merkt. Sie wohnen in einem kleinen Häuschen im Südtalienviertel, und ihre Haustür schließen sie fast nie ab, weil keiner von ihren Geschwistern weiß, ob er wirklich als letzter nach Hause kommt oder nicht, und deshalb schließt halt niemand ab. Sara schläft mit Assuntina im selben Zimmer, und wenn Assuntina abends mit ihrem Verlobten ausgeht, dann wartet sie immer, bis ihre Eltern vor dem Fernseher sitzen, und dann geht sie auch raus. Es reicht, daß sie noch vor Assuntina wieder nach Haus kommt, aber Assuntina kommt nie vor zwei zurück, wenn sie mit ihrem Verlobten aus ist. So hat Sara soviel Zeit, wie sie will. Meine Mutter sagt immer, daß Sara wie eine Zigeunerin aufwächst, weil sie sie tagsüber schmutzig und abgerissen rumlaufen sieht, und weil alle Leute wissen, daß sie ab und zu von der Schule nach Hause geschickt wird, weil sie Läuse hat. Wenn sie aber dazu noch erfährt, daß sie sich im Sommer auch abends noch draußen rumtreibt, dann sagt sie, daß da kein anständiges Mädchen draus werden kann. Allgemein stimmt es zwar schon, daß anständige Mädchen abends nicht raus gehen, aber bei Sara ist das etwas Anderes.

Ich ging ans Fenster und gab ihr ein Zeichen, dann zog ich meine kurzen Hosen an und schlich barfuß die Treppe runter, um keinen Krach zu machen, damit mich meine Eltern nicht hörten. Sara stand hinter dem Hibiskusstrauch, wo das kaputte Brett im Zaun ist, und im Licht der Straßenlaterne konnte ich sehen, daß sie ein kleines schwarzes Bündel im Arm hatte. Sie zwängte es durch die Bretter hindurch und gab es mir, es war ihre Katze.

„Nimm meine Carmelita, sie ist krank.“

„Krank? Was kann ich denn dran ändern, wenn deine Katze krank ist?“

„Sie muß bei dir bleiben, wenn mein Vater sie nämlich findet, dann tötet er sie. Bei uns werden gerade alle Tiere getötet, alle, die nicht von selber gestorben sind. Das hat der Bürgermeister angeordnet. Aber ich will nicht, daß sie Carmelita töten, Carmelita ist meine kleine Schwester.“

Als ich die Katze in der Hand hatte, röchelte und gluckste sie. „Warum sagst du denn immer, daß es deine kleine Schwester ist?“

„Weil alle meine Geschwister eine kleine Schwester haben, das bin nämlich ich,

aber ich habe keine kleine Schwester und deshalb habe ich Carmelita.“

„Und was ist das für eine Geschichte mit den Tieren, die nicht selber gestorben sind, die werden getötet?“

„Ach stimmt ja, du warst ja am Samstag beim Zelten. Aus der Fabrik ist eine Wolke rausgekommen, und am Abend sind schon die ersten Kaninchen gestorben, am Sonntag sind dann die Hühner gestorben. Bei uns sind zweiundzwanzig Kaninchen und siebzehn Hühner gestorben, die anderen sind alle krank, und selbst wenn sie nicht krank sind, sagt der Bürgermeister, daß sie giftig sind und daß sie getötet werden müssen. Bei den Hühnern ist mirs egal, die sind ja nicht wie wir, um die Kaninchen tuts mir leid, aber was solls, aber bei Carmelita will ich nicht, daß sie sie töten. Wenn sie schon sterben muß, dann stirbt sie von selber, aber vielleicht wird sie wieder gesund, wenn du ihr etwas Milch gibst. Mein Bruder Vito sagt nämlich, daß sie bei ihm in der Fabrik, in den Abteilungen, wo die Gifte sind, den Arbeitern jeden Tag Milch geben, Milch ist nämlich gut bei Gift.“

Ich ließ die Katze wieder runter; sie war wackelig auf den Pfoten, taumelte wie eine Besoffene, und ihr Atem ging schwer, wie wenn sie erstickte:

„Und wenn sie ansteckend ist?“

„Aber die ist doch nicht ansteckend, ich hab dir doch gesagt, daß sie das Gift von der Wolke hat. Einer, der vergiftet ist, ist doch nicht ansteckend.“

Die Fabrik vor Saras Haus, in der ihr Vater arbeitet, macht ab und zu einen schrecklichen Gestank, und meine Mutter sagt, daß die Südtaliener, die dort wohnen, ihr Geld damit machen. Wenn ihnen ein Kaninchen oder ein Huhn stirbt, bringen sie es zum Pförtner der Fabrik, wo sie bares Geld dafür kriegen, weil man glaubt, daß die Tiere wegen der giftigen Dämpfe gestorben sind. Die Unternehmer kommen nämlich aus der Schweiz und schwimmen nur so im Geld und zahlen sofort, um keinen Ärger zu kriegen, und das nützen die Leute halt aus.

„Das glaubst du wohl selber nicht, diese Geschichte mit der giftigen Wolke. Die waren sicher krank, deine Kaninchen.“

„Wenn die Kaninchen krank sind, dann werden davon noch lange nicht die Hühner und die Katzen krank. Schau dir meine Katze an, die arme, sie kommt nicht mal mehr weg von da, wo du sie hingeworfen hast.“

Sara hatte recht: die Katze richtete sich auf, taumelte, fiel wieder hin, und ihr Atem ging schwer. Da entschloß ich mich, sie aufzuheben und zu mir aufs Zimmer zu nehmen, am nächsten Tag sollte ich dann zu Sara gehen und ihr sagen, wie es ihr ging. In meinem Zimmer machte ich aus einem alten Pullover ein Lager für sie ganz nah an meinem Bett. Aber als ich das Licht ausgemacht hatte, hörte ich, wie die Katze mühsam wegkroch und sich unter der Kommode versteckte. Ihr Atem ging die ganze Nacht über schwer, und sie machte dabei glucksende Geräusche, wie jemand, der am Ertrinken ist. In dieser Nacht träumte ich schlecht. Ich träumte, die Katze wäre ein kleines Mädchen, die kleine Schwester von Sara, die am Ersticken wäre.

Am anderen Morgen versuchte ich sie zu rufen, aber sie reagierte nicht. Ich schob die Kommode von der Wand weg und sah sie in der Ecke liegen, beinahe wie tot, nur an dem Glucksen merkte man, daß sie noch am Leben war. Ihr Fell war schmutzig, es war nicht wie sonst weich und glänzend, sondern hing in klebrigen Büscheln runter. Wenn meine Mutter sie finden würde, dann müßte ich alles beichten, daß ich in der Nacht aufgestanden war und mich mit Sara getroffen hatte,

und dann würde es einen Riesenstunk geben. Und meine Mutter würde sie sofort finden, wenn sie zum Bettenmachen raufkäme; bei dem Röcheln würde sie bestimmt überall zu suchen anfangen. Es war sechs Uhr, ich machte das Kreuzzeichen und betete darum, daß sie noch vor acht sterben würde. Aber um acht atmete sie immer noch, obwohl ihr Atem immer schneller ging. Ich wollte sie mit dem Kissen erwürgen. Es wäre eine Leichtigkeit gewesen, ein Kissen auf sie zu werfen und zuzudrücken. Tiere töten ist keine Sünde. Bei uns zu Hause wird jede Woche ein Kaninchen oder ein Huhn aus dem Stall geholt und getötet – die Ställe stehen hinter dem Haus, Tina kümmert sich um sie. Eine Katze zu töten ist aber was Anderes, weil man die Kaninchen und Hühner nur züchtet, um sie später zu essen, weil man aber Katzen als Freunde hat. Und Sara würde wahrscheinlich ganz schön heulen, wenn man ihr ihre Carmelita töten würde.

Zum Glück rief meine Mutter rauf, daß sie mit Tina zum Markt geht, und ich hörte die Tür zuschlagen, wie sie rausgingen. Mein Vater war schon weg in seiner Werkstatt, die hinter dem Garten und hinter dem Hühnerstall und dem Kaninchenstall liegt. Ich bin runter, die Katze in einer Zeitung eingewickelt, denn ich mußte sie wegbringen, bevor meine Mutter mit Tina zurück war, sonst würde sie den Atem hören. Ich stopfte die Katze mitsamt der Zeitung unter mein Hemd, doch das konnte man sehen. Damit man nichts mehr sehen konnte, zog ich den Anorak an, obwohl es draußen recht heiß war; ich mußte mich ziemlich beeilen und hatte keine Zeit, das Brötchen zu essen, das auf dem Tisch neben meiner Tasse Milchkaffe lag, deshalb wollte ich eigentlich nur den Milchkaffe trinken, doch dann dachte ich, daß meine Mutter Verdacht schöpfen könnte, deshalb brach ich das Brötchen in Stücke, verstreute die Krümel auf der Tischdecke, steckte mir die Brocken in die Tasche, verrückte den Stuhl noch etwas und hinterließ die Küche im gewohnten Durcheinander.

Mit der Katze unter dem Hemd und dem Anorak drüber, der mich ziemlich ins Schwitzen brachte, nahm ich mein Fahrrad und fuhr zu Sara. Im Viertel von Sara, wo fast nur Südtaliener und einige Leute aus Venetien wohnen, merkte man gleich, daß etwas passiert sein mußte. Leute standen herum und diskutierten, andere streckten ihre Nase in die Luft, um zu sehen, ob die Blätter an den Bäumen schon braun vom Gift waren. Ein Mann mit einem Sack auf dem Rücken hielt den Gemeindediener an:

„Höre ich richtig, ihr habt die ganzen Tiere getötet, ohne zu wissen, wohin damit?“ Der Gemeindediener, der auf seinem Motorrad saß und sich mit einem Fuß am Boden abstützte, drehte sich um:

„Genau so ist es, geht doch hin zu den Ärschen, die die Verordnungen machen, und sagt es ihnen. Und sagt ihnen gleich dazu, daß im Sommer ein totes Tier schon nach einem Tag stinkt.“

Da er sich nach hinten umgedreht hatte, während er sprach, stellte der Mann den Sack vor seinem Motorrad ab und wollte sich aus dem Staub machen. Der Gemeindediener lief ihm nach und packte ihn am Arm:

„Nimm deinen stinkenden Sack hier weg!“

Auch der Mann hatte nun eine Stinkwut und sagte etwas, was ich aber nicht verstand; der Gemeindediener, außer sich vor Zorn, schrie ihn an:

„Und wenn ihr nicht wißt, wohin mit den toten Tieren, dann freßt sie doch, ihr Hungerleider!“

Darauf war die Hölle los. Die Südtaliener nehmen es nämlich sehr übel, wenn man sie Hungerleider nennt, obwohl es ja stimmt, daß sie aus ihren Dörfern hier rauf gekommen sind, weil sie dort unten nichts zu essen hatten. Die Männer fluchten, sie hätten sich ganz schön in die eigene Scheiße geritten, als sie ihre Dörfer verlassen hätten und hier rauf gekommen wären, die Frauen liefen mit den kleinen Kindern an der Hand davon und riefen die anderen zusammen. Ich sah Sara, wie sie barfuß nach Hause rannte. Sie rannte allen voraus, und ihre Haare hüpfen auf ihrer Schulter, nicht etwa weil sie mehr Angst hatte als die anderen, sondern weil ihr Laufen einfach Spaß macht. Meine Mutter sagt, daß es unhygienisch für kleine Mädchen ist, ihr Haar so lang und offen zu tragen, vor allem wenn sie wie Sara draußen auf der Straße und in den Feldern spielen; doch die südtalientischen Mädchen hängen sehr an ihren langen Haaren.

Mit dem Fahrrad holte ich sie ein, überholte sie und kam noch rechtzeitig an, um mein Fahrrad an den Zaun zu lehnen und abzuschließen, ohne daß sie mich dabei sehen konnte. Wenn sie nämlich sieht, daß ich mein Fahrrad abschließe, regt sie sich auf und sagt, daß ich in ihrem Viertel Angst hätte, daß es geklaut wird und in meinem Viertel nicht, weil alle Norditaliener was gegen die Südtaliener haben und sagen, daß sie klauen und dabei stimmt es gar nicht. Wenn aber ihr Vater und ihre Geschwister ihre Räder abschließen, dann regt sie sich nicht auf. Sie regt sich nur auf, wenn ich mein Rad abschließe. Während ich auf sie wartete, schaute ich mir ihren Zaun an. Ihr Vater hatte ihn als ein kleines Mäuerchen mit Zement und Ziegeln angefangen, dann aber mit Brettern weitergemacht. Die Bretter waren schon wieder kaputt, und eine kleine, völlig schiefe Tür wurde nur noch mit einem Draht zusammengehalten. Die Tür war unnütz, weil ein Teil vom Bretterzaun eingestürzt war und man auch reingehen konnte, wenn die Tür zu war. Der Garten war voller Tomaten und Paprikapflanzen, große Tomaten für Salat und kleine für Spaghettisoße; alle Sorten von Paprika, grüne, rote und gelbe, und auch die kleinen scharfen roten Pepperoni, die die Südtaliener immer essen, aber wir nicht, weil sie auf der Zunge brennen. In einer Ecke stand der Hühnerstall, und die Gehege waren leer. Die Hühner, die sonst immer auf dem Boden herumpickten, waren weg. In der anderen Ecke waren die Kaninchenställe, und auch sie waren leer. Es war ganz still, irgendwie komisch: man hörte keine Hühner, man hörte keine Spatzen zwitschern, die ihnen die Körner wegschnappen, es waren keine Hühner und Spatzen mehr da. Es waren auch keine Tauben mehr da, die sonst immer beim Knarren der kleinen Gartentür davonfliegen. Im Hühnerstall und in den Kaninchenställen stank es wie üblich, doch fehlten die Fliegen, die sonst in diesem schmutzigen und verwilderten Garten herumsurren. Es war wie beim Fernsehen, wenn der Ton kaputt ist. Da kam Sara, ich hörte sie hinter meinem Rücken.

„Schaust du dir wieder unsere Unordnung an? Wir haben dich ja nicht gebeten aufzuräumen, und wenn bei uns Unordnung ist, dann brauchst du ja nicht zu kommen, oder?“

Sie hat immer Angst, daß ich mir die Unordnung und den Dreck bei ihnen im Garten und im Haus anschau. Sie kapiert nicht, daß es mir im Garten bei uns daheim langweilig ist: alle Kieselsteine sind sauber und wohlgeordnet, und nicht einmal eine Blume schafft es zu verwelken und umzuknicken, weil meine Mutter immer nur sauber macht, im Garten und im Haus. Und in den großen Ferien läßt sie dann mich den Garten sauber machen. Meiner Mutter würde es nicht mal im Traum

einfallen, den Gemüsegarten, die Hühnerställe und die Kaninchenställe vor dem Haus zu haben, wo die Leute, die draußen vorbeigehen und die, die zu uns zu Besuch kommen, sie sehen können. Vor dem Haus steht die Araukarie, ein Baum, der zwar einen Haufen Geld kostet, aber kein bißchen Schatten gibt, die Thujen, die nicht einmal wie Bäume aussehen, sondern eher wie Statuen, und die Eibenhecke. Ich mag nur die Rosen und Hibiskussträucher, aber zu denen darf man nicht hingehen, um den englischen Rasen nicht zu zertreten, man darf nur auf den kleinen Kieswegen gehen, deshalb bin ich auch fast nie im Garten. In Saras Garten gefällt es mir viel besser, dort wimmelt es nur so von Unkraut, überall wachsen Robinien, sie umgeben den Zaun, ihre Wurzeln laufen unter dem Zaun durch, und aus den Wurzeln wachsen dann wieder stachelige Sträucher. Saras Mutter schreit und rauft sich die Haare, aber die Robiniensträucher reißt sie nie raus, weil sie stechen. Um sie rauszureißen, braucht man dicke Handschuhe, aber die vergißt sie immer zu kaufen. Schon seit sechs Jahren vergißt sie das jedesmal, wenn sie zum Einkaufen geht.

„Dummkopf, was soll ich mir deine Unordnung anschauen. Ich schau, weil keine Tiere mehr da sind.“

„Alle tot, hab ich dir ja gesagt. Tot, oder getötet, die ganzen Hühner und die ganzen Kaninchen.“

„Und auch die Spatzen, die Tauben und die Fliegen, alle tot.“

„Die Fliegen hat meine Mutter mit Insektengift getötet, was glaubst du denn.“ Wenn sie sich so aufregt, dann muß man den Mund halten, denn sie hat immer Angst, daß es heißt, die Südtaliener sind schmutzig. Dabei wollte ich sie eigentlich gar nicht aufregen, mir machte nur die Stille ein bißchen Angst.

„Auch die Zikaden sind tot.“

„Du willst es ja nicht glauben, aber es ist das Gift. Und was macht meine Carmelita?“

Erst in dem Augenblick fiel mir die Katze wieder ein, und ich merkte, daß ich den glucksenden Atem nicht mehr spürte und daß der Körper der Katze, der die ganze Zeit gezittert hatte, nun ganz ruhig war. Ogott, ich wollte nicht, daß sie jetzt sagte, ich hätte die Katze erstickt:

„Ich hab sie im Anorak, als ich von zu Hause wegging, lebte sie noch, aber jetzt spüre ich sie nicht mehr, sie muß tot sein.“

Arme Sara. Sie hat kein Theater gemacht. Es kam mir vor, wie wenn sie inzwischen an das ganze Sterben schon gewöhnt war. Doch wollte sie nicht, daß ich meinen Anorak auszog:

„Wenn du ihn ausziehst, merkt meine Mutter, daß du die Katze bei dir hast, und ich habe doch gestern, wie mein Vater sie gesucht hat, um sie zu töten, gesagt, ich finde sie nicht mehr, sie ist abgehauen.“

Wir gingen rauf ins Haus; die Stufen vor der Tür waren vollgestellt mit leeren Flaschen und mit großen und kleinen Einnachgläsern, die Saras Mutter zum Abfüllen von Tomatensoße benützt. In den Marmeladegläsern, die dort ungewaschen herumstanden, lagen Wespen: tot.

Ich setzte mich an den Küchentisch, und auch in der Küche waren keine Fliegen. Sonst sind es immer sehr viele, die dort herumsurren, und man muß dauernd nach ihnen schlagen, um sie zu verjagen. Saras Mutter kam von oben runter. Sie ist eine sehr dicke Frau, immer schwarz angezogen und ziemlich klein. Sie jammert immer

wegen ihrem Herz, wegen ihren Beinen und ihren Schmerzen, eigentlich wegen allem, und erst glaubte ich, daß sie sehr krank wäre, bis ich merkte, daß das gar nicht stimmte. Sie hat einen dicken Busen, einen dicken Bauch, einen dicken Hintern und dicke Arme. Sara tut mir jetzt schon leid, wenn sie mal so wird wie ihre Mutter. Meine Mutter ist schlank, groß und gepflegt.

„Du bist blaß und durchgeschwitzt, dir gehts wohl nicht gut, mein Junge. Komm, zieh dir den Anorak aus, es ist zu warm.“ Ich preßte die Arme auf der Brust zusammen vor Angst, daß sie unter dem Anorak den Körper der Katze sehen könnte. Mit dem Anorak schwitzte ich fürchterlich, aber bei dem Gedanken, daß ich eine tote Katze mit mir rumschleppte, schauderte mich.

„Nein, nein. Mir ist kalt.“

„Dir ist kalt und du hältst dir den Bauch, ein Zeichen, daß du nicht richtig verdaut hast. Sara, mach ihm eine heiße Zitrone. Kochend heiß.“

Aus dem Italienischen von Werner Trapp

Uwe Gardein
endhaltestelle

die trambahn fährt in die kehre
mit greifenden bremsen

drucklufttüren öffnen
drucklufttüren schließen

der fahrer sitzt & schweigt
raucht & schweigt

während der fahrt ist es
verboten
mit ihm zu sprechen

man hat sich daran gewöhnt
auch an der endhaltestelle
spricht niemand mit ihm
er raucht & schweigt
von endhaltestelle
zu endhaltestelle
fährt der schweigende fahrer

angekommen raucht er
& schweigt

vor den haltestellen versucht
er zu sprechen
würgt in ein mikrofon
es mißlingt

jeden tag übt er zu sprechen
doch der tag ist bald da
haben sie ihm auch dafür
einen automaten installiert

endlos schweigen
nicht nur an den endhaltestellen
rauchen & schweigen

manchmal
wenn niemand an der endhaltestelle wartet
läßt der fahrer die drucklufttüren
auf & zu
auf & zu

dann ist ihm als rief sein alter schaffner
geh weiter schorsch
magst a zigaretten

dann hat er ein lächeln
raucht & schweigt
mit diesem lächeln
von
endhaltestelle zu endhaltestelle

Heinrich Peuckmann Literaturunterricht: Schüler schreiben Kurzprosa

Bei jüngeren Schülern soll der Deutschlehrer Kreativität im sprachlichen Bereich fördern. Wer erinnert sich nicht noch an den Erlebnisaufsatz? In späteren Jahrgangsstufen wird eventuell geförderte Kreativität dann nicht mehr abgerufen. Der Lehrer hat die Reifung seiner Schüler zu unterstützen, mitzuhelfen, die „Kindlichkeit“ abzustreifen. In den Oberstufen der Gymnasien beschäftigen sich die Schüler im sprachlich-literarischen Bereich fast ausschließlich analytisch. Kreativität gehört wohl nicht mehr zur gereiften Persönlichkeit! Daß es auch anders gehen kann, soll hier gezeigt werden. Es ist die Rede von einem Experiment, das am Städt. Gymnasium Bergkamen nun schon vier Jahre läuft.

Die Schüler der Jahrgangsstufen 12 und 13 in der differenzierten Oberstufe müssen zwei Kurse (die je ein Halbjahr dauern) im künstlerischen Bereich belegen, normalerweise entweder Kunst oder Musik. Seit vier Jahren bietet die Schule auch Literaturkurse an, in denen die Schüler selbst Texte schreiben.

Vorgegangen wird in diesem Fach ähnlich wie im Kunstunterricht. Wie die Schüler dort nach vorgegebenen formalen Kriterien zeichnerische oder graphische Arbeiten herstellen, so schreiben die Schüler im Literaturunterricht nach vorgegebenen formalen Kriterien Prosatexte (in Ausnahmen auch Lyrik).

Die für beide Fachbereiche problematische Frage der Zensurbarkeit – für den Lehrer eine wichtige Frage – ist auf akzeptable Weise grob lösbar, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß Probleme bestehen bleiben, aber das gilt mit graduellen Unterschieden für jede Zensur in jedem Unterrichtsfach.

Wir haben uns für wenige Kriterien entschieden, die wir zudem in Frageform formuliert haben, um die Schüler nach der Erstfassung ihrer Texte zu einer theoretischen Kontrolle ihrer literarischen Arbeiten anzuleiten. Solche Kriterien sind zum Beispiel:

- Sind die Charaktere genügend in Handlung umgesetzt? (d. h. Personencharakterisierung durch Handeln und Reden, weniger adjektivisch-adverbial).
- Paßt die Sprache zu den beschriebenen Personen, Situationen, zur beschriebenen Zeit?

- Ist die Handlung genügend breit erzählt?

- Gibt es angesichts der gestellten Intention Handlungslücken oder überflüssig breite Passagen? usw.

Insgesamt laufen die Kriterien auf das hinaus, was man eine mittlere Erzähllage nennen könnte, angesichts der Absicht, Schüler an das Schreiben heranzuführen, sicherlich eine sinnvolle Zielsetzung. Variationen sind möglich und können mit dem Kurslehrer abgesprochen werden, z. B. das Schreiben lyrischer Texte.

Die Erfahrungen aus vier Jahren sind erstaunlich. Die Motivation der Schüler, sich kreativ mit Sprache auseinanderzusetzen, ist überraschend groß. Manchmal legen gerade die Schüler, die bei der rein analytischen Auseinandersetzung mit Literatur große Schwierigkeiten haben, hier überzeugende Ergebnisse vor. Die Schüler sind oft selbst von dem, was sie können, so überrascht, daß die Frage der Zensurierung und Beurteilung sekundär für sie wird.

Zum Kursablauf: Die jeweiligen Themen der Texte werden gemeinsam von

Schülern und Lehrer beschlossen. Dabei soll der Raum für eine individuelle Zielsetzung groß bleiben. Im Unterricht selbst werden Beschreibungen geübt (von Vorgängen, Gegenständen usw.), der Stil literarischer Texte untersucht und vor allem werden die Schülertexte gründlich besprochen. Nach der Besprechung im Kurs bleibt eine Überarbeitung der Texte für die Schüler möglich. Die Texte selbst werden in einem angemessenen Zeitraum zu Hause geschrieben. Grob sollen drei bis vier Texte in einem Halbjahr zustande kommen, ein umfangreiches Soll, berücksichtigt man die Überarbeitungen und die Länge der Texte, die zwischen zwei und zehn Seiten schwankt.

Mehr als die detaillierteste Beschreibung zeigen die Schülerarbeiten selbst, was in diesen Kursen möglich ist. Deshalb sollen Textbeispiele dieser kurzen Einführung folgen, die mehr oder weniger zufällig ausgesucht wurden und nicht etwa das qualitativ Beste aus vier Jahren darstellen.

Jedoch soll erwähnt werden, welche Kreise diese Kursarbeit in der Stadt Bergkamen zog, einer Stadt von knapp 50 000 Einwohnern, überwiegend Arbeiterbevölkerung. Diese Wirkung ist natürlich nicht das pädagogische Ziel des Literaturkurses, allenfalls ein Nebenprodukt, an dem jedoch klar werden kann, wie weitreichend die Arbeit sein kann.

Die örtliche Volkshochschule bietet seit drei Jahren eine Schreibschule an: „Sehen, erleben, erinnern, schreiben“, in der ehemalige Schüler zusammen mit Angestellten, Hausfrauen, Rentnern Texte schreiben, dazu mindestens einmal im Jahr eine öffentliche Lesung veranstalten und eine Broschüre herausgeben. Oft gibt es noch weitere Lesungen in anderen Städten.

Seit knapp einem Jahr gibt es auch eine kleine Werkstatt Bergkamen im „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“, in der ein Bergarbeiter, ein Angestellter und drei Lehrer gegenwärtig an der Herausgabe einer Anthologie arbeiten.

Die Stadt Bergkamen vergibt inzwischen einen Literaturpreis, allerdings nicht wie manche andere Städte, die bekannte Schriftsteller ehren, mit denen sie sich als kulturfreundlich schmücken können. Der Bergkamener Literaturpreis wird an Bergkamener Hobbyautoren verliehen. Juroren sind die Autoren Josef Reding, Liselotte Rauner, Rainer W. Campmann, die zusammen mit je einem Abgeordneten der SPD und CDU über die Vergabe des ersten (800 DM), zweiten (500 DM) und dritten Preises (300 DM) entscheiden. Im vergangenen Jahr gewannen unter knapp zwanzig Einsendungen Schüler des Literaturkurses unseres Gymnasiums den zweiten und dritten Preis.

Eine Tageszeitung druckte die prämierten Texte, im vierteljährlich erscheinenden Programmheft des Kulturamts wurden sie ebenfalls abgedruckt.

Inzwischen haben Schüler in einer Rundfunksendung (WDR II) eigene Texte gelesen und über ihre Erfahrungen in den Literaturkursen berichtet, und es überrascht mich schon nicht mehr, eines Tages in der Lokalzeitung zu lesen, daß ein Text einer ehemaligen Schülerin im Fernsehen (WDR III, Reihe „Experimente“) mit Bildern unterlegt vorgelesen wird.

Einige Schüler schreiben nach dem Abitur weiter und erfahren Anerkennung. Kleinere Literaturzeitschriften drucken ihre Texte. Die Vergabe des zweiten Bergkamener Literaturpreises steht bevor. Schüler – ehemalige und jetzige – haben Chancen. Aber dies alles ist nicht primäres pädagogisches Ziel, wie gesagt: allenfalls Nebenprodukt, über das wir uns aber freuen.

Sitzi und ich lagen wohl gerade im Kinderwagen in der Sonne, nichtssagend vor der Wichtigkeit des Augenblicks. 1963 machte uns die Rünthner Volksversammlung zu Bergkamenern. Die Debatten waren heiß wie der Sommer, als in Rünthe die ⅔-Mehrheit für den Zusammenschluß der fünf Gemeinden nicht zusammenkam. Proteststimmen wurden laut, Rünthe hätte eine eigene Vergangenheit, die Tradition der alteingesessenen Bauern, Bergbau und schließlich die Tatsache, daß Rünthe in den dreißiger Jahren eine Hochburg der Kommunisten und des Widerstands war. Flugblätter wurden gedruckt, hitzige Reden gehalten – schließlich aber war der Bürger überzeugt, daß Rünthe nicht abseits stehen dürfe. Die Unruhen der sechziger Jahre gingen spurlos am Ort vorüber, es gab weder rebellische langhaarige Studenten noch Demonstrationen oder ähnliches. Und das einzige, was ich von den Sechzigern mitbekommen habe, war diese Melodie der Beatles „OB-LA-DI – OB-LA-DA“. Noch später war ich nur schwer davon zu überzeugen, daß es sich tatsächlich um kein deutsches Kinderlied gehandelt habe. Es muß wohl eine sehr aufgeschlossene junge Dame gewesen sein, die uns so etwas im Kindergarten vorsang.

65 kam Rünthe endgültig zu Bergkamen, eine Tatsache, die auf unser Leben vorläufig keinen Einfluß nahm. Während sich die Welt mit Apo und Vietnam beschäftigte, und Bergkamen Grundstein für Rathaus und Politik legte, strakelten Sitzi und ich mit I-Käppchen zur Schule. Sie beschäftigte uns nicht so sehr, daß wir keine Zeit mehr gefunden hätten, unserer eigentlichen Arbeit nachzugehen, Stichlinge aus der Bever zu fangen, Hütten zu bauen und Maiskolben zu ergattern. Idylle. Nachdem wir große I's und Rechenaufgaben kratzelig auf die Tafel gebracht hatten, in Hast blöde Schulkleider in Lederhosen getauscht wurden, ging es los, meist in Richtung Bever oder ins Römerlager. Mußten wir für Diktate oder Rechenarbeiten üben, gab es den heftigsten Protest, denn diese Beschäftigung war, unserer Meinung nach, eines Raubritters oder Indianers absolut unwürdig.

Abends spielten wir Völkerball auf der Straße, und die einzigen, die unser Spiel störten, waren die Kühe, die über die Straße in den Stall getrieben wurden. Die Straße war eigentlich ein asphaltierter Weg, im Sommer zum Rollschuhfahren gedacht, im Winter, um die Brücke hinunterzuodern.

Die Veränderungen nahmen wir nur langsam wahr, sei es, daß die Völkerballspiele öfter unterbrochen wurden oder daß sich die Zahl der totgefahrenen Katzen mehrte. Über Letzteres waren wir ernstlich besorgt, zumal ich gerade stolzer Besitzer von fünf Jungkatzen war.

Beängstigend aber waren eigentlich die Besuche des Aals. Sitzi und ich nannten den Bergkamener Mann immer nur Aal, vielleicht, weil wir den Namen nicht wußten, oder weil sein Gesicht dem Fisch nicht unähnlich war. Wir wußten nie so recht, was er wollte, nur daß die großen Küchentische von bunten Papieren bedeckt waren und daß unsere Eltern ärgerliche verschlossene Gesichter hatten, wenn er wieder ging. Denn 65 wurde noch etwas anderes beschlossen: das Industriegebiet Rünthe-Ost wurde aus der Wiege gehoben. Mit den Jahren schob sich die fabrikale Front immer näher an unseren Garten heran, und daß dort Industriegebiet auf der Karte steht,

wo sich eigentlich unser Haus befindet, machte mich sprachlos, wütend und ängstlich.

Das Schlimme – unser Maisfeld war weg. Einfach weg, begraben unter Fabrikhallen und Fortschritt. Das Maisfeld war einer unserer Lieblingsplätze gewesen. Man konnte sich herrlich darin verstecken, eine Tatsache, die ich besonders schätzte, konnte man doch dort ungestört lesen. Nicht daß ich zu Hause nicht lesen dürfte, doch komisch wie die Erwachsenen manchmal sind, machten sie sich Sorgen um unsern „Bücherwahn“, wie sie es nannten. Besonders meine Oma betrachtete uns argwöhnisch und eingehend, da wir aber weder blaß waren, noch uns sonst von unseren Altersgenossen unterschieden, ließ sie die Sache auf sich beruhen, und meine Schwester und ich widmeten uns nun in aller Stille den unzähligen Abenteuer- und Internatsgeschichten.

Inzwischen waren Sitzi und ich auf die Schule der Braven Kinder übergewechselt, um dort die nächsten sechs Jahre unseres Lebens zu fristen. Zu der Zeit erfanden wir gerade ein Spiel, eine Sache oder Person mit drei Wörtern genau zu beschreiben. Man hätte die Worte – Enge, Anpassung, verdächtig – wählen müssen. Hätten wir auch, wären sie uns bekannt gewesen. Die Schule war unser erster Kontakt mit Bergkamen, schon alleine deshalb gingen wir vorsichtig heran, von dort war alles Übel gekommen.

Verdächtig war uns aber auch diese reale Schule, die, wenn sie schon nicht unser Rückgrat brechen wollte, es doch ein wenig biegsamer machen, uns sozusagen auf den Ernst des Lebens vorbereiten wollte. Verdächtig war vieles: die Tatsache, daß die Socken passend zum Hemd getragen wurden, vor allem aber der allmorgendliche Lehrerkreis hinter der Glasscheibe, die gleiche Haltung, der gleiche Ausdruck in den Gesichtern – der einen immer in Versuchung führte, an die verdammte Scheibe zu schlagen, wenn man nicht zu feig gewesen wäre.

Nun waren wir öfter in Bergkamen, teilweise wohnten neu gewonnene Schulfreunde dort, teils besuchten wir Kurse, die von der Stadt angeboten wurden. Obwohl wir die Angebote nutzten – wir belegten von Gitarre über Sprachen bis zum faden Maschineschreiben fast alles, so verband uns mit Bergkamen immer noch ein zwiespältiges Gefühl, und wir sahen mißtrauisch zu, wie es sich entwickelte. Neben uns kämpfte sich auch die Stadt durch die Pubertät, Zentimeter für Zentimeter, hatte noch keinen eigenen Stil, war das Zusammenspiel einiger Dörfer, Schering, ansonsten der Abklatsch von anderen Städten.

Und während wir den ersten Kuß anstandsvoll hinter uns brachten und ich gerade in den nettesten Jungen Bergkamens verliebt war, flirtete auch die Stadt heftig, liebäugelte mit der Vorstellung von Glanz und Ansehen. So wurde Anfang der Siebziger die City gebaut, der Versuch, der hinterwäldlerisch wirkenden Gegend einen städtischen Anstrich zu geben.

Die City: ein Rathaus, dessen viele Türen eigens dazu geeignet scheinen, den Bürger im Umgang mit den Behörden zu verunsichern, Häuser, die den Himmel nicht erreichen, Einkaufscenter. Die City: ein bizarres Gebilde aus Beton, Unge-mütlichkeit und Plastik. Und als sie dann fertig dalag, nackt und karg mit verzerrten Gesichtszügen, legte man ihr rasch Farbe auf, die wie Leichenschminke wirkte. Und auch in Rünthe zog der Fortschritt ein. Neben den zahlreichen Fabriken wurden nun Straßen gebaut, Wohnungen entstanden, neue Geschäfte wuchsen aus dem Boden, immer im Schatten des Einkaufszentrums, das sich inzwischen

etabliert hatte. Selbst wir gewöhnten uns an den Trick, daß man, um Brot und Milch zu kaufen, durch das ganze Geschäft latschen mußte, an all den Dingen vorbei, die, „glaubt man der Reklame“, unbedingt benötigt werden.

Der Ort mauserte sich rasch, die Entwicklung vollzog sich hastig, als habe man Angst, in Verzug zu geraten. Indessen hatten Sitzi und ich Party-Abknutsch und Ausquetscherei längst über und wandten uns wieder anderen Dingen zu, das heißt wir schielten mit beiden Augen in die Nachbarstädte.

Dort schien es interessanter zu sein, es gab politische Gruppen, Rockkonzerte und sogar Demonstrationen. Also verlegten wir kurzerhand unsere Aktivitäten und unsere Freundschaften nach außerhalb. Die Freizeit war für einige Zeit gesichert, wir legten uns den „Gammellook“ zu, schwärmten für Beatles und Pink Floyd, verbrachten die Hälfte der Zeit in endlosen Debatten über Gott und die Welt, fanden immer neue interessante Sachen, und nebenbei war irgendwann dann endlich die Schule zu Ende. Schulwechsel, Sitzi und ich wurden getrennt, im Gegensatz zu ihr hatte ich abermals das Vergnügen, in Bergkamen die Schulbank zu drücken.

Und während wir leise und unbemerkt an kleinen und größeren Affären knackten, war Bergkamen mit den Seinen in aller Munde, denn '78 machte die Stadt einen zweiten Versuch, den Himmel zu erreichen, das Industriedenkmal, sprich Kohlekraftwerk Heil, wurde errichtet. Es endete wie im biblischen Babylon: Stimmengewirr, man verstand einander nicht.

Die Stadt, ein Lied ohne Melodie, ein Gemisch aus Industrie, Kleinbürgertum, Lokalpatriotismus und nun noch ein Hauch von skandalöser Politik. Und doch, während wir die intellektuelle Masche ablegten, und intellektuell durch individuell zu ersetzen suchten, wuchs auch die Stadt aus ihren Kinderschuhen heraus.

Wir mögen uns nicht, diese Stadt und ich. Heute stehen wir uns feindselig gegenüber, Bebauungsplan 27, Rünthe-Ost wird zum Gewerbegebiet erklärt, neue Straßen durch Felder, Wiesen, Kindheit. Sandbochumerweg ausgebaut, Gewerbe und Industrie auf jeder freien Fläche – Sanierung, Fehlplanung, Anliegerkosten, Erschließung, Widerstand, Enteignung – solche Wörter hängen wie Gespenster in der Luft.

Kein Wohngebiet, hat der Beamte erklärt, es ist ja Gewerbegebiet, kein Wohngebiet.

Bisher ein Plan . . .

Vor zwei Wochen drehte sich der Wind. Die kalte Luft aus dem Osten blieb aus, an ihre Stelle trat milde aus entgegengesetzter Richtung. Seit fünf Tagen ist es fast völlig ruhig. Nur abends, nach der Dämmerung, frischt der Wind für kurze Zeit auf und scheint den nahegelegenen Wald lebendig zu machen. Die Temperaturen sind angenehm. Selten habe ich Anfang Mai so ein Wetter erlebt.

Sie sagten, man brauche sich keine Sorgen zu machen. Wenn sie die Verantwortung nicht tragen könnten, hätten sie niemals diesen Weg eingeschlagen.

Dieser Morgen ist genauso gespenstisch ruhig wie die anderen. Seitdem sich der Wind gelegt hat, wirkt alles wie ausgestorben; der Himmel ist klar, nur manchmal gegen Mittag etwas diesig. Die Strahlen der Sonne prasseln auf die Erde nieder und durchdringen alles mit ihrem seltsamen Glanz. Manchmal habe ich Angst vor ihnen. Sie dringen überall hin. Selbst wenn ich das Haus verdunkle, spüre ich sie. Sie sagten, es wäre tausendmal gefährlicher, einen Schritt über die Straße zu machen. Die Möglichkeit einer Katastrophe wäre zu unwahrscheinlich, um Angst vor ihr zu haben.

Die Straßen sind leer. Nur manchmal sieht man weiße Krankenwagen. Die Menschen sitzen in ihren Häusern und warten. Die Wiesen wirken leblos, genau wie die Stadt. Das Summen der Insekten ist erstorben, die Blüten der Blumen scheinen verwelkt.

Vor fünf Tagen hatte es geregnet. Ich habe nie einen solchen Regen erlebt. Ich hatte das Gefühl, das Wasser würde in jedes einzelne Molekül in dieser Gegend eindringen, die Bausteine der Materie umspülen und aus ihrer Lethargie lösen. Nach dem Regen klarte das Wetter wieder auf. Und ich spürte ganz deutlich, daß sich etwas verändert hatte. Ich sah, wie ein Vogel aus dem Abendrot auftauchte, auf mich zukam und vor mir in den Garten stürzte. Ich ging zu ihm und tötete ihn. Denn der Strahlentod ist ein langsamer qualvoller Tod.

Sie sagten, der Stand der Technik würde für Sicherheit bürgen, und ihre Wissenschaftler seien die einzigen, die sich ein Urteil erlauben dürften. Wer gegen ihren Plan sprach, war eben ein unwissender Chaot, ein Feind des wirtschaftlichen und sozialen Aufschwungs.

Man gewöhnt sich an die Kopfschmerzen und die lähmende Müdigkeit. Christine schläft. Es ist gut, daß sie schläft. Sie verliert allmählich die Kontrolle über ihre Sinne. Es ist schwer, sich mit den Schicksal abzufinden. Sie schreit nachts. Schlimmer als der eigene Tod ist die Gewißheit, daß die Menschen, die man liebt, auch sterben werden.

Das Lachen der Kinder ist verstummt. Ich habe sie oft beobachtet, wie sie vor dem Haus spielten. Sie erinnerten mich an meine Jugend, und ich verfluche diejenigen, die dafür verantwortlich sind, daß diese Kinder keine glücklichen Tage mehr haben werden. Ich schlafe nachts sehr schlecht. Die Strahlen durchdringen nicht nur die Materie, sondern auch die Träume. Ich habe Angst vor der Nacht. Manchmal glaube ich, aus dem Wald ein dumpfes Stöhnen zu hören.

Es wird Abend. Die Sonne geht unter, aber die Strahlen bleiben. Atomkraftwerke sind eben sicher – todsicher.

Ich bin es

Ich

Ich bin es

der Mensch Ich

Der gesehen

barfüßige Kinder Anatoliens

gehört

von schreienden Kindermägen Indiens

Der gefühlt

mit bettelnden Kindern Afrikas

geweint

gestorben mit den Kindern Lateinamerikas

Ich bin es

Ich

Ich bin es

das Kind Ich

Das Herz gläubig

die Hände umstürzlerisch poetisch

Ich bin es

Ich

weder redender Politiker

noch schweigender Geschichtslehrer

Ich bin es

Ich

der Sohn des Bergarbeiters Kadir

Raoul Hoffmann Backstage

Erinnerungen an einen Tag mit Big Boss & Co

16 Uhr. Fünf englische Rock-Musikanten latschen durch die Ankunftshalle von München-Riem. Jeans. Zottelhaar. Die Musiker wirken wie ein Schatten ihres Images: „dynamisch, jung, progressiv“. „Schon wieder eine Scheiß-Show,“ fluchen sie, „schon wieder nichts *but fuckin' fans!*“

Big Boss, ein bärtiger Koloß und früherer Catcher-King, treibt seine Künstler voran. „Wir müssen uns beeilen,“ grunzt er. An der Rampe wartet Spooky, seines Zeichens vielbeschäftigter Veranstalter von Tourneen anglo-amerikanischer Bands in Deutschland. Mit 500 Konzerten im Jahr gehört er zu den wichtigsten bundesrepublikanischen Rock-Mogulen.

Ins Taxi. Ein Musiker streckt den Kopf heraus. „The taxis are paid?“ will er wissen. Spooky verliert die Fassung. „Ihr könnt wohl selbst zahlen,“ keift er und fügt lautstark hinzu, weil die ihn eh nicht verstehen: „80 000 Mark pro Abend einstreichen und dann nicht zahlen wollen. Dreckskerle!“

17 Uhr. Die Rock-Gruppe fährt vor dem Sheraton auf. Mühsam zwingen sich die jungen Sound-Spezialisten aus den Limousinen. Ausgeklinkt schieben sie sich durch die Drehtüren. Als sie ins Foyer wanken, beginnt die Promotion-Show. Blitzlichter. Blumensträuße. Glamour-Girls. Der Geschäftsführer der Plattenfirma, gut aufgelegt, begrüßt die fünf Superstars aus der britischen Hauptstadt: die „Crazy Robots“ – Nr. 1 in England, Nr. 2 in den USA und Nr. 1 in Deutschland. Blitzlicht. Er kann es kaum erwarten, jeden der Künstler zu umarmen, abzutatscheln und auf die Schulter zu klopfen. Ego-Massage. Spezial-Promotion. Bonti, so wird der Geschäftsführer genannt, beherrscht diese Kunst. Er ringt den abgeschlafften Rockern sogar ein gequältes Grinsen ab. Big Boss betritt inzwischen das Sheraton durch einen Nebeneingang.

18 Uhr 15. Für 18 Uhr ist ein Presse-Cocktail geplant. Ungeduldig warten die Reporter auf den Sänger der englischen Rock-Band, den von allen Teenagern umjubelten Floppy Boy. Er macht sich rar. Um 18 Uhr 30 berichtet ein junger Vertreter der Plattenfirma, offenbar branchenunkundig, daß der Künstler eine lokale Freundin begrüßt und später kommt. Die Reporter grinsen.

Um 19 Uhr: Auftritt des Superstars. Er entschuldigt sich. Was er sagt, irritiert die Reporter. Er habe während des Fluges unter schrecklichen Kopfschmerzen gelitten, meint er, er mußte sich deshalb dringend vom Hotel-Arzt behandeln lassen. Wer muß endlich dazulernen, fragen sich die dupierten Reporter verdutzt, der Vertreter, Floppy Boy, die Branche oder wir?

20 Uhr 30. Bonti möchte nun endlich seinen Freund Big Boss begrüßen. Der Boss läßt durch einen Assistenten ausrichten, er habe keine Zeit. Drei Limousinen (BMW 2800) kutschieren Big Boss & Co zur Olympiahalle. Big Boss neben Spooky. „Wieviele Besucher?“ Spooky beflissen: „9 000“. Big Boss: „Wieviel gehen weg für Ordner, Strom und Wasser?“ – „20 000“ schießt Spooky hervor. – „Wieviel Reingewinn?“ – „Das werden wir noch sehen“, erwidert Spooky. Big Boss brüllt: „Ich will es sofort wissen!“ Spooky sieht zusammengeschrumpft aus, innerlich grinst er. „Reg dich nur nicht auf“, denkt er, „ich haue dich doch übers Ohr!“

21 Uhr. Die Limousinen stoppen in der Garage. Sofort werden sie umzingelt. Von Presseleuten. Fans. Neugierigen. Big Boss quält schlechtgelaunt seinen 200-Pfund-Körper aus dem Straßenkreuzer und motzt die Leute derb an: „*Go away! What the fuck are you looking for?*“ Dann geht ein zweites Donnerwetter auf Spooky nieder. „Haben Sie denn etwa keine Order eingesetzt?“ Er grunzt in seinen Bart, daß Spooky ein Versager und dies endgültig das letzte Mal sei, wo er mit ihm zusammenarbeite. Spooky grinst noch unverschämter in sich hinein. „Wenn du wirklich in die Tat umsetzt, was du das sagst,“ denkt er, „dann werde ich dich hochgehen lassen – dich mitsamt deinen Promotion-Methoden!“

Zwei Stunden später. Das Publikum jubelt. Die Künstler schmeißen am Ende ihre Instrumente weg, torkeln von der Bühne. Sie sind kaputt. Big Boss boxt sie hoch. „Ihr müßt noch einmal auf die Bühne. Zugabe! Steht im Vertrag!“ – „Niemals,“ stöhnt Floppy Boy. Big Boss schaut ihn kurz an.

23 Uhr 15. Unlustig stoppseln die Rocker erneut ihre Gitarren an die Verstärker. Das Publikum ist noch immer aufgepeitscht von diesem phonstarken Sound, von den rotierenden Scheinwerfern. Die Besucher haben 150 000 Mark ausgegeben und möchten etwas erleben! In einer Saison ziehen 2000 Konzertkünstler durch die Lande und 1000 kommen immerhin nach München – da muß schon was geboten werden, damit man wiederkommt. Die Musiker würden am liebsten als Gegengabe das 18-Tonnen-Verstärkerarsenal aufs Publikum kippen!

23 Uhr 20. Die Plattenfirma „Klukuluck“ schmeißt eine Fete für die Robots im „Why not“. Die übliche Promotion-Party. Auf der Fahrt dahin dringt zum ersten Mal ein Hauch von Leben in die „Crazy Robots“. Ist es der Erfolg? Die Befriedigung nach einem gelungenen Konzert? Die musikalische Erfüllung? Schon eher trifft zu, daß die Musikanten darauf brennen, auch in München ihrem internationalen Ruf als besonders scharfe „Robots“ gerecht zu werden.

Im Auto witzeln die „Robots“ über die Ekstase der weiblichen Besucher während der Show. „Am Schluß fürchtete ich, daß alles außer Kontrolle geraten würde“, meint Floppy Boy amüsiert. „Als unsere Roadies ein paar Girls auf die Bühne ließen, um noch mehr Hektik zu erzeugen, um noch heißere Promotion zu machen, und als die hinteren Mädchen nachdrückten – da fürchtete ich einen Augenblick, wir würden überrannt! Aber die hatten das Heft in der Hand. Als die Girls zu wild wurden, nahmen sie einfach einige in die Mangel. Da bekamen alle Angst. Wir konnten derweil in Ruhe die ohnmächtigen Mädchen, die man über die Köpfe der anderen auf die Bühne hob, mit Limonade begießen!“

Mitternacht. Am Entrée zum „Why not“ werden die Rocker von Bonti empfangen. Er massiert erneut kräftig: tatschelt, streichelt, klopf ab. Blitzlicht. Dann stellt er die Beauties vor. Modelle. Groupies. Nutten. Jetzt strahlen die Künstler. Sofort gehen die Girls in den Clinch.

Big Boss hat sich endlich dazu herabgelassen, neben dem deutschen Firmenchef Platz zu nehmen. Dieser brachte eine Freundin mit und sie wiederum eine ihrer Freundinnen und der fummelt nun Big Boss gelangweilt an der Bluse. Er will seinen Freund ja nicht vor den Kopf stoßen. Eigentlich denkt Big Boss nur daran, wie er Bonti auf einen Vertrag mit der „Heavy Machine“, einer neuen Gruppe, scharf machen kann.

Big Boss weiß, daß dazu eine wohltdosierte Mischung aus Schmeichelei, Angst, Paranoia, Drohung und Lob gehört. Er will herausfinden, was bei Bonti zieht.

Bonti zeigt unauffällig auf einen Mann, der einige Tische entfernt sitzt. „Das ist Charlie“, sagt er. „Er ist ein Musik-Verleger. Er spielt ausländische Hits nach und bringt sie vor dem Original in Deutschland heraus. Verdient eine Stange Geld.“ 24 Uhr 30. Jetzt brennen nur Kerzen. Ein Trommelwirbel ertönt. (Gespielt von den „Crazy Robots“.) Ein Go-Go-Girl springt auf das Podium. Am Tisch des Firmenchefs beugt sich Big Boss näher zu seinem Gegenüber. „Weißt du schon, daß ich jetzt nicht nur Verleger, Produzent, Promoter, Agent und Arrangeur bei den ‚Crazy Robots‘ bin, sondern auch für sie komponiere?“ Das Go-Go-Girl fingert gerade über seinen buschigen Hügel. Big Boss lacht auf. „Natürlich unter Pseudonym. Aber ich war überrascht, wie schnell mein Einkommen in die Höhe hüpfte.“ Das Girl, die Musik und der Whisky machen Bonti, den smarten, etwas zu mutig. „Dann hast du es endlich nicht mehr nötig, die britischen Musik-Redakteure mit Prostituierten zu bestechen“, meint er in seinem jovialen, gut aufgelegten Tonfall. Big Boss stutzt. Woher hat dieser Knlich das erfahren? Er nimmt sich vor, in Zukunft bei Bonti vorsichtiger zu sein.

Ein Reporter nähert sich schüchtern. Er möchte Floppy Boy interviewen. „Heute leider nicht, der Künstler ist zu sehr beschäftigt, wie Sie sehen. Morgen sicher. Kommen Sie doch ins Hotel, ja?“ Big Boss kann charmant sein, wenn er jemanden aufs Kreuz legt. Der Reporter zieht zufrieden ab. Er wird sich noch wundern.

„Ja, ja, die Girls“, fährt Big Boss fort. „Sie können wirklich nützlich sein! Aber sie können das Geschäft auch vermiesen! Schau dir nur die ‚Robots‘ an. Sie lieben das Legere dieser Branche, die Möglichkeit, den Mädchen ans Knie zu fassen. Aber von geschäftlichen Zusammenhängen haben sie null Ahnung. Jetzt schmusen sie mit diesen Girls – und zu Hause warten ihre Mauerblümchen, ihre angetrauten Ehefrauen, die sie nie öffentlich zeigen können, weil es sonst mit ihrer Karriere Sense wäre! Hast du schon gewußt, Bonti“, flüstert Big Boss und rückt näher an den Platten-Chef, „daß einige der Frauen die Jungs bald nicht mehr auf Tournee lassen werden?“ Bonti verliert für einen Moment die Nerven. Er sieht „Klukuluck“ bereits in den roten Zahlen. Big Boss betrachtet ihn besorgt. Innerlich triumphiert er. Jetzt habe ich dich, denkt er.

Zehn Uhr früh am nächsten Tag. Der Chef der Plattenfirma „Klukuluck“, die den Allein-Vertrieb der „Crazy Robots“-Produkte im deutschsprachigen Raum besitzt, und Big Boss besprechen Geschäftliches in Bontis Büro. Ein Cassetten-Recorder läuft mit.

„Ich habe schon davon gesprochen“, beginnt Big Boss, „die ‚Crazy Robots‘ machen weltweit noch immer einen Riesen-Umsatz. Im Jahr verdienen sie im Schnitt 40 Millionen Mark. Und sie werden zweifellos einige weitere Jahre das ganz große Geld machen. Aber ich brauche dir ja nicht zu sagen, daß wir alle langfristig planen und uns deshalb rechtzeitig überlegen müssen, wie wir dieses Umsatzniveau halten können!“

Bonti leidet noch immer unter den Folgen der Party-Strapazen. Gequält blickt er Big Boss an. Dieser fährt gnadenlos fort: „Bald wird doch kein Schwanz mehr die ‚Crazy Robots‘ und ihre Späße sehen wollen!“ Er macht eine kurze Pause. „Und da sind ja auch noch ihre Frauen. Man kann nie wissen, was passiert. . .“ Big Boss kostet jeden Augenblick aus. „Jeden Moment kann es krachen. Um der früher oder später unvermeidlichen Pleite zuvorzukommen, müssen wir beizeiten die Notbremse ziehen und die Nachfolger aufbauen.“ Die Katze ist aus dem Sack. Big Boss

hakt nach: „Ich habe da einige großartige Typen. Keine guten Musiker, aber echte Star-Anwärter!“ In einem böseren Ton fügt er hinzu: „Ist auch besser, wenn sie keine guten Musiker sind, dann entwickeln sie keinen Ehrgeiz in der falschen Richtung. Wir sollten jedenfalls uns möglichst bald darauf einigen, wie wir dieses Produkt vermarkten, damit ein großer Erfolg daraus wird!“

Entschlossen verlangt er: „Diese Band muß unbedingt in Deutschland gestartet werden, denn Deutschland ist bekanntlich das beste Sprungbrett für England und den Rest der Welt. Und ich weiß sehr wohl, daß du eine der besten Firmen besitzt, die diese Kiste durchziehen können!“

Doch Bonti blickt eher skeptisch, schon wegen seiner quälenden Kopfschmerzen. „Wir haben schon viele englische Gruppen gestartet“, jammert er, „alle wollen in Deutschland ihre Finanzen aufbessern, damit sie nach Amerika gehen können! Alle wollen in Deutschland ihre Maschen ausprobieren – aber wie viele sind wirklich hochgekommen? Ich glaube nicht, daß es sinnvoll ist, noch einmal Hunderttausende auszugeben!“

Big Boss grunzt. „Wenn das so ist, lieber Bonti“, erklärt er außerordentlich sanft, „dann sehe ich mich leider gezwungen, den Vertrag mit ‚Crazy Robots‘ schon jetzt platzen zu lassen!“

Aber das möchte Bonti auf keinen Fall. Er weiß, daß die „Robots“ für seine Firma noch immer Millionen wert sind. Er weiß auch, daß er jede Bedingung seines Partners akzeptieren muß, wenn er diese Gruppe für Deutschland behalten will. „O.K.!“ stöhnt er wehleidig, „wie sehen die Bedingungen aus?“

Big Boss schlüpft in eine seiner Lieblingsrollen, den Oberlehrer: „Vor allem natürlich: die beste Promotion, was Radio, TV und Presse anbelangt. Ist das klar? Wirkliche Promotion. Keine Waschmittelreklame. Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, wie wichtig es für den Erfolg einer Gruppe ist, daß die Promotion-Abteilung einer Plattenfirma spurt und wirklich alle Drähte spielen läßt, wie man so schön sagt!“

Bonti hat längst kapiert, worauf der frühere Catcher-King und jetzige Oberlehrer hinaus will. Er kommt zur Sache. Er verweist nicht ohne Stolz auf die vielen speziellen Kontakte, die er für die neue Gruppe anspitzen wird. Er verweist auf die guten Beziehungen zu renommierten Programmgestaltern, die gleichzeitig Kolumnisten für die Boulevard-Presse und Berater von Fernsehredakteuren sind, außerdem noch stille Teilhaber von florierenden Konzertbüros. Sie können zweifellos sehr nützlich für die neue Band sein. Als Gegenleistung bietet seine Firma diesen „Programmgestaltern“ bzw. ihren Büros Tourneen mit der Gruppe an, selbstverständlich zu günstigen Bedingungen, wobei die Firma das volle Risiko trägt. Dadurch verdienen diese Gestalter einige 100 000. Bonti erzählt auch von anderen Programmgestaltern in Deutschland, die gleichzeitig Komponisten und Texter sind. Er will ihnen offerieren, für einen bereits bekannten Sänger die B-Seite einer Single zu schreiben, was ihnen genau so viel Tausender einbringt wie die A-Seite. Als Gegenleistung erwartet er von ihnen, daß sie sich für die Gruppe entsprechend einsetzen werden.

Die Sekretärin meldet, daß ein Reporter anruft, der Floppy Boy interviewen möchte. Er hätte schon eine verbindliche Zusage. Der Catcher-King wird ärgerlich. „Sagen Sie ihm, daß Floppy Boy an den Stimmbändern erkrankt ist!“ Die Sekretärin geht ab. Der Reporter wird wohl nie erfahren, daß Floppy Boy

grundsätzlich nur Exklusiv-Interviews gibt und daß der deutsche Hofberichterstat-ter schon längst bestimmt ist.

Big Boss blickt noch immer unzufrieden. „Wir müssen die Promotion gut koordinieren“, nimmt er den Faden wieder auf und wird plötzlich zum General: „Über den Zeitplan werden wir uns einig. Erst einmal die Strategie. Welche Kampagnen werden gemacht, welche Publicity wird konzipiert, wie wird die Presse beeinflusst. Wir müssen das Produkt beizeiten profilieren.“ Big Boss weiß: Um sich in der Konkurrenz am Musikmarkt der Bundesrepublik behaupten zu können, bedarf es sehr wohl einiger cleverer Tricks.

Bonti glaubt, sich doch noch über die Runden retten zu können, indem er mit einer Parforce-Leistung einige dieser altbekannten Tricks aufzählt. Weinerlich erinnert er an die Leute, die zu den Disc-Jockeys rennen und sie stundenlang beknieen, damit sie die neuen Platten doch endlich einmal spielen; an die teuren Buffets, die zum „Wohl“ der Disc-Jockeys aufgebaut werden; an die speziellen Jobs, die ihnen vermittelt werden; auch berichtet er ziemlich langatmig von dem Spielen in den Musikboxen, das beeinflusst werden muß; von der Organisation treuer Fan-Clubs, die sich um den Einsatz in Radio-Stationen und Fernseh-Anstalten kümmern müssen. Seine Kopfschmerzen scheinen doch ein Handicap zu sein. Big Boss trommelt nur gelangweilt mit den dicken Fingern auf die Tischplatte.

Aber dann beginnt Big Boss wieder vom richtigen Groß-Kampf zu träumen. „Um das Interesse wirklich zu fördern“, erklärt er mit einem überraschend gnädigen Grinsen, „können wir die ersten Konzerte immer an solchen Tagen veranstalten, an denen große Fußballspiele oder Catcherabende stattfinden. Dann ist sowieso schon ein großes Publikum in der Stadt. Es wird auch die Konzerte besuchen. So vermeiden wir Kleinarbeit. Da die Attraktivität eines Rock-Stars zeitlich begrenzt ist, ist es um so besser, je früher er vor vielen Leuten spielt.“

Bonti nimmt den Gedanken mit den vielen Leuten verdächtig schnell auf. Schon etwas weniger zaghaft stimmt er zu: „Sicher kann auch meine Marketing-Abteilung eine Taktik entwickeln, mit welchen Mode-Trends man das alles am besten verpackt.“ Mit welchen Träumen, Idealen und Illusionen, auf die die jungen Leute reinfallen. Die Manager wissen nur zu gut, „wie naiv die kleinen Teenies sind und wie sie es lieben, verarscht zu werden!“

„Ja, ja“, meint Big Boss grinsend, „ich weiß, daß deine Company eine der besten ist und daß du gerade dabei bist, ein weiteres Kapitel an deine glänzende, ja legendäre Serie unglaublicher Erfolge anzuhängen!“

14 Uhr. Die „Robots“ fahren zum Flughafen. Spooky begleitet sie. Wien ist das nächste Ziel. Verschlafen klettern die jungen „Robots“ aus den Taxen. Wieder völlig ausgeklinkt. „Are you payin?“ fragt Floppy Boy den Veranstalter, mit einem Seiten-Blick auf die Taxen. Spooky geht in die Luft. „Wer? Ich? Es wäre besser, wenn ihr euren Dreck allein bezahlt! Wenigstens solange, wie ihr noch das Kleingeld dazu habt!“ Er läßt den „Superstar“ brüsk stehen und keift nur in sich hinein, weil es momentan eh niemand versteht: „Großmäuliges Pack!“

Günther Mayr

„Egal, was gespielt wird . . .“

Ein Disco-Report

„Was mich packt, ist der Rhythmus. Wenn die Musik so richtig loslegt, muß ich einfach mittanzen.“ Erich dreht sich zu diesen Worten im Kreis und beginnt mit seinen eisenbeschlagenen Schuhen auf das Parkett einzuhacken, er tanzt zu Cliff Richards Hit „We don't talk anymore.“

Der 16jährige Erich ist dreimal in der Woche hier im „Upstairs“, einer neuen Diskothek im Herzen Schwabings. Er findet die Musik gut und auch die Leute, die hierher kommen. Zum „Aufreißen“ muß er nicht in die Disko, denn eine Freundin hat er schon. Sie ist immer mit dabei, 19 Jahre und Altenpflegerin.

Erich arbeitet als Tankwart. Erstes Lehrjahr. „Eigentlich wollte ich ja Kfz-Mechaniker werden, aber das war mir zuviel Dreckarbeit. Wenn ich gewußt hätte, daß ich als Tankwart mit genausoviel Dreck zu tun hab, wär ich doch lieber in eine Werkstatt gegangen.“ An der Selbstbedienungs-Tankstelle ist Erich damit beschäftigt, Öl und Reifen zu wechseln, die Waschanlage in Betrieb zu halten und für die Sauberkeit des Geländes um die Zapfsäulen zu sorgen. Drei Jahre dauert seine Lehre als Tankwart, davon muß er zwei Jahre lang einmal in der Woche die Berufsschulbank drücken, eines davon als Bürokaufmann, das andere als Kfz-Mechaniker. „Danach bin ich weder das eine noch das andere, sondern eben Tankwart. Aber das macht nichts, ich will später sowieso als Fernfahrer arbeiten. Um 'ne Menge Moos zu machen.“

Eine Menge Geld braucht Erich heute schon. Im „Upstairs“ läßt er am Abend an die zwanzig Mark, er lebt damit erheblich über seine Verhältnisse. 290 Mark kriegt er im Monat Lehrgeld, davon muß er 50 Mark zuhause abgeben für Essen und Wohnen. Da bleibt nicht viel für das Hobby Musik. Im Gegensatz zu mehr als der Hälfte seiner Altersgefährten, die den Großteil ihres Taschengeldes für den Kauf von Platten verwenden, beschränkt Erich sich beim Musikhören auf die einschlägigen Radiosendungen und die Abende in der Diskothek. „Zuhause im Wohnblock kann ich sowieso nicht laut aufdrehen, was tüt ich da mit einer Stereoanlage?“ Ein Radiowecker mit Kassettenrekorder tuts auch. „Am Freitag nehm ich immer die Schlager der Woche auf, da hab ich gleich das Aktuellste.“

In den von den Rundfunkanstalten ermittelten „Schlagern der Woche“ tauchen die gerade meistverkauften Single-Platten auf. In der BRD sind das Disco-Hits von ABBA, Boney M., Cliff Richard usw., aber auch deutsche Schnulzen von Howard Carpendale und Peter Alexander bis hin zum „Lied von Manuel“, einem Knäblein-Gepiepse, das selbst eingefleischten Heintje-Fans kalte Schauer über den Rücken jagt.

Erichs Freizeitverhalten ist typisch für Jugendliche in seinem Alter. Nach einer Untersuchung des Münchner *Instituts für Jugendforschung* ist Musikhören für 55 Prozent aller jungen Leute zwischen 15 und 25 die einzige Möglichkeit, den in Schule und Beruf angestauten Ärger abzureagieren. An diesem Bedürfnis orientiert sich ein Markt, der Milliardenumsätze erzielt; durch den Verkauf von Schallplatten, Musikkassetten, Abspiel- und Aufnahmegeräten ebenso wie durch Konzertveranstaltungen und Diskotheken. Der Musikgeschmack der konsumfreudigen Jugend wird festgelegt durch ein von Inhalt und Aufmachung her kaum

unterscheidbares Angebot an Zeitschriften, dem die Anpreisung der von den Plattenkonzernen gemachten Stars obliegt.

Aus den Lautsprechern des „Upstairs“ ertönt die gleichmäßig hämmernde Musik, die sich derzeit am besten verkaufen läßt: Disco-Sound, der seine Heimat in München hat und derzeit führend auf dem internationalen Markt ist.

Der Donna-Summer-Hit „Hot Stuff“ wird angespielt, eine rockige Nummer, die sogar Gegner dieser Musikrichtung auf die Tanzfläche zieht. „Wir haben tagelang im Studio diskutiert, ob wir einen Song wie ‚Hot Stuff‘ mit Donna herausbringen können“, erzählt Keith Forsey, der Verfasser dieses Liedes und einer der Väter des Disco-Sounds. „Wir dachten, die Leute würden uns die klirrenden Gitarren verübeln, nachdem sie schon so an die dominierenden Streicher bei den vorausgegangenen Songs gewöhnt waren.“

Die Experimentierfreude zahlte sich aus. „Hot Stuff“ wurde die meistverkaufte Single des Jahres 1979 im Weltmaßstab (wobei die sozialistischen Länder und China ausgeklammert sind, weil sie nicht dem erdballumspannenden Netz der multinationalen Plattenkonzerne unterliegen). „Mit ‚Hot Stuff‘ haben wir bewiesen, daß der Disco-Sound noch Reserven hat“, freut sich Keith Forsey.

Verglichen mit dem letzten Hit der Bee Gees ist „Hot Stuff“ wirklich eine Superscheibe. Die von den kastratischen Kopfstimmen der drei Gebrüder Gibb geleierte Schnulze „Too Much Heaven“ schaffte zwar noch, die Nummer 1 der amerikanischen Hitparade zu erklimmen, meldete aber durch die geringen Verkaufszahlen der mit diesem und zwei anderen Erfolgsschlagern versehenen Langspielplatten den unausbleiblichen Niedergang der Bee Gees an.

Untrennbar verbunden mit dem Auf- und Abstieg der Bee Gees ist ein anderer Name: Robert Stigwood. Der geschäftstüchtige Manager, der von den Bee Gees in ihrer ersten Glanzzeit 1967 bis 1969 zehn Millionen Singles und drei Millionen LPs verkaufen konnte, schaffte es zehn Jahre später, eine Musikrichtung zu einer Bewegung auszudehnen: Diskotheken schossen in Nordamerika und in Westeuropa wie Pilze aus dem Boden. Maßstab war die Musik der Bee Gees, der Tanzstil von John Travolta und der von Soziologen seit Jahren beschworene „Konservativismus“ der Teenager in den kapitalistischen Ländern. Diese drei Komponenten packte Stigwood in einen Film, der die Verhaltensmuster der konsumorientierten Disco-Generation festlegt: „Saturday Night Fever“. Hymne der neuen Bewegung war der Bee Gees-Hit „Night Fever“. Daß zwei Jahre nach Erscheinen des Billig-Filmchens (nur drei Millionen Produktionskosten) Travolta und die Bee Gees nicht mehr so „in“ sind, hängt weniger mit deren Unvermögen zusammen als mit folgensweren Fehlkalkulationen Stigwoods.

Nach der einfachen Rechnung, Publikumsliebliche von heute könnten Publikumsliebliche von gestern kassendfüllend an den Mann bringen, verstieg sich Stigwood zu folgendem Unternehmen: er steckte die drei Bee Gees und den Rock-Star Peter Frampton in die farbenfrohen-kitschigen Uniformen der „Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band“ und ließ das ungleiche Quartett als die legendären Beatles über die Leinwand laufen. Das Ergebnis war niederschmetternd. An einen finanziellen Erfolg war nicht zu denken; das Ansehen der Bee Gees und anderer Bands, die sich dazu hergaben, als Soundtrack Beatles-Songs nachzuspielen, war kräftig angeschlagen. Am meisten geschadet hat das Kostüm-Spektakel dem talentierten Gitarristen Peter Frampton. Seine Fans nahmen ihm die Leinwand-Verbrüderung mit den Bee

Gees dermaßen übel, daß sein Name innerhalb kürzester Zeit aus den Hitlisten verschwand.

Stigwood hatte die Schadenfreude der Branchen-Kollegen auf sich gezogen. Sein zweiter folgenschwerer Fehlgriff war die weitere Vermarktung des bereits als Publikumslieblich fungierenden John Travolta. Nach dem „Saturday Night Fever“-Erfolg ließ er die 50er Jahre auferstehen. In dem Streifen „Schmiere“ rock'nrollte Travolta im Elvis-Stil über die Leinwand, wobei die von den Bee Gees geschriebene Musik an den Klangvorbildern der damaligen Zeit orientiert war. Der Markt reagierte zwiespältig. War nun Disco „in“ oder der alte Rock'n Roll? Stigwood konnte zwar absahnen – der Film wurde ein Verkaufserfolg und zwei Songs landeten auf Nummer 1 der US-Hitparade –, aber die anderen Konzerne produzierten weiter Disco, und auch ihre Platten wurden verkauft. Die Bee Gees versuchten mit ihrem 79er Plattenalbum „Spirits having flown“ Antwort zu geben, wobei das Gesangstrio sich für die Disco entschieden hatte, jedoch ihr Sound dermaßen ins kitschige Sängerknaben-Gewinsel abgedriftet war, daß selbst treueste Bee Gees-Fans lieber zu anderen Tanz-Platten griffen.

Aber das Geschäft muß laufen. Und wenn die Planspiele der Manager nichts weiter einbringen, dann sind auch wieder mal neue Musiker und neue Namen gefragt. Zum Beispiel Donna Summer. Für die farbige Sängerin aus München war 1979 das Jahr ihrer größten Erfolge.

„Wenn Donna nicht so eine großartige Sängerin und Persönlichkeit wäre, würden wir heute nicht da stehen, wo wir sind“, sagt der Schlagzeuger Keith Forsey. Im Musicland-Studio unterhalten wir uns über den Sound, der hier kriert wurde, um schließlich einen weltweiten Siegeszug anzutreten. „Der Erfolg kam für uns nicht überraschend. Wir haben jahrelang gearbeitet, sehr schwer gearbeitet.“

Wenn Keith Forsey von „wir“ spricht, dann meint er die rund zwanzig Leute, die mit einer Unzahl von Produktionen der „Robert Stigwood Organisation“ den Rang abgelaufen haben. Sie arbeiteten als Musiker, Arrangeure und Produzenten ständig zusammen, Mitte der 70er Jahre bei *Silver Convention* und Penny McLean, später bei Donna Summer, *Boney M.*, Amanda Lear und anderen.

1969 kam Keith Forsey in die Bundesrepublik, zu jener Zeit, als die vollkommen unbekannte, aber ausgesprochen attraktive Donna Summer eine winzige Nebenrolle in der Münchner Produktion des seinerzeit in aller Welt gefeierten Musicals „Hair“ spielte. Forsey stieß in Würzburg auf die Avantgarde-Gruppe *Amon Düül II*, die er heute „chaotische Krachmacher“ nennt. Danach trommelte er bei Klaus Doldingers Jazz-Rock-Formation *Passport*. „Über Doldinger lernte ich Studio-Musiker kennen, die mich in ihre Kreise aufnahmen“, erinnert er sich.

Im Studio probte Keith seinen Lieblingsschlag bis zur Perfektion. „Vier Grundtöne auf der Baßtrommel, zwei Zwischentöne auf der kleinen, das ist alles. Allerdings müssen Grund- und Zwischenton genau übereinstimmen.“ Seinen Ursprung hat dieser Rhythmus Keith's Meinung nach in den 50er Jahren bei Buddy Holly. „Am konsequentesten wurde er dann von den Rolling Stones angewandt. Ihr Sound hat mich so begeistert, daß ich beschloß, Musiker zu werden.“

Das pulsierende Schlagzeug Forseys wurde gemischt mit einem federnden Sound aus Bläsern und Streichern, der den komplizierten Arrangements amerikanischer Soul-Künstler wie Curtis Mayfield und Stevie Wonder nachempfunden war, deren Musik gerade frisch als „Philly-Sound“ verkauft wurde. 1975 kamen die ersten

Erfolgs-Produktionen aus dem Münchner Musicland-Studio.

Ein Mädchen-Trio mit dem Namen *Silver Convention* sang Lieder von Forseys „Rhythm-Machine“, eines davon „Fly Robin Fly“, wurde ein Welthit. Eine der drei Sängerinnen mit dem Künstler-Namen Penny McLean stürmte dann mit dem Song „Lady Bump“ alle maßgeblichen Hitparaden. „Penny McLean war keine gute Sängerin“, erklärt Forsey das schnelle Vergessen des einstigen Stars. „Sie war Münchnerin, für eine Sängerin von englischen Texten viel zu deutsch.“ Mit Donna Summer ließ sich mehr anfangen. Mit ihr wurden, als „Lady Bump“ noch aus allen Lautsprechern dröhnte, Aufnahmen gemacht. Ein erster Erfolg stellte sich in Holland ein, dann entstand der Song „Loves to love you Baby“, der erste Hit für die kommende Disco-Queen.

Um diese Zeit hielt sich der jahrelang erfolglose Münchner Produzent und frühere Sänger Frank Farian viel in Studios auf. Er nahm mit der Rhythmus-Gruppe um Keith Forsey eine Platte auf mit dem Farian-Titel „Daddy Cool“. Als Interpret erschien auf der Plattenhülle das Kürzel *Boney M.* Nachdem der Song traumhafte Verkaufsziffern erreicht hatte, drängten Rundfunk und Fernsehen nach Präsentation der Erfolgsgruppe. Es mußten also Leute gefunden werden, die optisch den akustischen Vorstellungen der Hörer entsprachen. Drei Mädchen und ein Mann – Farbige mit viel Sex – wurden von Farian als *Boney M.* der Öffentlichkeit vorgestellt. Forsey: „Nur eine der vier kann wirklich singen. Wenn wir für *Boney M.* produzieren, singt noch immer Farian selbst das meiste.“

Der Schwindel mit *Boney M.* hat, so Farians Eingeständnis vor der Presse, zahlreiche Gemüter erregt. Für Kenner der Branche jedoch war diese Art, einen Hit zu produzieren, nichts Neues. Ende der 60er Jahre wurde bekannt, daß die meisten der damals gefeierten Rock-Gruppen ihre Titel nicht selbst aufnahmen, sondern diese Arbeit Studio-Musikern überließen. Es ging damals durch die Fachpresse, daß 80 % aller Pop-Platten nach diesem Verfahren hergestellt würden. Bei der jüngsten Langspielplatte für *Boney M.*, „Oceans of Fantasy“, bezeichnet sich Farian im aufwendigen Cover als *Boney M.*s fünfter Mann. Bei der Gelegenheit stellt er die „Farian-Crew“ vor, also jene Leute, die tatsächlich für das Zustandekommen des Albums verantwortlich sind.

Farian ist der einzige der erfolgreichen Disco-Produzenten, der noch in München tätig ist. Georgio Moroder und Pete Bellotte, die früher schon Donna-Summer-Platten produzierten, sind jetzt mit ihrer Sängerin nach Los Angeles gegangen, um dort einen Plattenkonzern aufzubauen. Diese Firma, „Casablanca“, hat sich vor allem durch Donna Summer, die einen Hit nach dem anderen herausbringt, eine gute Basis geschaffen, um in dem von ganz wenigen Konzernen beherrschten Markt bestehen zu können.

Ein Blick auf die Bestseller-Listen der BRD vermittelt ein realistisches Bild der Marktanteile. Bei den 50 meistverkauften Singles und LPs (Stand 1. Januar 1980) führt der weltgrößte Plattenkonzern EMI Electrola mit je zehn Titeln. Es folgen Ariola mit zehn Singles und sechs LPs, CBS mit acht Singles und sechs LPs. Deutsche Grammophon mit sechs Singles und sieben LPs. Diese vier Giganten teilen sich weltweit mehr als die Hälfte der Anteile im Bereich Popmusik, die wiederum nahezu zwei Drittel des Weltumsatzes an Schallplatten ausmacht. Die BRD ist mit einem geschätzten Gesamtumsatz von über zwei Milliarden Mark einer der wichtigsten Tonträgermärkte der Welt. Trotzdem gibt es für die Konzerne

Grund zur Klage. Das Branchen-Blatt *Der Musikmarkt* in Nr. 1/80: „Die ersten elf Monate des Jahres 1979 haben einen unerwartet starken Einbruch gebracht, unter dem nicht nur der Handel, sondern auch die Industrie stöhnt.“ Den Grund dafür glauben die Autoren des Artikels zu wissen: „Tatsächlich ist der stagnierende Tonträger-Umsatz nicht etwa auf Kaufunlust zurückzuführen. Vielmehr hat das Fehlen wirklicher Superhits zu diesem Ergebnis geführt.“ Diese Einschätzung trifft nur begrenzt zu. Zur selben Zeit nämlich, in der *Boney M.*, Donna Summer und *ABBA* Umsatzrekorde verzeichnen, hat der deutsche Schlager abgewirtschaftet. Die Umsätze deutscher Schlagerplatten liegen oft nur mehr bei einem Zehntel dessen, was noch vor einigen Jahren zu verzeichnen war. Diese Entwicklung spricht nicht gerade gegen den Geschmack der Konsumenten. Wenn nicht mehr jede Roy-Black- und Peter-Alexander-Scheibe gekauft wird, heißt das für die Produzenten, entweder anspruchsvollere Texte zu schaffen oder sich nach einem neuen Betätigungsfeld umzusehen.

Erfreulicherweise verbuchen zur selben Zeit fortschrittliche Liedermacher wie Hannes Wader, Konstantin Wecker und Franz Josef Degenhart steigende Verkaufsziffern.

Der Musikmarkt sieht andere Gründe, weshalb es an „Superhits“ fehlt: „Hitkopplungen, die mit viel Werbeaufwand den Käufern ins Hirn getrommelt werden, schöpfen Kaufkraft ab, statt den Markt zu beleben, und hauen sich dabei gegenseitig tot.“

Dieser Seitenhieb der Musikmacher-Strategen gilt zwei Konzernen, die Anfang der 70er Jahre begannen, Sammelplatten mit Hit-Nummern herauszubringen. Sie bedienen sich dabei eines riesigen Promotionaufwands mittels Fernseh- und Rundfunkwerbung. Es sind dies die englische Arcade-Records und die kanadische Firma K-Tel. Letztere schaffte 1973, bei einem Werbeaufwand von 2,5 Millionen Mark innerhalb von acht Monaten 1,6 Millionen LPs zu verkaufen. Mittlerweile hat sich der Markt verschoben, weil die führenden Plattenkonzerne selbst daran gegangen sind, Sampler-Scheiben herauszubringen. Die Folge: der Anteil an Rundfunk- und Fernsehwerbung für Schallplatten nimmt zu.

Beste Promotion für Platten ist aber immer noch die Zeit, die im Rundfunk zwischen den Werbesendungen übrig bleibt. Um ihre Titel in den einschlägigen Sendungen unterzubringen, scheuen die Konzerne weder Kosten noch Mühe. Das Stichwort heißt „Senderbetreuung“. Die Plattenfirmen und Musikverlage geben jährlich über zehn Millionen Mark aus, um sich die Diskjockeys in den Rundfunkanstalten gewogen zu halten. Dieses Geld fällt unter die Unkosten, über die sich die Manager in den Plattenkonzernen beklagen, wenn die Musiker zu ihnen kommen und höhere Tantiemen fordern.

„Wir Studiomusiker haben uns früher oft aufgeregt, wenn wir an fünf der zehn meistverkauften Platten mitgearbeitet hatten“, erinnert sich Keith Forsey. „Sechzig Mark pro Aufnahme fielen für jeden von uns ab, und die Konzerne haben Millionen verdient.“ Deshalb fing Keith schon früh an, eigene Songs zu schreiben. „Mittlerweile produziere ich selbst. Das ist das Einträglichste. Wichtig ist, daß die von mir produzierten Platten in den amerikanischen Top Ten landen, das ist der Maßstab. Hier in die Hitlisten zu kommen, ist nicht so bedeutend. Und in England war mit Disco ohnehin nicht viel los.“

Der Sound, an dem Keith Forsey derzeit bastelt, ist die Fortsetzung dessen, was mit

„Hot Stuff“ angefangen hat: rockiger, nicht so aalglatt wie die früheren Produktionen. Er ist überzeugt, daß die Disco-Welle nicht viel Zukunft hat. „Man merkt in der gesamten Branche, daß etwas Neues kommen muß. Man hat auch schon den Namen, ‚New Wave‘. Aber Musiker, die alle Anforderungen erfüllen, um eine neue Bewegung ins Leben zu rufen, sind noch nicht gefunden. Eines steht fest: Das, was kommt, kommt sicher aus England. Dort gibt es das, was die Rockmusik braucht: Frische und Einfachheit. Die jungen Bands dort haben das. Die Leute sind arbeitslos, leben in Gettos, haben keine Illusionen. Sie machen Musik, um sich abzureagieren. Klar, daß das keine schöne Musik ist, aber sie ist ehrlich. So wie vor zwanzig Jahren die Musik der Rolling Stones simpel und nicht besonders originell war – aber sie war ehrlich.“ Pete Bellotte, Mitbegründer des Münchner Disco-Sounds und Vize-Boß der Plattenfirma Casablanca, steht, während Keith diese Sätze spricht, in einem Londoner Studio und produziert eine New-Wave-Band. Die nach Los Angeles übersiedelten Sound-Macher aus München haben bei der neuesten Entwicklung auf dem Markt die Hände im Spiel – egal, wer das Rennen macht.

Und was macht Erich, wenn aus den Lautsprechern des „Upstairs“ nicht mehr Donna Summer und Boney M. dröhnt, sondern ein neuer Sound, der weniger perfekt klingt? „Mir ist egal, was gespielt wird. Solange man darauf tanzen kann, ist mir alles recht.“

Adelheid Ohlig Peggy – Porträt einer Rockerin

Wie alles anfang: „Vor zwei Jahren hat es angefangen, da bin ich mit nem Buben aus ner anderen Clique beinand gewesen, die war schon ziemlich berühmt in der Stadt. Da hat er gemeint, das geht nimmer so weiter mit der Gruppe, weil es so viel Schwierigkeiten mit der Polizei gab, und dann hat er in einem anderen Stadtteil seine Spezln gehabt, die hatten auch so eine Jacke. Da ham wir gemeinsam unser Gaudi gehabt, sein fortgefahren, haben gezeltet – ungefähr zehn, zwölf Leut. Dann haben wir ein Haus gesucht für uns, weil wir praktisch auf der Straß gesessen sind. Ins Freizeitheim haben wir ja nimmer neidürfen, weil wir die andern Jugendlichen gefährden, hieß es. Und da haben wir uns an die Helga von den Streetworkern gewandt, die uns dann das Haus sagte, wo wir jetzt sind. Bedingungen: daß wir friedlich sind und die Bewohner net unnütz aufregen oder was. Da war schon eine Clique drin, das waren Jüngere – so 15 bis 17 Jahre –, wir dagegen waren alle älter: bis zu 26 Jahr alt. Und da haben wir gemeint, daß wir uns zusammentun und miteinander feiern und eine Clubjacke tragen. Mittwoch und Donnerstag haben wir Clubversammlung – da haben wir einen Haufen Maschinen bis zu 20.“

Was war vor zwei Jahren: „Da war ich schon in einer andern Motorradgruppe. Die hat oft in der Zeitung gestanden, wegen irgendwelcher Geschichten – da hab ich noch Ausschnitte. Bei denen war ich gut drei Jahre. Die meisten von dieser Gruppe sitzen ja jetzt. Da ham wir viel Scherereien, Schlägereien und so gehabt. Damals bin ich mit einem gegangen – da bin ich in eine Verhandlung nach der andern

neigrutscht. Meistens wenn wir fort waren gabs Schlägereien mit andern. Da hab ich zwei Verhandlungen vor Gericht gehabt – der Notschi zum Beispiel sitzt jetzt wieder: Einbruch und Autodiebstahl. Fünf Jahr oder mehr hat er gekriegt; ich bin immer grad davongekommen.“

Rocker: „Mir san bestimmt keine Rocker, eher so ne Clique, die zusammenhält. Rocker, das sind die, die Leut anfeigen und gern raufen und in Diskotheken gehn und Leut aufmischen und alten Leuten Handtaschen klaun – aber wir sind eher eine Gruppe. Vielleicht so gekleidet, daß manche Leute meinen, wir sind Rocker – wegen der Clubjacke und dem Clubzeichen. Aber daß wir wirklich so schlimm sind, daß wir Leut auf der Straße anfallen und umeinand grölen und brüllen und mit Messer und so bis auf die Zähne bewaffnet sind – das stimmt natürlich nicht. Wir haben gar keine Waffen und Leder ziehen wir zwecks der Maschin an, daß man da warm beinand ist.“

Clique: „Da bin ich fast jeden Tag, so zwischen fünf und sechs gehts los bis um zehn, elf oder auch ein Uhr in der Nacht. Im Sommer jedenfalls, da fahren wir mit den Maschinen raus an einen See zum Baden oder zum Eisessen oder in einen Biergarten. Da trinken und quatschen wir und fahren fort zu Kirchweihfesten und so. Immer so zusammen als Gruppe, so 20 oder 30. Manchmal haben wir auch Filme gedreht oder wir sitzen vor unserm Clubheim: da haben wir ein großes Grundstück mit Garten und Wiese, da machen wir ein Lagerfeuer und grillen Spanferkel. Da haben sich die Nachbarn schon aufgeregt. Und dann ist da die Bundeswehr in der Näh, die hatten immer negativ über uns gedacht, doch ein Hauptmann hat sich mal ein Herz genommen und geguckt, was wir da machen. Da hat er mit einigen geredet und jetzt findet ers ganz prima und kommt ab und zu zu uns. Die Leut kenne uns gar net, aber sie ham einen negativen Eindruck von uns „Was san des für Wilde“. Naja, Maschinen machen Krach, aber wenn sie mal richtig mit uns reden, dann stellen sie fest: die san gar net so. Und wir stellen dann das gleiche fest. Auf der Maschin kannst halt kein Sakko anziehen und keine schöne Krawatte. Klar, daß du dich da warm anziehen mußt mit Lederjacken und so.“

Erste Kontakte: „Mit 14 bin ichs erste Mal an so eine Clique geraten. Das hat sich so ergeben, da ham wir uns zusammengetan, wir wußten nicht, was wir machen sollten, und da sind immer mehr dazu gekommen und dann ham wir gedacht: machen wir ne Clique auf. Da war ich drei Jahr drin und als ich nen andern Freund hatte, bin ich mit dem in seine Gruppe gegangen.“

Der erste Freund: „Da müßt ich in mein Tagebuch schauen. Der erste richtige Freund – das war mit 15. Und mit 16 hab ichs erste Mal mit einem geschlafen. Vorher hab ich immer so kurze Freundschaften gehabt, ohne mir viel dabei zu denken. Aber mit 16 fing ich an und die längste Verbindung war mit Werner. Vor ihm gabs den Richi – der sitzt jetzt. Mit dem bin ich ein halbes Jahr gegangen. Mit dem war ich auch verlobt, das haben wir im Knast gefeiert, wie ich ihn besucht hab, er saß da 18 Monate wegen Raufereien. Dann ist der Werner gekommen und da hab ich dem Richi geschrieben, daß Schluß ist, ich kann nicht 18 Monate warten. Dann war er raus, bei der Bundeswehr und jetzt sitzt er wieder. Da war ich 15, 16. Dann kam Werner und jetzt der Albert. Das waren die drei wichtigsten Buben in meinem Leben.“

Albert: „Mit dem möcht ich schon länger zusammenbleiben, das tät mich schon freuen. Aber zur Zeit schauts wieder schlecht aus. Hat Streitereien gegeben vor

kurzem, er kommt die ganze Nacht net heim und sagt auch nix. Da hab ich gefragt, ob er Schluß machen will und da hat er nein gesagt. Er wohnt jetzt wieder bei seiner Mutter. Wenn er bei seiner Frau wohnen tät – das tät ich ihm austreiben. Der sieht ja seine Frau schon ewig nimmer. Wenn ich hören tät, daß er wieder hingeht – dann wärs aus. Seit er mit mir beinand ist, lebt er getrennt von ihr. Ungefähr einen Monat warn wir so beianand und ich hab da noch nicht gedacht, daß das fest wird mit uns. Aber er hat mir gleich von Anfang an gesagt, daß er verheiratet ist, da hab ich erst geglaubt, der will mich verarschen. Dann sind wir eine Weile zusammengewesen und ham einmal durchgemacht bis in der Früh um fünfe: mit der Maschin sind wir umeinand gefahren, total wild und angetörnt. Albert ist gelernter Schlosser und arbeitet zur Zeit als Automechaniker bei einer amerikanischen Firma.“

Freundin: „Noch nie hab ich so eine richtige Freundin gehabt, ich hab mich immer besser mit Buben verstanden. Vielleicht hängt's mit meiner Mama zusammen oder weil ich keinen Vater hatt, hab mich immer mehr zu Buben hingezogen gefühlt, net gleich ins Bett, mehr so freundschaftlich, reden und so. War als Kleinkind mehr mit Buben auf Bäumen als mit Puppen im Sand.“

Die Mutter: „Ist Postbeamtin. Sie versteht das überhaupt nicht. Sie blickt bei der Clique gar nicht durch. Ist ihr zu wild. Dabei hat sie früher selber mit'm Papa Rock'n Roll getanzt und Lederjacken angezogen. Sie ist 43 und wenn man denkt, eine jüngere Mutter versteht einem – na. Wenn ich mein Kind hab, will ich nix falsch machen – aber das sagt man wohl immer. Ich will jedenfalls alles verstehen von den Jungen.“

Zuhaus: „hab ich weniger über meine Probleme reden können. Vernachlässigt hat mich meine Mama nicht. Aber ich war nach der Scheidung eifersüchtig auf ihren neuen Freund und fühlte mich zurückgestellt. Ich habs ihr ja net verbieten können. Sie wollt ja auch mit jemand zusammenleben und mit ihm die Probleme bereden.“

Wohnung: „Ausgezogen bin ich erst, seit ich mit Albert zusammen bin. Da haben wir zunächst im Clubhaus gewohnt, das ist aber eine Abbruchbude, da sind keine Fensterscheiben mehr drin und überall zieht's rein und da haben wir im Winter, über Weihnachten gewohnt. Saukalt wars und ein kleiner Raum, kein Wasser, weil die Leitung eingefroren war, im Klo hats durchgezogen und ich war da schon schwanger. Anfang Juli ist das Kind kommen, ich bin im Februar grad 20 geworden. Als ich auszog, meinte meine Mutter, ich könnt immer zurückkommen, ich war schon volljährig, da konnt sie ja nicht sauer sein. Es hatte eh dauernd Schwierigkeiten mit ihrem neuen Mann gegeben. Mit dem versteh ich mich nicht besonders, mit der Mama komm ich ja jetzt – wo ich wieder zuhaus bin – einigermaßen klar.“

Oma: „Zu der kann ich immer gehen und ihr erzählen, wo mich der Schuh drückt. Zu der hab ich ein gutes Verhältnis, da kann ich auch immer alle Freunde mitbringen.“

Albert: „Ist jetzt 24, die andern Freund, die ich hatte, waren alle älter als ich. Der Albert schlägt mich ja nie – obwohl ich hab des öfters schon eine gefangt. Jetzt machts er aber glaub ich nimmer. Er hat immer so viel Angst, daß ich Schluß mache. Ich hab gesagt, ich mach Schluß, wenn er so viel trinkt. Wenn wir ein Kind haben, soll er wenigstens a bissl anständiger werden, Verantwortung und son Zeug. Und dann hab ich gesagt, wenn er weiter so sauft, geb ich das Kind her. Da wird er aggressiv und da hab ich schon ein paar drin gehabt: du spinnst, das Kind gehört uns, sagt er nachher. Wenn du Schluß machst, dann erschlag ich dich. Er hängt

schon sehr an mir, er wollt sich schon umbringen, hat Tabletten geschluckt. Er soll aber nicht so wissen, daß ich ihn mag – das nützen die Buben nur aus, wenns merken, daß man ihnen nachrennt. Er kann ja schon nett sein, eines Tages hat er mir zum Beispiel einen Wellensittich mitgebracht.“

Liebe: „Schwierig zu sagen – daß man zusammenhält, zusammen was unternimmt. Partnerschaft, Freundschaft. Bei Schwierigkeiten miteinander reden und wenn einer eingeschnappt ist, hingehen und das Problem gemeinsam lösen.“

Beziehung: „Das Wichtigste ist, daß man sich versteht, sich lieb hat, sich vertraut und seelisch übereinstimmt. Das mit dem Schlafen kommt dann.“

Freiheit: „Ist mir schon wichtig, pass mich höchstens dem Albert an, aber dem ist seine Freiheit auch wichtig. Er meint, ich überfordere ihn, aber dabei brauch ich ihn doch. Ich will ja keinen Pantoffelhelden aus ihm machen.“

Erwachsen: „Bin ich, glaub ich, noch nicht. Manchmal bin ich kindisch und dann wieder normal und vernünftig. Wenn was wichtig ist, mußst aber Frau sein, aber so weit bin ich noch nicht. Alt will ich aber nie werden.“

Angst: „Vor der Zukunft fürcht ich mich jetzt manchmal, früher hab ich das nicht gekannt. Aber jetzt mit dem Kind – und wenn der Albert mal weggehen sollte, was mach ich dann? Ich hab ja keine Berufsausbildung, ich möcht aber auf eigenen Füßen stehen.“

Schule: „Zuletzt bin ich ganz gern in die Schule gegangen, ich bin ja mit dem qualifizierten Hauptschulabschluß mit 16 abgegangen von der Ganztagschule, wo ich am Schluß war. Zuerst war ich in einer andern, aber da bin ich mittags nach Schulschluß auf und davon und dann meinte meine Mutter: so gehts nicht, und dann bin ich von acht bis fünf in die Schule gegangen. So hab ich auch die Prüfung ganz gut mit 2,5 geschafft. Die Lehrer dort waren auch Spitze.“

Von der Schule zum Schaffen: „Als ich 16 war, wollt ich noch Kindergärtnerin werden, und dann bin ich ein Jahr auf die Schule für Sozialwesen gegangen. Das hätte aber zwei Jahre gedauert und damals war ich aber schon mit dem Werner beinand. Ich hab aber a Geld braucht, und die Schule hat Geld gekostet, und ich hab gedacht, die Prüfung schafft's eh net und da bin ich rausgegangen und hab a Lehrstell gesucht, zunächst als Arzthelferin. Ich hab aber keine gefunden. Was ich Bewerbungen geschrieben hab, mei – und dann stand was in der Zeitung „Hotelgehilfin gesucht“. Als Arzthelferin hätt ich ja 350,- Mark gekriegt und als Hotelgehilfin hat es weniger gegeben, 200,-, und da ich Geld gebraucht hab, hab ich mir erst lang überlegt, ob ich gleich jobben geh. Meine Mama war aber dahinter her, daß ich eine Lehre mach, und da bin ich ins Hotel gegangen, obwohl mir das gar nicht gefiel. Hat auch oft Schwierigkeiten gegeben, weil ich da den Werner schon kannte und die Freizeit mit ihm verbringen wollte, statt am Wochenende, wo er Zeit hatte, im Hotel zu bedienen. Ich hab da ein dreiviertel Jahr gearbeitet und dann in Sack gehaun, die warn unmöglich, im Hotel drin. Kurz vor meinem 18. Geburtstag hab ich gefragt, ob ich dann frei haben kann und sie sagten ja, aber dann mußst ich doch an meinem Geburtstag arbeiten. Das heißt, ich sollte, ich bin dann aber gar nicht erst hin und hab am nächsten Tag bloß noch gekündigt. So eine Wut hatt ich, ich mußte dort alles machen und auch ganz allein: vom Kloputzen bis zum Kaffeekochen alles. Und mit dem Geld waren die sehr pingelig. 380,- Mark war der Tarif, aber 220,- hab ich bloß gekriegt, der Rest soll fürs Essen gewesen sein. Bin ich also raus und hab wieder eine Stelle gesucht. Dann fand ich eine Annonce in der

Vor einem Jahr

14. 1. 79

Morgen geht die Schule wieder los. Nach drei Wochen „Ferien“ bräuchte ich jetzt erst einmal ein paar Wochen Urlaub. Nachbereitung, Vorbereitung, endlich die Stoffverteilungspläne, einen Teil der Bücher durchgearbeitet: es scheint immer so weiterzugehen. Ich sehe meine Schüler schon vor mir: die haben auch keine Ferien gehabt. 36 Gesichter, denen man die erfolglose Lehrstellensuche schon an der Nase ablesen kann, auch wenn die meisten einen Platz bekommen – ganz selten ist es der, den sie haben wollten, einige gehen ganz leer aus.

Schulalltag einer 9. Hauptschulklasse irgendwo auf dem Land. 80 % CDU-Mehrheit bei der letzten Landtagswahl.

15. 1.

Es ist nicht ganz so schlimm, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich erzähle ihnen, daß wir in Geschichte ein Taschenbuch lesen werden: „Warum warst du in der Hitler-Jugend. Vier Fragen an meinen Vater“ von Horst Burger. Ein rotfuchs-Taschenbuch von Rowohl. Vielleicht hilft das ein bißchen. Ich habe die Geschichtsstunden so satt, in denen ich mit roten Backen und heißem Blick vor der Klasse gestanden habe und vom Faschismus erzählt, mich verausgabt, meine Unfähigkeit, das nachzuvollziehen, in die Klasse geschleudert habe – und dort nur freundliche Langeweile, „Bravo“ unter der Bank und Hausaufgaben-Machen gefunden habe. Und immer ein paar, die mitgemacht haben und bei denen ich nie wußte: interessiert die das oder haben die nur Mitleid mit dem Lehrer, der sich ersichtlich solche Mühe gibt?

Heute freuen sie sich auf das Buch. „Mal was andres“

16. 1.

Ausnahmsweise kaufe ich mir mal wieder den *Spiegel*: „Kohl kaputt“. Vielleicht nur aus Schadenfreude oder weil ich auf dem Klo was zum Lesen haben möchte. Beim Durchblättern stoße ich auf die Seite 133: „Endlösung im Abseits“. Der *Spiegel* berichtet in seiner gewohnten arrogant-doofen Art über die Fernsehserie: Eine „fragwürdige US-Serie“, „Konsumartikel“, der „ohnehin häufig in allzu süffige Süße zerläuft“, ein „Trivialfilm voll Simplifizierungen“, eine Art „Forsyte-Saga“.

Ein Klaus Umbach also zerfetzt den Film. Und trotz jahrzehntelanger *Spiegel*-Erfahrung bin ich mißtrauisch geworden. Soll ich das meinen Schülern empfehlen? Ich riskiere es und gebe meinen Schülern einen Zettel mit, auf dem ich den Eltern mitteile, daß ihre Kinder in der nächsten Woche als Hausaufgabe für den Geschichtsunterricht die Serie „Holocaust“ im Fernsehen ansehen sollen. Die Kenntnisnahme dieser Mitteilung lasse ich mir per Unterschrift bestätigen.

Zeitung: „Suche Anfangssekretärin“. Ich hatte ja Schreibmaschine und Stenogelernt. Also hab ich bei der Immobilienfirma von der Anzeige angefangen, mit 360,- Mark, das hätte sich gesteigert. Aber nach vier Monaten sinds pleite gegangen. Danach fand ich eine Stelle bei einem Rechtsanwalt. Am Anfang hab ich Briefe schreiben dürfen, und dann sollt ich nur noch Karteikarten sortieren. Außerdem hab ich mich mit dem Chef nicht verstanden, und da bin ich noch während der Probezeit gegangen. Der hat gemeint, ich sei ein Depp, bloß, weil ich keine Lehre gemacht hab. Dann wurd ich schwanger und da hab ich natürlich keine Stelle mehr bekommen, obwohl ich es probiert hab, beim Arbeitsamt und über die Zeitung.“

Traumberuf: „Stewardess wollt ich eigentlich werden, hab mich auch beworben, aber ich hab ja keine Realschul und in Sprachen bin ich auch nicht gut.“

Zukunft: „Wenns Kind da ist und der Albert bleibt mit mir zusammen und wir finden eine Wohnung und heiraten – mit dem weißen Kleid in der Kirche, das wär schön – dann will ich Abendkurse besuchen, wenn Albert das Kind nimmt. Ich könnt ja Sekretärin werden, am liebsten im Reisebüro.“

Widersprüche: „Ich möcht schon gern mit Albert beisammen bleiben und natürlich auch weiter mit der Clique wegfahren. Aber mit dem Kind? Und dann soll das ja auch anständig werden. Das soll nicht sehen, daß da immer gesoffen wird, das kanns ja noch nicht verstehen, vielleicht, wenn es 14 Jahre alt ist, nehm ich es mal mit, dann begreift es mehr davon. Es wird ja nicht nur getrunken und gehascht, mir machen ja auch Spiele auf den Rallyes, und es gibt Preise für die weiteste Anfahrt und die schönste Maschin und wer die meisten Leute zusammenbringt. Da kannst ja immer Pokale gewinnen. Aber so ein Rennen ist vielleicht für ein Kind doch nicht so gut. Ich hab schon Achtjährige dabei gesehen, das waren die reinsten Dreckbären: geraucht habens und getrunken und ausgeshaut wie die letzten Gammeler und wenn ein Mädchen vorbeiging, habens gepfiffen und gerufen: „Na magst net mit mir?“ – und das mit acht Jahren! Ein Kind ahmt das ja alles nach, was es sieht, und wenn es sich dann so in der Schule benimmt wie auf den Rallyes, dann fragt der Lehrer, wo es das gelernt hat: ja vom Papa – na das will ich net. Aber lustig ist es schon in der Clique mit den vielen Leuten, auch wenns manchmal Schlägereien gibt. Es gibt ja schon welche, die überfallen Frauen, das liest man ja in der Zeitung – aber wir machen das ja nicht. Wir tauschen auch nicht die Frauen oder Männer, wie manch einer denkt – da hat jeder seine feste Freundin bei uns und dabei bleibts. Die meisten sagen: Rocker, die huren und saufen doch bloß rum. Na, es gibt schon Schlägereien, wenn man was trinkt, aber so ne Rauferei gibts nur im Suff, und hinterher tuts einem leid. Das ist aber auch schnell vergessen. Die besten Freund haben sich auch schon gehaunt und dann sinds wieder ein Herz und eine Seele.“

Streetworker: „Die sind auf uns zugekommen, weil das Jugendamt geglaubt hat, wir brauchen sowas. Na die sollen uns betreuen wegen der Konflikte mit der Umwelt – son Schmarren. Aber die sind ja ganz gut, machen viel und reden kannst mit denen auch.“

Alter: „Langsam werd ich älter und kriege andere Interessen. Hab mir ja schon vorgenommen, anständig zu werden. Aber wenn ich noch mal 14 wär – ich tät wieder in eine Clique reingehen. Aber vielleicht, wenn du mit deinen Eltern reden kannst, brauchst du nicht – nee, trotzdem, ich würd auf jeden Fall wieder in einer Motorradgruppe mitmachen und nicht im Alpenverein.“

18. 1.

Donnerstag, der *Stern*-Tag. Den *Stern* kaufe ich mir regelmäßig. Eugen Kogon bespricht die Holocaust-Serie. Ich überfliege schnell den Artikel. Gottseidank. Kogon lobt die Serie. Also werde ich erst einmal abwarten und sehen, was die erste Folge bringt. In den letzten Tagen bin ich mir wieder unschlüssig gewesen, ob ich die ganze Aktion nicht lieber abblasen soll. Wenn der *Spiegel* nun doch recht hat, dann kann ich bei meinen Eltern erst einmal ins Leere laufen.

19. 1.

Die Landeszentrale für politische Bildung schickt Begleitmaterial zu Holocaust in die Schule. Am Freitag und am Montag beginnt die Serie. Ich stürze mich gleich darauf, aber die Kollegen interessiert es auch. Leider ist das Material nur einmal vorhanden. Ich blättere es zu Hause durch, morgen muß ich es weitergeben. Warum, verdammt, können die Idioten das nicht so aufbereiten, daß man es so, wie es ist, vervielfältigen und den Schülern in die Hand geben kann. Alles zu hochgestochen, zu wissenschaftlich, zu steril gemacht. Als Hintergrundinformation für den Lehrer ist es durchaus sinnvoll. Aber das drei Tage, bevor die Serie startet. Immerhin wundert es mich, daß sie in Baden-Württemberg überhaupt so etwas machen.

22. 1.

Ich bin heute nur eine Stunde in meiner Neunten. Zwei Schülerinnen schwänzen, zwei sind krank, eine hat verschlafen. Die Schulumüdigkeit in meiner Klasse scheint geschlechtsspezifisch. In Wahrheit hängt das wohl mit dem Angebot an Ausbildungsplätzen zusammen. Die männlichen Schüler sind da schon besser dran . . . Ich fordere alle auf, heute abend die Sendung anzusehen.

Der Film ist kaum auszuhalten. Mein Großvater (Jahrgang 1888) „hat davon keine Ahnung gehabt, damals“. Er ist ganz erschüttert und meint, man könne sich nur noch umbringen. Und schimpft zugleich auf Kleinigkeiten, die historisch nicht korrekt wiedergegeben seien. Als ob es darauf ankäme. Aber vielleicht braucht er das, um damit fertigzuwerden.

Er weigert sich, die übrigen Folgen mit uns anzusehen.

Meine Frau und ich sind durch die Bilder völlig verstört. Wir weinen beide, sind fassungslos, obwohl der Film ja nichts Neues bietet. Wie ist so etwas möglich? Wie konnten unsere Eltern das geschehen lassen?

Und wissen beide doch, daß die Amerikaner in Amerika mit den Indianern, in Vietnam mit den Vietnamesen, die Russen unter Stalin mit den ihren nicht viel anders verfahren sind.

Oder doch? So „typisch deutsch“? So gewissenhaft, so bigott, so schizophran? Dieser Dorf – ist das nicht die Verkörperung des Karrieristen, wie man ihn sich im Dritten Reich vorstellt? Und Müller, der dumme, zu ein bißchen Macht gelangte? Sind das nicht alles die Nachbarn und Freunde von heute? Die Kollegen, die Schülereltern – wie, verdammt, würde man sich selbst verhalten in einer solchen Situation? Man braucht sich ja nur einmal zu beobachten, wenn der neue Schulrat kommt.

Dann die Diskussion im Fernsehen. Wenn etwas trivial an dieser Serie war, dann das. Mein Gott, sind das Menschen, die dort diskutieren?! Mir scheint das Forum geradezu auserkoren, die Emotionen, die der Film ausgelöst hat, ins Leere laufen zu lassen . . .

Gott, sind die Brüder im Fernsehen geschickt. Die Serie ablehnen konnten sie schlecht. Jetzt schwätzen sie sie tot.

23. 1.

Die Schulschwänzer sind wieder da. Einige mit Entschuldigungen, die sehr nachgemacht aussehen. Ich rege mich wieder auf. Hausaufgaben müssen kontrolliert werden. Die Zeugnisnoten stehen vor der Tür.

„Wer hat gestern abend *Holocaust* gesehen?“

Tatsächlich mehr als drei Viertel. Einige haben zwischendrin abgeschaltet. Warum? „Ich hab das nicht ausgehalten.“

Ich versuche, mit ihnen ein bißchen darüber zu reden. Es klappt nicht. Ein paar von den Jungen schwätzen, bekommen glänzende Augen, manches im Film scheint sie auch wieder fasziniert zu haben.

Ich bekomme die Atmosphäre so nicht in den Griff und habe auch Angst, die Schüler mit einer Diskussion zu überfordern.

„Schrecklich“, finden manche. Und: „Warum sind die nicht einfach ausgewandert?“ Mein Gott, als hätte man das Recht, die zum Auswandern zu zwingen.

Ich komme nicht weiter und nehme mir was anderes vor. Heute habe ich sie nur eine Stunde, vielleicht ist es sinnvoller, die ganze Serie abzuwarten. Wenn man zuviel schwätzt, macht man auch viel kaputt. Ich lese lieber mit ihnen das Buch über die Hitler-Jugend.

22. 1.

Wir lesen weiter in dem Buch. Über den Film reden wir nicht. Das scheint den Schülern ganz recht zu sein. Mir auch. Der Film macht mich richtig hilflos, weil ich mit meinen Gefühlen nicht recht umgehen kann und nicht weiß, wie ich sie den Schülern verständlich machen soll. Vielleicht habe ich auch Angst davor, daß sie das alles nicht verstehen, das „Falsche“ sagen und mir dadurch „weh“ tun.

Ab und an ergeben sich kleine Gespräche am Rand. Wir haben heute zwei Stunden Zeichnen, besprechen Noten, arbeiten Zeichnungen auf, hören Musik, und zwischendrin ergeben sich immer wieder aufgelockerte Situationen. Ein Schüler zeigt mir sein Bewerbungsschreiben, eine Schülerin erzählt mir von einem Unfall, und immer wieder – Bemerkungen zu *Holocaust*: „Kinder haben die einfach verbrannt“, „daß die sich das einfach haben gefallen lassen“, „wie sie den alten Mann zusammengeschlagen haben . . .“

Ich habe das Gefühl, daß diese Serie schon zwiespältig ist, was meine Schüler betrifft. Hätte ich das nur besser vorbereiten können. Jetzt stehen sie fassungslos da, und ich kann ihnen nicht viel helfen.

Gottseidank, heute abend kein *Holocaust* im Programm.

25. 1. und 26. 1.

Genau so muß es wirklich gewesen sein. Man kennt die Typen, erkennt sie wieder. Sucht sich selbst darunter und bekommt Angst. Wie hätten wir uns verhalten?

Wann stellen sie in den sinnlosen Diskussionen im Fernsehen endlich die Frage nach der Gegenwart? Mitscherlich, auf den wir gehofft hatten, ist schrecklich gealtert und wirkt hilflos. Da halten sie sich gegenseitig ihr lächerliches Faktenwissen vor, und dabei geht es heute schon wieder los.

Wer heute seine Meinung sagt, bekommt Schwierigkeiten. Keine großen, im Vergleich, und trotzdem halten wir den Mund.

Mir fällt die letzte Fortbildungsveranstaltung ein. Der Schulrat hat referiert. Eine solche Unfähigkeit, hilflose Arroganz habe ich selten erlebt. Die Kollegen verdrehen ihre Augen zur Decke. Und hinterher haben wir alle mit den Knöcheln auf den Tisch geklopft. Ich auch. Fängt es da nicht schon an?

Am Freitagnachmittag setze ich mich mit meiner Frau hin und mache einen Fragebogen, den wir morgen den Schülern vorsetzen wollen. Vielleicht können sie das besser beantworten, wenn sie das „für sich“, nicht öffentlich vor der Klasse machen müssen.

Wir stellen spontan Fragen, ordnen das hinterher ein bißchen und sind nicht ganz zufrieden. Wir haben auch ein paar Fangfragen eingebaut, weil wir wissen möchten, ob der Film auch „aufklärt“, nicht nur aufrüttelt und erschreckt: zum Beispiel die Frage 22: „Wie hättest du das Judenproblem bewältigt?“

Wir haben ein bißchen schlechtes Gewissen dabei und trösten uns damit, daß wir ja hinterher über die Hinterhältigkeit der Frage aufklären können – genau so hinterhältig fragen die schließlich auch bei Meinungsumfragen.

Das Unbehagen bleibt, die Frage auch.

27. 1.

Gestern abend war der letzte Teil der Serie, heute haben die Schüler den Fragebogen vorliegen. Ich teile ihnen mit, daß wir am Mittwoch auch noch einen Aufsatz darüber schreiben – für die, die die Serie nicht gesehen haben, gibt es ein Alternativthema. Sie füllen die Fragebogen aus, verhältnismäßig bereitwillig, wenn auch unvollständig. Annette bemerkt die Falle in Frage 22 – ich vertröste sie auf später und sage ihr, daß ich zu dieser und zu einigen anderen Fragen hinterher etwas sagen werde.

Hinter dem Vorhang am Fenster hat jemand ein Hakenkreuz aufgeklebt.

Obwohl ich gelernt habe, so etwas nicht so ernst zu nehmen, schockiert es mich sehr. Warum das! Ich bleibe ruhig, frage, wer das hingeklebt hat. Zwei Schüler melden sich. Sie hätten sich nichts weiter dabei gedacht. Ich bitte sie, das zu entfernen, sie machen es sofort, sind ein bißchen verlegen.

Mein Gott, nach so einem Film. Darf man da noch so naiv sein? Oder ist das nur eine Form der Verarbeitung?

Ach was! Ich hab das Psychologisieren so satt, die Arschlöcher. Sehen sich das an und kleben das Symbol der Vernichtung ans Fenster.

Faschismus im Hauptschulunterricht

Als alles vorüber war: die Fernsehserie, die Fragebogen, der Aufsatz, die Taschenbuchlektüre – da hab ich mich gefragt, ob wir eigentlich etwas daraus gelernt haben – die Kollegen, die Schüler und ich.

Ich habe bisher Geschichte nur in 8. und 9. Klassen unterrichtet und dabei lernen

müssen, daß es mit „normalen“ Mitteln kaum möglich ist, die Schüler für das Thema wirklich zu öffnen. Zu sehr sind wir wohl alle in das Korsett „Schule“ gespannt, als daß wir „normal“ empfinden können: Angst bekommen, Mitleid, weinen, hassen, vielleicht auch verzeihen – nicht nur die Gefühle verkümmern, auch der Verstand. In Fachzeitschriften jammern wir Lehrer oft darüber, wie schlecht es um das Wissen und die Allgemeinbildung unserer Schüler steht: Im Dritten Reich hätte man sich mit „Hey Hitler“ begrüßt, Adolf Hitler sei der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika gewesen und so weiter – ich muß das nicht verlängern.

Und über das Jammern kommen wir – ein beinahe lehrerspezifisches Problem – nicht hinaus. Jedenfalls ändert sich unser Unterricht nicht grundsätzlich. Auch meiner ist im Effekt wohl nicht fruchtbarer als der meiner Lehrer.

Ich war bei einigen Aufsätzen ein bißchen stolz auf mich und meinen Unterricht – bei dem von Annette zum Beispiel. Vielleicht hat doch alles zusammen ein bißchen dazu beigetragen, daß die Schüler nicht mehr so neutral-unwissend-sympathisieren-des von Hitler und dem Dritten Reich reden.

Aber dann habe ich das selbstkritisch überprüft. Annette hat viel von ihrem Vater gehört, einem freundlichem Grundschullehrer, dessen Schüler schon mit einem kleinen Vorrat an Wahrheitswissen über das Dritte Reich in die Hauptschule kommen.

Und dann habe ich in der großen Pause wieder den Günter gesehen, wie er die Fünftkläßler gepiesackt hat, habe mit überlegt, was die Schüler wohl machen würden, wenn auf einmal Polizei in das Klassenzimmer käme und mich mitnehmen würde mit der Begründung, ich sei ein Baader-Meinhof-Sympathisant. Würde irgendjemand aus dem Dorf protestieren? Würde jemand von den Eltern, von den Kollegen, den Nachbarn nachfragen, was mit mir nun geschehen würde?

Das ist es doch, was wir aus dem *Holocaust* hätten lernen müssen, wenn diese Serie mehr bewirken sollte als Scham und rote Augen.

Immer, wenn ich Augenzeugenberichte aus dem Dritten Reich lese, vom Elend der KZs, vom Treiben der ersten Tage an (man braucht nur „Die Dritte Walpurgisnacht“ von Karl Kraus zu lesen, die er 1933 geschrieben hatte, in Österreich, und dann kann man sich ein Bild davon machen, mit welchen Nachrichten täglich die Zeitungen voll waren – wie kann da einer sagen, er habe nichts gewußt. . .), immer dann, wenn das Grauen des Dritten Reiches konkret wird, verschlägt es mir buchstäblich den Atem. Ich kann es heute noch nicht fassen – weil es auch so unlogisch ist. Der Faschismus wäre darauf, um politisch und ökonomisch überleben zu können, überhaupt nicht angewiesen gewesen. Das ist es, was mich dabei so erschüttert: daß dieses Menschenwerk von uns gemacht wurde, auch heute wieder möglich wäre, in subtilerer, nicht minder grausiger Art und Weise, daß ich nicht einmal für mich so völlig garantieren könnte – wo endet der Selbstschutz und wo fängt das Mitmachen an?

Wie haben uns in der Adventszeit mit Nachbarn unterhalten: Meine Frau erzählte, daß sie gelesen hätte, daß in Chile Kinder vor den Augen der Eltern gefoltert würden. Die Nachbarin nahm zur Kenntnis – ihre Sorge galt vor allem unserem knapp einjährigen Sohn: wir feiern kein Weihnachten und stellen auch keinen Baum auf – das arme Kind. Da können nun in seinen Augen keine Kerzlein leuchten.

Hauptsache, Weihnachten wird gefeiert, mag der Rest der Welt gefoltert werden, verhungern, sich abschuften, um überleben zu können – wir haben nichts gelernt. „Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung“, beginnt Adorno einen Essay mit dem Titel „Erziehung nach Auschwitz“. Unter dieser Forderung bin ich eigentlich Lehrer geworden. Und wenn ich mich heute unter meinen Kolleginnen und Kollegen umsehe, stelle ich zwar Gleichgesinnte fest, aber weder sie noch ich haben das geschafft.

Es gibt viele Gründe dafür, allesamt entschuldigen sie uns, aber sie befriedigen nicht. Die gewichtigsten: wir bleiben in den Vorarbeiten stecken. Selbst eingebunden in hierarchisches Denken und die gesellschaftliche Realität von oben und unten, sehen wir uns noch als privilegiert denen gegenüber, die wir unterrichten. Wie soll der, der die Interessen zwischen Kapital und Arbeit als ausgeglichen ansieht, eine Ahnung vom Faschismus bekommen? Und erkennt er die Widersprüche – praktisch oder theoretisch – so ist es immer noch ein weiter Schritt bis zum Begreifen des Grauens im Faschismus – wenn auch seine Wurzel im Alltag liegt. Lehrer, die sich angesichts dieser Situation als David sehen, denken noch allzu euphemistisch. Adorno machte einmal den (ernstgemeinten) Vorschlag, „mobile Erziehungsgruppen“ aufs Land zu schicken, die die „Erziehung nach Auschwitz“ in die Hand nehmen sollten.

Aber welche Regierung, welche Partei hätte daran ein Interesse? Denn in der letzten Konsequenz bedeutet doch eine Erziehung nach Auschwitz, also eine Erziehung, die Auschwitz in welcher konkreten Ausprägung es auch immer sich darbieten würde, ein für allemal verhindern sollte, eine Erziehung zur Mündigkeit, zur Demokratie, zur Wahrheit, zur Mitmenschlichkeit, also zu Werten, die in unserer Gesellschaft immer dann angeführt werden, wenn es darum geht, sie zu verhindern (man beachte nur die Diskussion um das Privatfernsehen).

Kogon weist in seinem Buch „Der SS-Staat“ darauf hin, daß die eigentlichen Quälgeister in den Konzentrationslagern zum großen Teil jüngere Bauernsöhne gewesen wären – und ich schaue mir meine Schüler an, die ich unterrichte, und halte das für möglich. Auch heute noch. Und sehe mir meine Kollegen an – manch einer könnte als „Dorf“ in *Holocaust* dieselbe Rolle spielen. Und schaue ich in den Spiegel und stelle mich vor die Wahl: Konzentrationslager oder Karriere – ich werde auch mißtrauisch gegen mich selbst, auch wenn sich die Alternative so praktisch nie gestellt haben dürfte: auch hier ist das ein langer Prozeß, ein langer Marsch durch die geistigen Institutionen im eigenen Kopf.

Die Beamten in den Oberschulämtern, die die 68er Generation verhört haben: wo würden die aussteigen? Würden sie noch eine Einweisung in Umerziehungslager befürworten?

Wenn ich mit Kollegen zusammenkomme, die in Großstädten an der Hauptschule unterrichten und sie frage, was sie für Erfahrungen mit dem Thema Faschismus im Unterricht gemacht haben, so sind das entweder bedrückende oder ermutigende Berichte (entweder grüßen die Schüler mit „Heil Hitler“ oder sie teilen das Entsetzen des Lehrers).

In Wahrheit, fürchte ich, lassen sich beide Reaktionen fast beliebig interpretieren. Diese Erkenntnis verweist dann auch auf die pädagogische Hilflosigkeit, die unser täglich Brot ist in einer Gesellschaft, deren Werte nicht eindeutig sind, sondern heuchlerisch, oft nur der Aufrechterhaltung der bestehenden Machtverhältnisse

dienen, prinzipiell eher darauf angelegt sind, Auschwitz zu ermöglichen als es zu verhindern. (Ich warte immer auf den Schulrat, der einmal die Klassenbücher daraufhin überprüft, ob das Thema „Faschismus“ ausführlich behandelt worden ist. Bisher macht sich der nur verdächtig, der mehr als eine Stunde darauf verwendet.) Auf den folgenden Seiten dokumentiere ich die Aussagen meiner Schüler zum Thema „Holocaust“. Die Ergebnisse sind interpretierbar und sagen nichts darüber aus, ob das Denken im Alltag auch zu einem entsprechenden Handeln finden kann. Die Erfahrungen, die ich mit der Schule gemacht habe, sprechen eher dagegen. In einer Gesellschaft, in der fünfzig Mal mehr Mitglieder im Tierschutzverein sind als im Kinderschutzbund, in der Carstens Bundespräsident ist und ein SPD-Kanzler Atomkraftwerke befürworten kann, ist eine „Erziehung nach Auschwitz“ ein mühevolleres, beinahe aussichtsloses Unterfangen. Nur dieses „beinahe“ und die Einsicht, daß es keine Alternative dazu gibt, lassen uns weiter an der Aufklärung in der Schule arbeiten. Daß diese Arbeit außerhalb der Schule weitergeführt werden muß, ist eine nicht minder mühsame Erkenntnis.

Fragebogen zur Fernsehserie

Wir hatten in dem Taschenbuch „Warum warst du in der Hitler-Jugend“ gelesen. Zusätzlich hatte ich verschiedene Quellentexte besorgt und für die Schüler vervielfältigt (z. B. einen Augenzeugenbericht über eine Vergasung aus dem Lehrerbund des Geschichtsbuchs „Reise in die Vergangenheit“). Dennoch war ich überrascht, wie wenig das alles die Schüler erreichte im Vergleich zur Serie. Natürlich wurde das durch die öffentliche Diskussion unterstützt. Viele Eltern hatten sich die Serie mitangesehen und sich hinterher vor ihren Kindern verteidigt. Im Schulbus wurde darüber gesprochen, die Zeitungen waren voll davon – das alles hat sicher dazu beigetragen, doch erklärt das alles immer noch nicht das für schulische Verhältnisse unerwartet große Interesse an diesem öffentlichen Ereignis.

Ich glaube, man muß die Erklärung auch im Film selbst suchen. Da sind die Identifikationsangebote Rudi und Moses, aber auch Dr. Weiß und seine Frau, sogar der Dorf in seiner Arroganz forderte einem Schüler Achtung ab. Die Eindringlichkeit der einzelnen Szenen, die manchmal an Amateur-Dokumentaraufnahmen erinnerten, hat sicher auch zur emotionalen Erschütterung beigetragen, die fast alle Schüler ergriffen hatte. Da ein Klassengespräch darüber nicht möglich war, habe ich mich dann für einen Fragebogen entschieden. Der Fragebogen hatte den Vorteil, daß ich alle Schüler ausführlich nach ihren Eindrücken befragen konnte, und den Nachteil, daß ich nur das fragen konnte, was mich zum Zeitpunkt des Erstellens interessierte.

Gleichzeitig habe ich einige „Fallen“ eingebaut wie die Frage 15 („Welche Strafe hättest du für den Dr. Dorf ausgewählt?“) Mit dieser Frage wollte ich kontrollieren, ob der Film nur Ohnmachts- und Rachegefühle weckt (bei der nicht betroffenen jüngeren Generation) oder darüber hinaus generell gegen Gewalt einzunehmen in der Lage ist, oder differenziert zwischen Widerstand und Rache, und damit nach der Legitimation von Gewalt zu fragen erlaubt. Eine weitere Frage, die uns beim Stellen schon Schwierigkeiten bereitete, war die Frage 22 („Wie hätten du das Judenproblem bewältigt?“). Das grenzt schon an Infamie, weil sie ja unterstellt, es gäbe ein Judenproblem.

Weniger kritisch waren die Fragen wie „Kannst du etwas über das Aussehen und

Art der Juden sagen. . . ?“ Aber auch die Fragen waren ein wenig hinterhältig. Wir haben uns damit getröstet, daß man im Anschluß an die Fragebogenaktion die Schüler allgemein über Manipulationsmöglichkeiten in Umfragen informieren und dies am Beispiel unseres Fragebogens auch nachweisen könnte.

Bei diesen Fragen hatte ich die Klasse unterschätzt. Entweder ließen sie die Fragen – mißtrauisch geworden – einfach unbeantwortet, oder sie setzten sich zur Wehr, hatten also die Falle durchschaut. Worauf das letztlich zurückzuführen ist (auf das emotionale Gewicht des Films, darauf, daß nationalsozialistisches Gedankengut in unserer Gegend vielleicht weniger verbreitet ist oder vielleicht wirklich auf ein gesundes Empfinden), vermag ich nicht zu beurteilen.

Insgesamt schätze ich den Informationswert der Fragebogen und der Aufsätze nicht höher ein als den anderer Aufsätze und Meinungsumfragen. In der zusammenfassenden Auswertung ist daher diese Einschränkung mitzudenken.

Angaben zur Klasse: 36 Schüler, davon 19 Schülerinnen, 9. Klasse einer einzügigen Hauptschule. Vier Schüler waren krank oder schwänzten, 5 Schüler haben die Serie nicht angesehen (keine Lust, die Eltern habens verboten). 27 Fragebogen konnten also ausgewertet werden.

Angaben zur Auswertung: Ich gebe nur die Fragen und Antworten wieder, die ich für besonders ergiebig halte. Einzelantworten ohne Ziffer in Klammer wurden auch nur als Einzelantworten gegeben. Die Zahlen geben die Häufigkeit der Antworten wieder, wenn sie entweder wörtlich oder im selben Sinn gegeben wurden.

Die Serie bestand aus 4 Teilen. Teil 1 wurde von 17 Schülern ganz, von 6 teilweise und von 2 nicht gesehen. Teil 2 wurde von 24 ganz, von 2 teilweise und von 1 nicht gesehen (durch die Gespräche untereinander hatte die Serie, die als Hausaufgabe anzusehen war, den Makel „Schule“ verloren). Teil 3 und 4 bewegte sich dazwischen.

Frage 2: Wenn du zwischendurch – oder frühzeitig – abgeschaltet hast – warum?: Keine Antwort (17); weil ich es nicht ertragen konnte, weil es eine Qual war (2); weil ich von den Eltern aus mußte; weil mich alles so angewidert hat; weil es manchmal so brutal war (3).

Frage 5: Glaubst du, daß die Filme einigermaßen die Wahrheit wiedergeben, oder glaubst du, daß die Wirklichkeit noch schlimmer oder nicht so schlimm war? Keine Antwort (2); nicht so schlimm (0); wie in der Wirklichkeit (15); noch schlimmer (8); kann ich nicht sagen, weil ich nicht dabei war (2).

Frage 7: Waren deine Eltern damit einverstanden, daß du den Film ansiehst? Keine Antwort (2); ja (19); teilweise (4); nein (0); zuerst, dann aber nicht (3).

Frage 8: Wer außer dir hat die Filme noch mit angesehen? Allein (2); Freunde; teilweise mit der Familie (2); Mutter (2); Vater (2); Geschwister (6); Eltern (4); mit der ganzen Familie (8).

Frage 10: Welche Person hat dir in dem Film am besten gefallen und warum? Rudi (8); Rudi und Moses (3); Moses (2); Rudi und Helena (2); Familie Weiß (2); Dr. Weiß (2); Onkel Karl (1); Karl Weiß (1); Dr. Weiß, er hat allen geholfen, obwohl er wußte, daß er sich selbst damit schadete; Frau Weiß, sie hat sich um andere bemüht; Ehepaar Weiß, weil sie allen helfen wollten; die ganze Judenfamilie Weiß und die Gruppe um Moses (2); Herr und Frau Weiß, Rudi und Inga.

Frage 11: Welche Person hat dir am wenigsten gefallen und warum? Keine Antwort (2); Dorf (15); Himmler (1); Dorf und Frau (1); alle diejenigen, die sagten: Ich führe nur den Befehl Hitlers aus; Heydrich und Dorf: sie waren allen Juden gegenüber kalt; Dr. Weiß, weil er sich nicht gewehrt hat; Dorf, überhaupt die ganze SS und Müller; Herr Dorf und seine Frau. Weil sie ihn immer angestiftet hat und er immer mehr getan hat, als er hätte müssen.

Frage 12: Was hat dir im Film am besten gefallen und warum? Keine Antwort (3); eines war gut, daß sich die Juden gewehrt haben (13); der Ausbruch aus dem KZ (1); Judenaufstände/Partisanengruppe (1); daß die Juden für die Freiheit gekämpft haben; daß Dr. Weiß am Bahnhof ein Lazarett eingerichtet hat, um ein paar Juden zu retten; der Film war gut, weil man nicht viel von Bomben und Panzern sah; als die Judengruppe die Deutschen überfallen hatte und als sie herausgefunden hatten, daß Dr. Dorfs Eltern Halbjuden waren; da wo sich Dorf umgebracht hatte, als sie ihm die Bilder gezeigt hatten; eigentlich gar nichts, nur, daß sich die Juden zur Wehr gesetzt haben; daß die Inga zu ihrem Mann gehalten hat und daß Herr und Frau Weiß so tapfer waren; wie die Inga zu ihrem Mann und seiner Familie geholfen hat, daß sie sogar ins KZ gegangen ist; Rudis Verhalten;

Frage 14: Hast du schon vor diesem Film über die Judenvernichtung im Dritten Reich etwas gehört (von wem und wann)? Keine Antwort (3); ja (5); nein (5); Bücher und Berichte (3); mein Opa hat viel davon erzählt; einmal ein Buch darüber gelesen; Eltern und Lehrer; ein bißchen (2); mein Vater hat davon erzählt und einmal war ich im Kino in einem 3-Stunden-Film; ja, im Fernsehen; in Filmen schon vorher; in der Schule mal kurz; ja, von meinen Eltern. Im Renchtal gabs einen Juden, der hat mit Pferden und Rindern gehandelt. Er hat immer geholfen.

Frage 15: Welche Strafe hättest du für den Dr. Dorf ausgewählt, wenn er sich nicht umgebracht hätte und du allein entscheiden müßtest – warum? Keine Antwort (4); gefoltert (6); ich hätte ihn gefoltert und vergast, weil er so furchtbar feige und herrschsüchtig war. Was mit den Juden geschehen ist, war ihm egal. Hauptsache, er konnte gut leben; Vergasung (mit Folter, ganz langsam) (4); lebenslange Haft (mit Folter); ausliefern an die Juden; ihn in einer Isolierzelle zugrunde gehen lassen; genauso wie Karl Weiß; die, die für ihn bestimmt war; umbringen, weil er Freunden die Hilfe verweigert und sich immer so aufspielt; lebenslänglich ins Gefängnis und auch schwer arbeiten; ich hätte ihn foltern lassen von den Juden, und danach dürften ihn diese erschießen oder ihn in eine Gaskammer bringen; lebenslänglich und zu einem Psychiater und seine Frau dazu. Wäre sie nicht gewesen, wäre er nicht in der Partei.

Frage 16: Weiß du, ob es hier in der Gegend im Dritten Reich Judenverfolgung gegeben hat? Keine Antwort (4); weiß nicht (7); nein (12); ja (1); in Offenburg; Arzt in der Gegend, wurde mit einem Auto abgeholt; ja, es gab eine Familie. Sie wurden alle abgeholt; in Appenweiler soll es einmal einen jüdischen Arzt gegeben haben, der abgeholt worden ist. Sonst kenne ich keine.

Frage 18: Kannst du etwas über das Aussehen und die Art der Juden sagen (auch, wenn du nur von ihnen gehört hast)? Keine Antwort (4); nein (1); genau so Menschen wie wir, sehen auch nicht anders aus (10); nur andere Religion (4); sie beten im Knien und immer zu bestimmten Zeiten; Geschäftsleute; Bart, schlank, gutaussiehende Geschäftsleute; ich glaube nicht, daß die Juden so gemein sind, wie man sagt. Sie sollen ja Leute betrogen haben und nur auf ihr eigenes Wohl aus sein.

Aber z. B. Dorf und all die anderen, haben sie die Menschen nicht belogen, waren sie nicht nur auf ihr eigenes Wohl aus?; soviel ich weiß, soll man die Juden durch Untersuchen des Schädels erkennen können.

Frage 20: Warum hat man deiner Meinung nach die Juden verfolgt? Keine Antwort (5); weiß nicht (4); Sündenbock (6); weil sie Jesus umgebracht haben, als Vorwand (3); weil man sie als „Ungeziefer“ angesehen hatte, das ausgerottet werden mußte (2); Spinnereien; weil sie Einfluß hatten mit ihrem Reichtum; sie würden das Deutsche Reich vernichten; gehaßt; die Juden sollten schon immer reicher als die Deutschen sein, wurde den Leuten damals vorgemacht. Daß man Deutschland von diesem Ungeziefer befreien müsse; weil sie zuviel Macht in Deutschland hatten. Weil Hitler seine blonden, blauäugigen Germanen wollte.

Frage 21: Welche Nutzen hatte Deutschland durch die Judenverfolgung? Keine Antwort (8); weiß nicht (1); gar keinen (1); gar keinen – sie hatten doch Verluste, hätten sie das Geld und Soldaten im Krieg verwendet, wäre es besser gewesen; durch den Glauben der Juden hat keiner Krieg gewollt. Also mußten die Juden weg, bevor alle anderen auch nicht mehr kämpfen wollten; keinen, es wurden Aufgaben in der Kriegsführung vernachlässigt (2); keinen, sie stürzten sich noch in Unkosten durch die Munition und das Geld für das Gas.

Frage 22: Wie hättest du das Judenproblem bewältigt? Keine Antwort (13); weiß nicht (4); lebenlassen (3); sie haben genau das gleiche Recht zu leben wie wir; ich hätte sie in Ruhe gelassen. Sie hätten ja auch helfen können, z. B. Gräben ausheben usw.; für mich wäre es kein Problem (2); auswandern lassen, wäre als Jude ausgewandert (2).

Frage 24: Was glaubst du, wie du dich damals verhalten hättest? Keine Antwort (4); weiß nicht (6); neutral (1); den Juden geholfen; ich wäre feige gewesen wie im Film (2); als Jude hätte ich mich gewehrt; ich hätte mich bei der Verfolgung umgebracht; als Jude hätte ich für die Freiheit gekämpft, da man ja doch sterben mußte und es die einzige Möglichkeit war (2); genauso (unmenschlich) wie die anderen Deutschen (3); wenn ich Jude gewesen wäre, hätte ich mich vergiftet; wenn ich Jude gewesen wäre, hätte ich gekämpft. Es ist doch nicht egal, ob man erschossen wird beim Kämpfen oder vergast beim Nichtstun; vielleicht auch nicht anders. Den Leuten wurde ja eingetrichtert, die Juden sind Untermenschen. Jeder hatte nur ein Ideal: den Führer; wahrscheinlich nicht anders, weil ja niemand wußte, was vorging, und wenn man es gewußt hätte, hätte man so viel Grausamkeit nicht gelaubt; ich glaube, das kann man nicht sagen; es ist leicht zu sagen, daß man immer nur gut zu allen Mitmenschen gewesen wäre. Ich hätte Juden aber niemals etwas angetan.

Frage 25: Glaubst du, daß sich die Leute heute anders verhalten würden als damals? Keine Antwort (2); ja (1); nein (9); teilweise (1); vielleicht (2); ja, sie würden wieder den Befehlen gehorchen; nein, weil sie daraus gelernt haben (2); ohne Vorsorge nein; ja, sie haben erlebt, wie grausam es war (2); nein, doch würde es nicht ganz so schlimm mit den Juden sein; ja, weil sie begriffen haben, daß die Judenverfolgung nichts bringt; die Alten, die das mitgemacht haben, schon. Aber es gibt noch genug junge Fanatiker, die von einer Hitlerwelt träumen; ich glaube und hoffe es, daß man daraus gelernt hat und so etwas Fruchtbare nicht noch einmal passiert; das kommt auf die Verhältnisse an, aber ich glaube nicht.

Frage 28: Was kann man deiner Meinung nach tun, damit sich so etwas wie das

Dritte Reich nicht wiederholt? Keine Antwort (14); weiß nicht (4); sich vor Radikalen schützen; Naziartei und ähnlich gesinnte Parteien verbieten und bekämpfen; sich gegen solche Vorkommnisse wehren!; keinen Mann die Befehle allein geben lassen, so daß es gar nicht zu einem Krieg kommt; man kann die restlichen Juden in Ruhe lassen; es ist zwar kindisch, was ich jetzt sage, aber wenn in keinem Land Soldaten ausgebildet würden, gäbs keinen Krieg mehr; da kann man nicht viel tun, nur hoffen.

Aufsätze zum Holocaust

Im Anschluß an die Fragebogen fiel mir auf, wie sehr ich die Schüler damit eingeschränkt hatte. Ich schlug ihnen vor, einen Klassenaufsatz darüber zu schreiben und gab gleichzeitig ein Alternativthema an, das allerdings wenig genutzt wurde. Es war wohl wirklich so, daß hier die Schüler auch den Wunsch hatten, ihrem Herzen Luft zu machen.

Immerhin geben Fragebögen und Aufsätze ein Bild von dem Gefühl und Wissensstand einer großen, schwierigen Hauptschulklasse in einem erzkonservativen Bundesland, unmittelbar nach der Ausstrahlung der Fernsehserie *Holocaust*. Sie lassen meiner Meinung nach keine Rückschlüsse auf den Gefühls- und Wissensstand derselben Schüler ein Jahr später zu und rechtfertigen schon gar nicht Vermutungen darüber, ob diese Schüler zu menschlicherem Verhalten fähig wären als ihre Eltern, wenn sie mit einer ähnlichen Situation konfrontiert würden.

Dies hat mit Resignation nichts zu tun, nur mit der Einsicht, daß die Schule in einer menschenfeindlichen Umwelt in die Wertvorstellungen dieser Umwelt eingebunden ist. Eine Gesellschaft, die die Zahl der Rauschgifttoten, der Selbstmörder, der tödlichen Arbeitsunfälle, der Säuglingssterblichkeit und der Kindesmißhandlungen achselzuckend hinnimmt, im Kampf gegen eine Handvoll Terroristen sich aber bis zum Letzten verausgabt und entblößt, eine solche Gesellschaft ist von der Wirklichkeit, die hinter *Holocaust* stand, noch nicht so weit entfernt, als daß es ihr gelungen wäre, aus der Geschichte Konsequenzen zu ziehen, die die Voraussetzungen für einen modernen Holocaust abbauen würden. Auch diese Einsicht hat mit Resignation nichts zu tun, im Gegenteil: sie soll uns nur helfen, die Schwierigkeiten während des langen Marsches nicht zu unterschätzen.

Bei den folgenden Aufsätzen habe ich nur zwei Fällen den ungekürzten Text wiedergegeben und mich ansonsten auf die wichtigsten und aussagekräftigsten Passagen beschränkt.

(Vollständiger Aufsatz): Als der Lehrer uns den Film „Holocaust“ als Hausaufgabe aufgab, habe ich natürlich zuerst gedacht, das wird ja so ein Mist werden. Einfach weil ich dachte, das wird ein typischer Schulfilm sein. Neugierig war ich nicht, ich hatte keinerlei, und doch eine falsche Vorstellung von diesem Film. Ich habe den ersten Teil von „Holocaust“ nicht gesehen, und gewöhnt habe ich mich daran schnell. Es war wahr, und wenn man immer bloß wegsieht, hat das, wie ich finde, keinen Wert, man kann daran nichts mehr ändern.

Aber wenn ich ganz ehrlich bin, war ich immer froh, daß mein Vater den Film mitangesehen hat. Er hat mir einige Dinge erklärt, denn ganz leicht war dieser Film nicht zu verstehen.

Als richtig habe ich empfunden, daß man die Wirklichkeit in dem Film deutlich gezeigt hat, aus dem einfachen Grund, weil ich mir gedacht habe, daß nun einige

ehemalige SS-Schweine aus Reue fast kaputt gehen. Doch es ist leicht zu sagen, „ich hätte das nie gemacht!“ (Ich meine jetzt nicht die SS-Männer, ich meine die Bevölkerung). Man muß erst einmal darüber nachdenken, was man selbst in einer solchen Situation getan hätte. Viele Deutsche hatten Angst, daß ihnen dasselbe angetan werden würde wie den Juden.

Und ich glaube, daß es wieder Menschen gäbe, die sich ebenso verhalten würden wie damals. Aber warum? Diese Frage bleibt unklar. Ich würde niemanden töten, ob Deutscher oder Jude. Nein, ich würde Juden helfen.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß es Menschen gäbe, die darauf hereinfallen würden, wenn irgendein hergelaufener Prophet behauptet, er helfe z. B. die Arbeitslosigkeit abzuschaffen. Doch vielleicht wollen es alle glauben, vielleicht will nur niemand der Wirklichkeit ins Auge sehen.

Ich habe keine Meinung über Juden, auf jeden Fall keine, die alle Juden in einem besseren oder schlechteren Licht darstellen würde. Alle haben Fehler, ob Juden oder Deutsche. Es gibt gute und schlechte Juden und Deutsche. Es gibt keinen Unterschied. Oder?

Ich finde, es war ein lehrreicher Film, und ich hoffe, daß alle, die irgendeinem hilflosen Juden etwas angetan haben, die gerechte Strafe bekommen werden. Oder nein, eine ungerechte wäre noch besser!

... Am meisten hat mich erschüttert, wie diese langen Schlangen mit Juden auf der Straße zu ihrer Erschießung gingen, ohne das geringste Zeichen von Widerstand. Meine Mutter und ich sahen den Film an. Sie war richtig schockiert, als sie sah, wie man mit den Juden umging. Sie erzählte mir, daß es in Kippenheim früher sehr viele Juden gegeben hätte, daß aber so ziemlich alle abgeholt wurden. Es gibt heute noch eine Synagoge dort. Man sieht sie von der Straße aus. ...

... Mir gefiel am besten, wie sich die Juden gegen die SS gewehrt hatten. Wenn ich Jude gewesen wäre, hätte ich mich allerdings auch nicht anders verhalten als alle anderen. Ich wußte ja, daß ich früher oder später durch irgendeine Weise umgebracht würde. ... Erst jetzt habe ich überhaupt einen Überblick über Hitler und das 3. Reich bekommen. ... , denn dann hat man sich erst richtig Gedanken darüber gemacht. ...

... Ich war sehr gespannt auf die Filmserie und schaute sie mit Begeisterung an. Es war mir nicht einmal schwer gefallen, Holocaust anzusehen. Ich schaute mir diese Judenverfolgung an wie einen Spielfilm und dachte dabei, daß es Wirklichkeit wäre. Eigentlich hatte ich ihn mir grausamer und brutaler vorgestellt, so, wie die anderen von ihm erzählt hatten.

Aber am meisten beeindruckt hatte mich. ... als die Juden nicht aufgeben wollten, als sie in den Häusern eingesperrt waren und SS-Truppen in die Straße einzogen. Ich merkte direkt, wie mich das gefreut hatte, als einige Soldaten tot umfielen, und sich das Kommando zurückzog und mit einer starken Truppe zurückkommen mußte. ...

... Aber bis heute ist mir unklar, wieso die SS-Leute die Juden erschossen haben. Da hatten doch beide nichts davon, keine Vorteile, nur Nachteile, z. B. weniger Menschen, Geld für Munition. ...

... Die deutsche Bevölkerung hätte einfach etwas unternehmen sollen. Das verstand ich nicht im Film, daß die Deutschen nicht den Juden halfen. Ich glaube, daß Juden auch ganz normale Menschen sind, daß es gute und schlechte gibt. ...

... Zuerst dachte ich mir nichts dabei, sah auch den ersten Teil nicht, weil ich weg war. Aber als am Morgen nach dem Film alle an der Bushaltestelle erzählten, nahm ich mir vor, den zweiten Teil anzusehen. ...

... Man hätte vielleicht noch etwas über die Deutschen bringen sollen, die gegen den Krieg waren oder über die, die den Mund hielten. ...

... In dem Film hätte man auch die Deutschen zeigen können, was die dazu meinten, über die Judenverfolgung. ...

... Man sollte den Film jeder 9. Klasse zeigen, damit so etwas nicht wieder passiert. Denn der Film war sehr deutlich und hat alles gezeigt, was damals passiert ist. Nur, man hätte auch eine deutsche Familie zeigen sollen, wie die sich verhalten hatte. ...

... Am zweiten oder dritten Schultag kam unser Lehrer ins Klassenzimmer und sagte, daß in der nächsten Woche im dritten Programm eine Sendereihe mit dem Namen „Holocaust“ läuft und daß es in dem Film um die Judenverfolgung im Dritten Reich geht. Diesen Film, sagte er, sollten wir uns anschauen. Zuerst dachte ich, das wird wieder eine dieser langweiligen Fortsetzungssendungen, die nichts mit der Wahrheit zu tun haben. ...

Dorf war einer der schlimmsten, wenn nicht der Schlimmste überhaupt. Es wundert mich, wie er so viel Haß gegen die Juden aufbringen konnte. ...

Ich glaube, wenn heutzutage so etwas wie das Nazi-Regime wiederkäme, würden sich die Leute dagegen wehren. Ich finde, daß die Juden ganz normale Leute sind wie wir auch, und wenn sie damals den Judenstern nicht hätten tragen müssen, hätte man sie auch nicht erkannt. ...

... Ich glaube, daß der größte Teil des Volkes nichts dagegen unternommen hat, weil sie Angst hatten, sie würden auch vergast oder einfach niedergeschossen. Aber heute würden sich die Leute auch nicht anders verhalten. Mir ist eigentlich nie richtig klar geworden, warum sie die Juden umgebracht haben. ...

(Vollständiger Aufsatz): Als unser Lehrer, Herr Menze, kam, und uns erzählte, daß wir nächste Woche im dritten Programm einen Film über Hitler und die Judenvernichtung ansehen sollten, war ich erst einmal begeistert. Hitler hat mich nämlich schon immer interessiert, und ich wollte gern noch mehr darüber erfahren. Mein Vater hat mir zwar schon viel über Hitler erzählt, aber das mit den Juden hat er immer weggelassen. Also schaute ich mir am Montag den ersten Teil an; in dem ja an und für sich nicht viel geschah. Den zweiten Teil schaute ich mit meiner Mutter an, den dritten Teil wollte sie mich schon nicht mehr sehen lassen. Sie sagte, das wäre alles zu brutal und häßlich, sie habe selber die halbe Nacht nicht geschlafen. Zugegeben, die Filme haben mir ganz schön zugesetzt, aber als ich erst

einmal sah, was da so alles passiert ist, wollte ich mehr darüber erfahren. Man konnte auch sehen, daß Hitler nicht allein den ganzen Mist gebaut hat, da waren auch andere wie z. B. Heydrich, Dorf, Goebbels usw. daran schuld.

Am meisten hat mich ja Dorf angewidert, er hat alles getan, nur um Karriere zu machen. Dabei war ihm ganz egal, wieviele Menschenleben dabei draufgingen. Er hat nur immer auf seine Frau gehört, die genauso habgierig und egoistisch war wie er.

Erst ließen sie sich von Dr. Weiß helfen, und dann, als sie ihn nicht mehr gebraucht haben, wurde er wie jeder andere auch ins KZ gebracht. Dr. Weiß hat mir auch am meisten imponiert. Er hat ganz genau gewußt, daß, wenn er den anderen Juden hilft, er selbst ins KZ kommt. Aber er hat ihnen trotzdem geholfen. Er konnte zwar nur wenigen helfen, aber er hat dafür sein Leben gegeben. Er war einer der wenigen, die sich auch wehrten. Die meisten haben stillgehalten, nur damit ihnen nichts passiert. Aber umgebracht hat man sie ja trotzdem alle. Und die Deutschen, die Mitleid mit den Juden hatten, haben das Maul gehalten, nur damit ihnen nichts passiert.

Ich kann einfach nicht verstehen, wie man so viele Juden (6 Millionen) einfach wegschaffen konnte, ohne daß die anderen etwas gemerkt haben. Oder wollten sie nichts merken? Ich kapiere das einfach nicht, warum man 6 Mill. Juden umbringen konnte. Was haben sie denn getan? Wie konnte Hitler nur so naiv sein und glauben, daß wir nichts erfahren? Wenn 6 Mill. Menschen fehlen, das muß man doch einfach merken. Ich glaube, daß es auch heute noch Menschen gibt, die von einer Hitlerwelt träumen. Klar, Hitler hat auch was Gutes getan, z. B. die Autobahnen. Aber das mit den Juden hätte wirklich nicht sein müssen. Und daß er den Größenwahn bekommt und einen Weltkrieg anfängt, hatte ja auch niemand ahnen können. Also meiner Meinung nach war dieser Film schon gut, aber ich würde ihn wahrscheinlich nicht in den Lehrplan einführen. Er schreckt zwar ab, aber es wurden auch wieder alte Wunden aufgerührt. Ich kann nur hoffen, daß so eine Zeit nicht mehr kommt.

... Ich dachte, es handelt sich um Ausschnitte aus anderen Filmen, die gezeigt werden, und danach wird einer darüber befragt. Aber es war ganz anders, es war in einer Art Spielfilm aufgemacht ...

Daß man sich an solch schreckliche Sachen gewöhnt, braucht mir keiner zu erzählen. Zwar war es jetzt nicht so schrecklich, weil es in einem Film aufgemacht war, aber daß es jemand wirklich machen kann, ist für mich unerklärlich ... Manchmal wird irgendwo ein Hakenkreuz hingemalt, ohne daß sie wissen, was sie da tun. Der Film war ein guter Film. Das ist meine Meinung, und zu der stehe ich!

... Nach den Weihnachtsferien kam unser Lehrer in die Klasse und gab uns dieses Mal sehr ungewöhnliche Hausaufgaben auf, denn wir sollen einen Film ansehen ... Meine Eltern sagten nur, daß die Hausaufgaben immer origineller würden. Aber an dem Abend, als der erste Teil des Filmes lief, waren sie doch ein bißchen mehr als sprachlos und dies steigerte sich bei den weiteren Teilen des Filmes ...

... Dorf als Adjutant von Heydrich hat mir am besten gefallen. Er war unheimlich selbstsicher und wußte genau, wie er sich anderen gegenüber in kritischen Fragen

verhalten mußte. Es ist logisch, daß das deutsche Volk nichts gegen das Schreckliche unternahm, dazu war das Regime der SS und der Gestapo zu stark. Außerdem wurde das Schlimmste verheimlicht.

Den ersten Teil der Serie fand ich am besten, weil dort der Übergang der Juden vom normalen Leben zur grausamen Verfolgung gezeigt wurde. Wenn ich damals gelebt hätte, wäre ich genauso unmenschlich wie die anderen Leute in der NSDAP gewesen, die doch Pflicht war ...

Wenn wieder eine ähnliche Herrschaft käme wie die des Dritten Reiches, dann wäre der deutsche Widerstand zwar größer, aber die dort führende Partei wäre dann vielleicht dementsprechend noch gerissener und radikaler ... Den Film fand ich im großen und ganzen gut, aber man sollte bedenken, daß noch Ähnliches in Südamerika passiert, heute noch.

Elfie Jäger Studenten – „eine ratlose, freudlose Masse“?

Die Schlagzeile der *Süddeutschen Zeitung* fällt mir immer wieder ein. Im letzten Sommer war uns die Seite drei gewidmet – uns, den über 40 000 Studenten der Uni München, „einer ratlosen, freudlosen Masse“. Mir ist unbehaglich bei diesen Worten: ratlos, freudlos. Vielleicht, weil sie zutreffen?

Seit neun Semestern studiere ich an dieser Uni, arbeite seitdem in der Verfaßten Studentenschaft und im MSB Spartakus. Wir haben uns immer intensiv mit der Studiensituation, der sozialen Lage der Studenten beschäftigt, mit den objektiven Bedingungen, unter denen wir hier studieren. Auch, wie sich das auf das Bewußtsein der Studenten niederschlägt, hat ständig in unserer Arbeit eine Rolle gespielt, obwohl die Analyse dieses subjektiven Faktors sicher oft etwas zu kurz gekommen ist.

Trotzdem – oder wahrscheinlich eher weil – ich politisch aktiv bin, macht mich die Schlagzeile betroffen.

„Ein saustarkes Gefühl, wenn man am Abend weiß, was man getan hat, und Pläne macht für den nächsten Tag“

Tom begründet mit diesen Worten seinen Entschluß, nach sieben Semestern das Studium aufzustecken und eine Schreinerlehre anzufangen. Mit Tom jobbe ich seit einem Jahr. Er hat Kunstgeschichte studiert, soweit das möglich ist. Letztes Jahr war bei der Einschreibung in die Kurse eine Krankenschwester dabei, ab 3 Uhr früh standen die Studenten Schlange (weil das Lehrpersonal um einige hundert Prozent zu knapp ist), da fällt schon mal einer um.

Pläne machen, sich Ziele stecken, sich mit seiner ganzen Kraft für deren Realisie-

rung einsetzen, das macht irgendwie das Leben, den Spaß am Leben aus. Bei Tom ist das so. Bei mir auch. Und bei den anderen?

„Macht ihr heute Frustnachmittag?“ meinte Dieter, als er zur Tür reinkam und wir ihn mit der Frage, wie ihm sein Studium gefalle, überfielen. Wir trinken gerade Kaffee und essen Lebkuchen, obwohl Weihnachten vorbei ist und man eigentlich keinen Lebkuchen mehr sehen kann. Übersättigung! Dieter, der nur mal schnell bei Gabi und Wolfgang vorbeischauen wollte, setzt sich. Er studiert das dritte Semester an der TU und ihn nervt alles, was mit dem Studium zusammenhängt. „Viel Arbeit würd mich an sich nicht stören. Aber die wissen bloß, wie sie einen beschäftigen können und man doch nichts lernt. Und weil ich keinen Sinn drin sehe, mach ich die Aufgaben nicht, komm in Rückstand und schon geht der Mist los. Kann ich Kaffee haben?“ Das Thema wird gewechselt, Beziehungen. Wolfgang lacht, als er merkt, daß ich mit meinen Gedanken noch bei dem vorigen Thema bin: „Polit-Aktivist.“ Wolfgang und Gabi studieren Soziologie, Gabi im zweiten Semester, Wolfgang im ersten.

„Soziologie ist für mich die Lehre von der Gesellschaft, von allem, was damit zu tun hat. Bisher seh ich nur die Auswirkungen, woher kommen diese gesellschaftlichen Verhältnisse?“ Sein Eindruck von der Uni: „Hier wird auch nur mit Wasser gekocht, im Prinzip sind mir die nur ein paar Bücher voraus.“ Gabi hält ihre Mitstudenten für frustriert, sie erzählt vom ersten Grundkurs, den sie besucht hat. Nur 7 oder 8 von den 27 Leuten machen weiter, der Rest „hat die Nase voll, weil man so viele Dinge machen muß, die man nicht will.“

Wolfgang warnt mich davor, seine Aussagen als typisch anzusehen. Denn beide wollen ihren Abschluß nicht unmittelbar verwenden. Er dient als Sicherheit, falls das Experiment nicht klappt. „Landwirt ist für mich ein Beruf wie jeder andere“ – sie wollen mit anderen Leuten eine Landwirtschaft aufziehen, „den Sinn der Arbeit wiedererkennen und an uns selbst testen, in einer größeren Gruppe zu leben.“ Aussteiger, Leute, die keine Energie besitzen? Wolfgang und Gabi jobben in den Ferien, geben während des Semesters Nachhilfe und sparen für ihr Projekt. Und solange sie an der Uni sind, wollen sie auch was tun, verändern, sie arbeiten in der Fachschaft mit. Dennoch: sie studieren ein Fach, das sie interessiert, aber stellen schon gar nicht mehr den Anspruch, ihr Wissen in der Arbeit anzuwenden. Ist das nicht schon ein Zugeständnis an die äußeren Zwänge – daß man eben nicht mehr beanspruchen darf?

Die beiden hab ich durch Gerd kennengelernt. Gerd studiert seit 3 Semestern Französisch und Englisch fürs Lehramt. Wir waren zusammen in einem Grundkurs. In der ersten Stunde gab die Dozentin eine Einweisung: „Sie können nur eins machen, lernen, lernen und nochmals lernen, und überlegen Sie sich rechtzeitig, ob Sie so großes Interesse an Französisch haben, daß Sie durchhalten. Im letzten Semester hat ein Student Selbstmord begangen, nachdem er zum wiederholten Mal durch die Zwischenprüfung gefallen war.“ Es hat allen die Sprache verschlagen, mir auch, obwohl ich dachte, ich sei einiges gewöhnt. Gerd saß neben mir und meinte: „Die Frau spinnt doch.“

Nach dem Kurs haben wir uns noch eine Weile gestritten, über die Studenten. Gerd war der Auffassung, mit denen sei sowieso nichts anzufangen, die seien zu angepaßt, ließen sich alles bieten. Wieviele denken das vom anderen? Wir probierten es bald darauf zusammen aus, diskutierten im Kurs über die Leistungs-

anforderungen, über ihren Sinn und Zweck. Gerd war überrascht, wieviel Leute plötzlich Interesse zeigten, sogar die Bereitschaft, aktiv zu werden. Wir haben gelernt: diese Bereitschaft hängt stark davon ab, wie jeder Einzelne die Möglichkeit sieht, durch seine Tätigkeit wirklich etwas zu verändern. So wächst die Fachschaft, auch Gerd arbeitet darin mit.

Christine, die Medizinstudentin, erzählte neulich von einer Diskussion mit einem Prof. Die Durchfallquoten waren rapide angestiegen, und im Biochemie-Kurs hatten die Studenten eine Aussprache gefordert. „Kannst du dir das vorstellen, da sagt eine Frau, die sicher einiges drauf hat – Abitur mit 1,1 –, sie sei am Ende ihrer Leistungsfähigkeit, sie würde gerne lernen, sie hätte Interesse am Stoff, aber sie könne nicht mehr, und der Prof geht überhaupt nicht drauf ein. Was glauben die denn eigentlich, was wir so machen. Die Praktika sind alle in den Ferien, die meisten von uns müssen mindestens einen Monat jobben. Die denken wohl oft noch, das sei wie früher, jeder hätte monatlich 1 000,- DM von Papi und fährt in den Ferien zwei Monate in Urlaub.“ Zur Ehrenrettung der Dozenten muß man hinzufügen, daß nicht alle verständnislos reagieren, aber Verständnis reicht nicht, solange sie selbst sich sogenannten „Sachzwängen“ unterwerfen. Und das tun die meisten. Nach einer Infratest-Umfrage (*Infratest* '74, S. 20 ff.) sind die drei hauptsächlichen Erwartungen von Studienanfängern: Erstens die Hoffnung, auf einen interessanten Beruf vorbereitet zu werden; zweitens die, durch das Studium die persönlichen Fähigkeiten weiterentwickeln zu können; und drittens die Hoffnung auf praxisbezogene theoretische Ausbildung. Alle Befragten sehen sich in diesen Erwartungen enttäuscht. Der Göttinger Psychologe und Mediziner Prof. Dr. Eckhard Sperling kommt zu der Schlußfolgerung: „Studieren ist für junge Leute lebensgefährlich!“ Hauptursache: „die verschulte Schwerarbeit an der Massenuniversität“, durch die sich ein Student wie ein „Dschungelkämpfer“ hindurcharbeiten muß. (*Westfälische Rundschau* 15. 8. 78. Siehe auch *rote Blätter* 10/78).

Dieser Zustand ist gewollt. An der Uni München herrsche „Überfüllung von katastrophalem Ausmaß“ – so Präsident Lobkowicz (*Spiegel* v. 23. 4. 1979). In den vergangenen drei Jahren stiegen die Studentenzahlen um ca. 4 000 an. Trotzdem wurden annähernd 300 Dozentenstellen abgebaut. Diesem Abbau hat der fürsorgliche Präsident immer „schweren Herzens“ zugestimmt. Laut bayerischem Haushaltsgesetz 77/78 sollen (bis 1980) 1249 Stellen an bayerischen Unis abgebaut werden. Das Überlastprogramm, dem „Studentenberg“ gewidmet, wirkt demgegenüber geradezu lächerlich. Finanzielle Austrocknung soll aber nicht nur die Uni München „sanieren“. Von hier bis Flensburg dient sie gegenwärtig als Hauptmittel der Bildungspolitik.

Im Vorlesungsverzeichnis der Uni München vom Sommersemester 79 heißt es lapidar: „Die Immatrikulation schließt nicht das Recht auf einen Arbeitsplatz in den Übungen und Seminaren ein, bei denen im Vorlesungsverzeichnis eine Teilnehmerbegrenzung angegeben ist.“ Neue Prüfungs- und Studienordnungen, der laufende Versuch, die Regelstudienzeit durchzusetzen, leisten ebenfalls einen Beitrag zur „verschulten Schwerarbeit“.

Zweiter Faktor: Die „Wohnungsschlacht“, unserer freien Marktwirtschaft zu danken, kostet viele Studenten Zeit und Nerven. Da oft das nötige Geld fehlt, die freien Wohnungen zu mieten (Kauf ist natürlich auch möglich!), müssen viele sich in Geduld üben, vorläufig mit dem Campingplatz Thalkirchen oder dem Flur in

einer Wohngemeinschaft vorlieb nehmen. Auch die Zimmer in den Wohngemeinschaften werden geteilt. Hinzu kommt der Zeitverlust durch das Jobben. Etwa 40 % der Studenten jobben neben dem Studium.

Studieren bedeutet also in jedem Fall: Streß. Dabei ist für viele die Frage „Wozu studieren?“ nicht geklärt und läßt sich auch nur mühsam klären. Bis 1985, so prophezeite die Finanzministerkonferenz, stauete sich ein Überschuß von mehr als 500 000 Hochschulabsolventen an (*Spiegel* 23/78, S. 65).

„Überschuß“, eine Bezeichnung für Menschen? Offensichtlich ist sie nicht ganz unreal in einem System, das seine Bildungspolitik am Profitinteresse ausrichtet. Prof. Haverkamp von der Salzgitter AG zur Chancengleichheit: „Die Gesellschaft braucht nicht viel Masse, die wenig weiß, sondern wenig, die viel weiß.“ (Zit. nach *rote blätter* 11/79). Gegenwärtig studieren an der Uni München mehr als 40 000 Studenten. Das sind zu viele, wenn man sich nach dem Maßstab des Kanzlerkandidaten F. J. Strauß richtet: „... da ist mir eine gewisse Dummheit lieber, die wenigstens zum Vertrauen fähig ist.“ (*FR* v. 11. 8. 67)

Vielleicht fehlt einem Großteil der „Generation ohne Hoffnung“ (*Stern*) das Vertrauen in diese Gesellschaft aus guten Gründen? „Der Student ist mißtrauisch“, sagt der Leiter der psychotherapeutischen Beratungsstelle des Studentenwerks, „so sehr, daß viele diese Stelle nicht aufzusuchen wagen, weil sie Angst haben, die Daten gingen weiter ans Ministerium.“ (*SZ* 18. 5. 79).

Menschlichkeit – Mißtrauen – Zugeständnisse oder „Das schleicht sich so weich von hinten an“

Wohnungen. Ich glaube, sie sind ein Spiegel des Gemütszustandes, in dem man sich befindet. Am Ausmaß der Unordnung auf meinem Schreibtisch kann ich ablesen, wann es höchste Zeit ist, etwas in meinem Lebensstil zu verändern. Auch am Zustand der Pflanzen in meinem Zimmer.

Seit ich studiere, werden die Zimmer der Leute, die ich kenne, immer wärmer. Mehr Pflanzen, mehr Holz. Die Wände sind nicht mehr mit Plakaten tapeziert. Einzelne Plakate und Grafiken schmücken die Raufasertapete. Sorgfältig ausgewählt. „Zu Hause will ich mich wohlfühlen, es gemütlich haben, mich entspannen können.“ Viele leben in Wohngemeinschaften und fast alle, die alleine wohnen, möchten das nicht, haben nur keine andere Wohnmöglichkeit gefunden. „Es ist einfach schön, morgens gemeinsam zu frühstücken, oder, wenn man abends nach Hause kommt, an die Zimmertür des Nachbarn zu klopfen und ein bißchen zu quatschen. Man kann allein sein, wenn man will, muß es aber nicht sein. Das ist das Schöne.“

„Das Mißtrauen blüht, der Umgangston unter den Studenten ist feindseliger geworden“, meint H. Riehl-Heyse, der Schreiber des *SZ*-Artikels.

Was stimmt denn nun?

Der Betrunkene fällt mir ein, der Moni gegen das Schienbein getreten hat, weil sie nicht mit ihm reden wollte, obwohl er ihr gerade erklärt hatte, daß er allein sei. Das rücksichtslose Drängeln mancher Leute bei der Einschreibung. Der Zettel in der Bibliothek, der auf die hohe Diebstahlquote hinweist. Man muß wirklich den Füller einpacken, wenn man Kaffee trinken geht. Es gibt schon viele, bei denen das menschliche Verhalten mehr oder weniger kaputt ist. Aber mehr noch sind auf der

Suche. Auf der Suche nach der großen Freundlichkeit.

„Lies mal.“ Mein Gegenüber drückt mir ein Buch in die Hand, aufgeschlagen. Eben haben wir uns noch über die DDR gestritten, uns zuvor über die Demo unterhalten, von der wir gerade kommen. 1 500 Studenten waren auf der Straße: „Wir wollen sinnvoll studieren; für das Recht auf Arbeit und Bildung; gemeinsam gegen rechts, stoppt Strauß!“ Jetzt sitzen wir zu acht in einer Kneipe im Medizinviertel. Den Kommilitonen mit dem Buch kenne ich seit einer Stunde. Ich lese: „In einer Kultur . . . in der der materielle Erfolg von überragendem Wert ist, gibt es keinen Grund, davon überrascht zu sein, daß die menschlichen Liebesbeziehungen den gleichen Grundzügen folgen, die den Waren- und Arbeitsmarkt beherrschen.“ Er meint, ich solle mir das Buch trotzdem kaufen, auch wenn ich das mit dem Warencharakter schon kenne, von Marx. „Die Kunst des Liebens“. Er versucht auf seine Weise, die Ursache für die Kälte zwischen den Leuten herauszufinden.

„Es ist so leicht, der männliche Held zu sein, und so schwer, mit einem Menschen Mensch zu werden“, ich erzähle Ruth von dem Lied. Wir waren gerade im Kino: „L'amour violé“, ein Film über die Vergewaltigung einer Frau, wie sie damit zurechtkommt, sie bewältigt. Es hat eine Weile gedauert, bis wir Worte fanden. Es waren auch einige Männer im Kino, wenige, meistens einzeln. Ruth fiel das auch auf. Die Unsicherheit, als wir aus dem Kino gingen. Ein Mann, der gleichzeitig mit Ruth die Tür erreichte, ließ ihr den Vortritt, nicht aus Höflichkeit, es wirkte, als hätte er Angst, bei einer Berührung mit Ruth etwas zu zerbrechen. Eine Gruppe von Frauen hat öfter schrill gelacht, ich finde, sie machen es sich zu einfach.

„Nach dem Urlaub hab ich mich wahnsinnig drauf gefreut, ihn wiederzusehen, da hatte er sich in eine andere Frau verliebt. Das Brutalste war, daß er plötzlich so getan hat, als seien wir uns fremd. Es geht mir einfach nicht in den Kopf, warum sagt er nichts? Ich dachte immer, zwischen uns herrscht Ehrlichkeit, Offenheit, jetzt komm ich mir nur noch benutzt vor.“ Wir reden über Beziehungen. Ruth ist im Moment ziemlich resigniert; sind die Ansprüche zu hoch? Wir sind uns einig, hier Zugeständnisse zu machen, ans Vertrauen innerhalb einer Beziehung, bedeutet, einen Teil von sich selbst aufgeben. Es tut oft weh, „aber da müssen wir halt durch“.

Auf der Suche nach der großen Freundlichkeit.

Einzeln, jeder für sich. Spontanes Vertrauen in den Anderen hat man verlernt. Wir wurden dazu erzogen, im Mitmenschen einen Konkurrenten zu sehen. Spontan endet die Suche nur selten in der gemeinschaftlichen Wahrnehmung der eigenen Ansprüche. In der Uni ist allein von den Räumlichkeiten her nicht vorgesehen, daß in Kleingruppen gearbeitet wird. Zudem haben die meisten nie gelernt, in Gruppen zu arbeiten. Es passiert selten, daß einer im Seminar aufsteht und sagt: „Ich mach das nicht mit, tun wir was!“

Spontan und einzeln traut jeder sich nur die Kraft zu, es im privaten Rahmen zu ändern. In der Wohngemeinschaft, in Freundschaften, Beziehungen, dem unmittelbaren privaten Bezugsrahmen sammeln sich die Energien, die Hoffnung, Unduldsamkeit, Vertrauen, Wärme. Man kann das sehen, hören, spüren.

Das Vertrauen in die eigene Kraft, diese Ansprüche gesamtgesellschaftlich umzusetzen, fehlt meistens, es ist oft auch bei politisch Aktiven nicht sehr stabil.

Heike hat am Fachbereich mit für die Demonstration gearbeitet. 1 500 von mehr als 40 000 Studenten sind ihr zu wenig. Ungeduld. „Glaubst du, ich frag die nochmal, ob sie mitgehn zu'ner Demonstration? Wenn sie solche Angst haben, dadurch einen

Grammatikkurs zu verpassen, dann sind sie doch selbst schuld, die Arschlöcher.“ Am Wochenende war sie bei einer Demonstration gegen den NPD-Parteitag. Auch hier Ungeduld: „Das juckt doch die meisten nicht, ob ein Nazi im Schuldienst ist oder Bundespräsident.“ – Und Filbinger? Wir diskutieren über das Erreichte, das Erreichbare. Es gerät so leicht in Vergessenheit. Steht ja meistens nicht in den Zeitungen, die man am Kiosk kaufen kann. Die demokratische Bewegung hat keine festen Spalten in der *Süddeutschen* oder im *Spiegel*.

„Das schleicht sich so weich von hinten an“ – Günther, ein Juso, hat Angst, doch noch zu resignieren. Es werden so viele Möglichkeiten geboten, sich einzurichten, gut zu leben. Man kann in Konzerte gehen, in die Kneipe, mit Freunden zusammensein. Man kann in Urlaub fahren. Man kann hier vieles. Der Lebensstandard der BRD ist hoch, gemessen an anderen europäischen Ländern, von den Ländern der sogenannten dritten Welt gar nicht zu sprechen. Man kann sich gut einrichten. Wenn man vieles vergißt. Die Rüstungsbeschlüsse der NATO zum Beispiel oder auch nur die Legasthenikerquote am Hasenberg, oder den Kampf ums Erdöl, der, die CIA voran, gegen die iranische Bevölkerung geführt werden soll. Auch wenn man es nicht vergißt, hat man doch Möglichkeiten, sich einzurichten, unsere Gesellschaft als kleineres Übel zu betrachten, und nicht als Drahtzieher vieler Übel dieser Welt. Und falls man daran krank wird, ganze Industrien leben schließlich davon: sei es der Alkohol, seien es Psychopharmaka. Ich finde es gar nicht weich, was sich da so von hinten anschleicht. Mir springt brutal ins Gesicht, sitzt im Genick. Auch da „müssen wir durch“. Berufsverbote, Antikommunismus, Mißtrauen machen es uns schwer voranzukommen, und machen es allen schwer, der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

„Du lügst“ – Schwierigkeiten bei der Wahrheitssuche

„Du lügst“, hat Uli vor kurzem zum dritten Mal zu mir gesagt, er kommt immer wieder darauf zurück. Vor zwei Jahren hab ich ihm vom Besuch einer Kunstaussstellung in der DDR erzählt. Nicht von den Bildern und Skulpturen, sondern von den Menschen, die sich das angeschaut haben. Daß ganze Busse aus Betrieben gekommen waren, daß die Leute in Gruppen vor den Bildern diskutierten, daß da ein anderes Verhältnis zur Kunst sichtbar wird, dort Arbeiter in die Ausstellung gehen und nicht ehrfurchtsvoll erstarren, sondern sich auseinandersetzen, sich Kunst aneignen. Uli hat ein anderes Bild von der DDR, deshalb wiederholt er auch nach zwei Jahren noch: „Du lügst“, weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Das halte ich für die größte Leistung des ganzen Systems von Beeinflussung hier: nicht nur Bretter, sondern meterdicken Beton aus Nicht- und Desinformation vor den Gehirnen der Leute aufgebaut zu haben. Diese Wand verstellt den Blick auf grundsätzliche Alternativen und verhindert oft genug das Suchen nach den gesellschaftlichen Zusammenhängen.

Aber es ist bisher nicht gelungen, die Studenten davon abzuhalten, ihre Fragen zu stellen. Die in den Thesen „Mut zur Erziehung“ von Lobkowitz, Golo Mann und anderen Reaktionären formulierten Erziehungsziele sind zumindest bei der heutigen Studentengeneration nicht realisiert, es gibt Widerstandspositionen dagegen. Die Studenten handeln nicht nach dem Motto, Glück stelle sich durch das Aufgeben eigener Interessen, durch die Übernahme althergebrachter Werte und Normen ein.

Für viele Studenten ist die selbsterlebte Praxis zum Kriterium der Wahrheit geworden. An den bundesdeutschen Hochschulen ist die Linke stärker als die Rechte. An der Uni München, sozusagen der Hausuniversität von F. J. Strauß, wird das sichtbar. 3487 Studenten nahmen im letzten Jahr an den Wahlen zum Studentenparlament teil, die das Bayerische Hochschulgesetz seit 1974 nicht mehr vorsieht. Die rabiaten Versuche von Uni-Verwaltung und Kultusministerium, die Studentenschaft zum tatenlosen Schweigen zu bringen, reichen von gewaltsamer Auflösung der Studentenvollversammlung durch 600 Polizisten und, in Zusammenhang damit, der Verurteilung des früheren Senatssprechers der Studenten Michael Held zu vier Monaten Gefängnis bis zum Verbot studentischer Veranstaltungen in der Uni, wie Ende 78 einer Lesung von Franz Xaver Kroetz. Nachdem aber dieser Vorfall in der Öffentlichkeit viel Staub aufgewirbelt und Proteste hervorgerufen hatte – vor allen anderen waren der VS und die dju solidarisch – las Kroetz am 11. 12. 1979 vor 500 Studenten aus seinem Stück „Der stramme Max“. Veranstalter war der MSB Spartakus. Die Diskussion nach der Lesung zeigte, zum Realismus in der Literatur gibt es, wie zu vielen anderen Fragen, sehr unterschiedliche Auffassungen. Wichtig ist, daß die Argumente aufeinandertreffen können.

Es ist schwierig, aus der Fülle von Argumenten, Lösungsmöglichkeiten, das Richtige auszuwählen. Eine Schwierigkeit, der alle ausgesetzt sind, die Fragen stellen, suchen. Zum Beispiel Hilde. Sie ist im dritten Semester. In der AStA-Frauengruppe wurde sie erstmals aktiv gegen die Benachteiligung der Frauen in der Lehrerbildung und bei der Einstellungspraxis der Kultusministerien, die verheirateten Lehrerinnen das Recht auf einen Arbeitsplatz bestreiten. Hilde hat in der Frauengruppe erstmals Texte von Engels und Bebel kennengelernt. Sie ist dem MSB Spartakus gegenüber sehr skeptisch. Hat Angst um ihre Phantasie, ihre Individualität, will sich deshalb noch nicht organisieren. Wir diskutieren. Ihr geht es wie vielen, die auf der Suche sind, die nach dem Sinn ihres Studiums fragen, nach den Möglichkeiten, unmittelbare Bedrohungen von ihrer Berufs- und Lebensperspektive abzuwenden. Wie vielen, die zum ersten Mal mit politischem Handeln, mit aktiver Interessenvertretung in Berührung kommen, woraus sich wieder neue Fragen ergeben. Mit den Antworten machen sie es sich nicht einfach. Aber vor kurzem meinte die Hilde, ohne ihre Skepsis aufzugeben: „Du, ich brauch den Marxismus, der ist inzwischen wichtig für mich.“

Die Gefahren der Jugendreligionen

Pfarrer Friedrich Haack im Gespräch mit Friedrich Hitzer

Hitzer: Herr Pfarrer Haack, wir haben für den *kürbiskern* 1/75 ein erstes Gespräch über die Entstehung und die rasche Ausbreitung von Jugendreligionen geführt. Sie haben diesen Begriff geprägt und dabei in aller Deutlichkeit dargelegt, daß man die politische und die religiöse Sektenbildung nicht voneinander trennen kann. Was hat sich auf diesem Gebiet seit jener Zeit verändert? Gibt es lediglich quantitative Veränderungen – eine Zunahme der Zahl und Mitglieder der Sekten – oder gibt es auch qualitative Verschiebungen?

Haack: Zunächst kam es in diesen Jahren zu dem Ereignis von Jonestown, wo es sich zeigte, daß eine solche Gruppierung auch unerhörte Folgen haben kann: da hat es 900 Tote gegeben. Auf welche Weise dies geschah, kann man einmal dahingestellt sein lassen. Hier hat sich jedenfalls gezeigt, daß Menschen, die auf einen Führer vertrauen, der das letzte Wort hat, zu allem bereit sind, auch zur Zerstörung des eigenen Lebens und des Lebens anderer. Was mich wundert: Wie schnell und wie ich meine, wie gerne hat man Jonestown vergessen. In der Tat ist es zur Zeit so, daß in der Sektenszene eine neue Qualität zu beobachten ist. Man hat früher einmal der außerparlamentarischen Opposition einen böswilligen Marsch durch die Institutionen nachgesagt. Bei den Sekten ist genau das eingetreten.

Heute kommt eine Sekte an Jugendliche nicht mehr ran, indem sie ihn auf der Straße anquatscht und sagt: komm mal her, wir haben für dich ein Weltrezept. Heute sind es interessierte Lehrer, Ärzte, Leute, die sich zur Schickeria zählen, die versuchen – ich weiß nicht aus welchen Gründen – junge Menschen für Sekten zu werben. Zum Beispiel: Die *Vereinigungskirche* des Koreaners San Myung Mun stellt sich neuerdings dar als positive christliche Gruppe. Das ist eine üble Tarnung. Sie möchte Nachbarschaftshilfe aufbauen. In Wirklichkeit sind das alles nur Taktiken, den eigenen Namen reinzuwaschen. Die *Scientology-Kirche* hat eine Gruppe namens „Zielzentrum für individuelles und effektives Lernen“ aufgebaut. Da werden junge Lehrer eingeladen zu Kursen. Da werden Schüler eingeladen, wie man das Lernen lernt, und den Lehrern soll beigebracht werden, wie man mit Kindern umgeht. Wer die große Verunsicherung gerade in den pädagogischen Berufen kennt, weiß, daß solche Dinge auf Widerhall stoßen können. Die *Transzendente Meditation* hat sich als „Gesundheitsprogramm“ niedergelassen, oder sie möchte mit einem Rehabilitationsprogramm in den Drogenbereich oder in die Gefängnisse reinkommen.

Diese neue Art der Sekten, auf den Menschen zuzugehen, halte ich für ganz besonders gefährlich.

Was ich noch sagen muß: ich bin der Ansicht, daß die allgemeine Verunsicherung gewachsen und damit der Nährboden für diese Gruppen größer geworden sind; daß unter jungen Menschen die Zukunftsangst erheblich zugenommen hat. Man glaubt nicht mehr, einer Zukunft entgegenzugehen, in der man mit eigenen Händen etwas gestalten kann. Man hat Angst, sich alternativ darzustellen, aus der Befürchtung, sich alle Zukunftswege zu verbauen. Man hat Angst, in eine Zukunft zu gehen, die man als Zukunft nicht mehr akzeptieren kann. Und in diese Verunsicherung stoßen nun Gruppierungen neu auf den Markt vor wie die *Bhagwan Rajneesh-Bewegung*,

die letztlich eine Selbstbefreiung in der Abkehr von allen Dingen propagiert. Ein Bhagwan-Mensch wird sich also kaum mehr politisch engagieren. Das ist alles zu niedrig für ihn, er wird also nur seinem Inneren nachhören, das heißt sein Leben in einer Art ‚let-it-be-Ideologie‘ darbieten. Das halte ich nicht für religiös – das wäre schon gefährlich genug –, sondern auch in politischer und sozialpolitischer Hinsicht für eminent bedrohlich. Für die Zukunft einer Gesellschaft ist das ein Gefahrenherd.

Hitzer: Wenn ich da einhaken darf. Sie nennen gerade dieses Beispiel – auch die anderen scheinen in diese Richtung zu gehen –, deren Führer die Abkehr von Engagement, die Abkehr von Welt, die Abkehr von Politik propagieren. Wenn ich mich recht erinnere, so war das Bild der Sektenszene in der Zeit, als wir uns unterhalten haben, eher verwirrend. Es hatte so den Anschein, als seien das eben etwa 300 nebeneinander existierende Gruppen – vielleicht nennen Sie noch die Zahl, die heute festzustellen ist. Mein damaliger Eindruck war der, daß es nicht sehr leicht gewesen ist, die Grundströmungen in den Gruppierungen der Sekten zu erkennen. Nun scheint es so zu sein, daß wir es auf der einen Seite mit einem Angebot der Passivität zu tun haben. Der Enttäuschung und der Angst – der gemachten Angst, gemacht durch bestimmte Produkte von Film, von Literatur, in Massenmedien. . .

Haack: . . . durch die Informationspolitik . . .

Hitzer: . . . folgt das Gefühl, keinen Durchblick mehr zu haben, um dann wie der reife Apfel vom Baum in den Schoß einer Gruppe zu fallen, die einem sagt: Kehr in dich! Wende dich ab von der Welt! Wähle das alternative Leben usw.! Auf der anderen Seite kann man aber eine zweite Hauptströmung erkennen – unabhängig von der Gruppe oder dem Grad der Zugehörigkeit zu einer Organisation –, deren Anhänger militant eingreifen wollen. Militant im Sinne von Führerkult, von Zwang und Gewalt gegenüber anderen.

Haack: Ja. Es gibt heute in der Bundesrepublik Deutschland einen Bereich von über 500 Sekten. Man kann sagen, jeden Tag entsteht etwas Neues. Zum Teil sind die Gruppen minimal klein. Aber ich gebe zu bedenken, daß in der technischen Zivilisation auch ein kleiner Stein eine hochkomplizierte Maschine zum Absturz bringen kann. Da gibt es nun einen ganz besonderen Bereich – und ich nenne ja diese Gruppen *Jugendreligionen* –, das sind Gruppen, die mit der Meinung antreten, oder mit dem festen Glauben, sie hätten das Rezept, womit man allein die Welt heute retten kann. Daraus folgt: der Bringer dieses Rezepts oder der „ewige Meister“ oder der „wahre Gott“ – häufig läßt er sich „wahrer Vater“ nennen, wie zum Beispiel der Koreaner Mun – oder gleich gar „Gott“, wie der Inder Bhagwan, der hat das totale Rezept.

Nehmen wir ein Beispiel: die *Ananda-Marga-Bewegung*, die sich auf der anderen Seite auch PROUT – *Progressive Utilization Theory* – nennt, glaubt, daß sie in ihrem ehemaligen Hilfsbuchhalter der indischen Eisenbahn den größten Wirtschafts- und Sozialtheoretiker der Welt hat. Und der hat nun eine Ideologie aufgestellt, nach der sogenannte Sadvipras – das heißt: moralisch hochstehende Persönlichkeiten – die Welt retten werden. Diese Sadvipras müßten dies notfalls auch mit Gewalt tun. Die Welt läßt sich nicht so einfach retten. Und da verbindet er sich mit allen möglichen politischen Gruppierungen: die Leute der CISNU wurden eingeladen, an Land zu gehen. In den frühen Zeiten dieser Bewegung hat man die

Anhänger in Indien gegen Linksgruppierungen als bewaffnete Garde zur Verfügung gestellt – den Großbauern der Gegend, wo der Ananda Mufti aufgewachsen ist. Also diese Gruppe hat nun tatsächlich vor, die gesamte Welt unter ihre Fittiche zu bringen.

Das gleiche finden wir auch bei einer Gruppe wie *Scientology*, die etwa auf einem Bild in einer Zeitung den Planeten Erde mit einem Schild „clear“, das heißt nach *Scientology*-Art gerettet darbietet; oder bei Herrn Mun, der ja für das Jahr 1981 Globales vorausgesagt hat. Ich bin überzeugt, diese Gruppen können nichts bewirken, außer Zerstörung. Dazu wird es allemal noch reichen.

Tatsächlich haben wir es ja mit hochaktiven Kadergruppen zu tun. Jede dieser Gruppen hat einige zigtausend Leute, die sich notfalls auch unter Aufgabe des eigenen Lebens einsetzen lassen.

Diese sogenannten Jugendreligionen halte ich heute für die eigentlich gefährlichen Gruppen, gefährlich auch deswegen, weil sie nicht in unserer Welt mitarbeiten wollen, indem sie etwa sagen, wir wollen unser Teil beitragen, etwas gut zu machen, sondern weil sie grundsätzlich alles nach ihrem Heil „retten“ wollen. Hier geht es nur nach der einen Methode, dem einen „rettenden“ Rezept, das der „Führer“ gebracht hat. Das bedingt eine totale Unterwerfung unter den Führer und die von ihm ausgehende Hierarchie. Diese Gruppe halte ich heute für sehr viel gefährlicher als etwa einen kleinen Spiritistenkreis, wo sich ein paar Omas, die sonst sowieso zu keiner Wahl gehen, sich politisch nicht beteiligen, bei Kaffee und Kuchen hinsetzen und nach einer Beethovenmelodie oder einem Goethe-Gedicht dann die Jenseits-Geister reden lassen. Von deren Art gibt es eine ganze Reihe, dies ist harmlos, aber die Jugendreligionen halte ich für eminent gefährlich.

Hitzer: Wenn man die Szene verfolgt und das eine oder andere Beispiel hört – Sie haben ja hier auf Jonestown verwiesen, dabei auch auf die erschreckende Tatsache aufmerksam gemacht, wie schnell und gern dies vergessen wird –, so wäre an dieser Stelle meine Frage: Es scheint doch immer noch die Einstellung vorzuherrschen, auch bei denjenigen, die die Gefahr dieser Sekten jetzt vielleicht eher einzusehen bereit sind als vor fünf Jahren, daß man sagt – na gut, so viele werden es ja wohl doch nicht sein! Wenn Sie aber sagen, bei den 500 Gruppen würde es sich um Kaderorganisationen von zigtausenden Mitgliedern handeln, so ist das kein Pappentitel. Wie sind die Gruppen organisiert und woher beziehen sie ihre Mittel?

Haack: Von den 500 Sekten würde ich heute 20 zu den wirklich gefährlichen zählen. Deren Mitglieder liegen insgesamt für die Bundesrepublik Deutschland bei etwa 20 000 – im allerhärtesten Kern. Wenn man aber den Ausstrahlungsbereich berechnet, so scheint mir der in der letzten Zeit sehr stark angewachsen. Vor ein paar Jahren konnte man noch mit 150 000 Leuten rechnen, die von diesen Gruppen angesprochen werden oder innerlich zustimmend sind. Ich würde dieses Feld heute fast für verdoppelt ansehen. Das sind um die 300 000 Leute, die Kurse solcher Gruppen gemacht haben und doch irgendwo zustimmen, sich letztlich auch bereiterklären, auf irgendeine Weise – zum Beispiel als Missionar oder Zuträger – mitzumachen.

Hauptträger sind die jungen Leute der Mittelschicht. Die Mittelschicht scheint mir bei uns besonders verunsichert zu sein. Die jungen Menschen der Mittelschicht sind sozial und religiös hoch motiviert. Man kann bei denen grundsätzlich mit dem Satz – „wir sind für das gute Morgen und gegen das schlechte Gestern“ – Zustimmung

erzielen. Aber sie haben kein Know-how mehr, keine Antwort auf die Frage: Wie macht man das? Sie haben kein Vertrauen mehr in die bestehenden Organisationen, daß die ihnen helfen können. Und so lassen sie sich ansprechen von Gruppen, die zunächst mal die totale Abkehr von dieser Welt – die man das „System“ oder das „Chaos“ oder wie auch immer nennt – propagieren und dann sagen: Nun mußt du hineingehen und da dieses und jenes tun und dich völlig unterordnen.

Was die finanzielle Macht der Gruppen angeht, ist zu sagen: Jugendliche haben heute eine ganze Menge persönlichen Besitz. Grundsätzlich kommt dieser Besitz mit dem Jugendlichen in die Gruppe. Zweitens: die Gruppen kriegen hier gratis Arbeitskraft, und ich wundere mich, daß die Gewerkschaften sich darum nicht kümmern. Arbeitszeiten von 9.30 bis 23.30 Uhr, wie das etwa bei einer der Gruppen zutrifft. Oder eine andere der Gruppen – die *Vereinigungskirche*: die bringt jedes Jahr junge Leute aus der Bundesrepublik Deutschland, nach kurzer Anlernzeit, auf eine Schiffswerft für die Vereinigten Staaten. Ich bin ganz sicher, daß dort nicht unsere Arbeitsschutzbestimmungen, ganz zu schweigen von unseren geregelten Zeiten und der Sozialgesetzgebung, gegeben sind. So bilden die jungen Leute, die kostenlos arbeiten und dies zu minimalsten Bedingungen tun, ein ungeheures Reservoir für Reichtum, für Geld. Dann kommt noch ein kleiner Nebenerwerb: das sind Erbschaften. Ich kenne einige Fälle, wo erhebliche Erbschaften, die einem Jugendlichen zufielen, dann eben in die Gruppe gewandert sind. Und heute arbeiten einige dieser Gruppen auf unserem Markt unter verschleierte Bedingungen. Eingetragen ist irgendein Mitglied, in Wirklichkeit handelt es sich um die Gruppe. Zum Beispiel findet man so etwas auf dem Arbeitskräfteverleihmarkt, also diese Teilzeitbeschäftigungsfirmen. Oder: in Handelsunternehmen sind Gruppen tätig, wie gesagt, immer mit Arbeitskräften, die nichts kosten, aber viel bringen. Da kommt erhebliches Geld zustande, das dann auch wieder für die eigenen Zwecke, zur Werbung, zur Durchsetzung der eigenen Ziele eingesetzt wird.

Unser Gespräch letztes Mal hatte ja zum Hintergrund, daß eine der Gruppen sich in den Wahlkampf mit erheblichen Beträgen, mit Millionen, eingeschaltet hat. Das ist jetzt wieder zu erwarten, daß die gleiche Gruppe politisch ein Bein auf den Boden bekommen möchte . . .

Hitzer: . . . meinen Sie die E. A. P.?

Haack: . . . ich meine jetzt hier die *Vereinigungskirche* – Mun aus Korea –, sie wird wieder Flugblätter für Millionen Mark drucken und verteilen lassen. Das Ziel: eine Diffamierungskampagne gegen die Bundesregierung und die Koalitionsparteien starten, sich eben damit in den Wahlkampf bei uns einmischen.

Hitzer: Wir haben schon einmal über die Struktur dieser Gruppen nach innen gesprochen. Da ist zu beobachten, in welcher Form – zum Teil grob, zum Teil raffiniert – ein Terror wirkt, etwa für denjenigen, der aussteigen möchte, ein Terror, der einen fast an den Rand des Selbstmordes bringt, wenn er dies versucht. Was gibt es hier für neue Erkenntnisse?

Haack: In diesen Tagen erschien eine Todesanzeige, in der ein Vater schrieb: unser Sohn ist durch eine dieser Gruppierungen zum Selbstmord gebracht worden. Wir kennen heute die Techniken, mit denen diese Gruppen arbeiten. Es gibt auch eine feste Terminologie. So spricht man von *Seelenwäsche*, den Gesamtvorgang bezeichnet man als *Psychomutation*. Bei der *Gehirnwäsche* wird der Wille des

Betreffenden gegen seinen Willen gebrochen. Die *Seelenwäsche* arbeitet mit dem positiven Einverständnis des Betreffenden. Er wird dann losgelöst von allem, was ihn bisher gebunden hat. Zum Beispiel von seiner Familie, später vom ganzen Sprachgefüge. Die Gruppen haben eigene, interne Sprachen. Wer sich auf eine fremde, neue Sprache einläßt, ist aber auch von den Deutungen abhängig, die der andere den Begriffen gibt.

Zum Beispiel haben wir mit dem Begriff Glück bestimmte Erfahrungen. Wenn uns die Erfahrungen genommen sind, werden wir von einem abhängig, der uns sagt, was Glück ist, nämlich Glück, in einer geschlossenen Marschkolonie irgendwo zu marschieren, hinter der Fahne irgendeines politischen oder religiösen Führers. Dann gibt es diese ganz schreckliche Sache: ich werde da immer auf ein Negativbild gepolt. Nehmen wir die *Vereinigungskirche*. Dort wagt man gar nicht von Satan zu reden. Ich habe gestern einen Brief gesehen, darin spricht der Betreffende immer nur von Mister S. Mister S. steht hinter allem. Und überall, wo es etwas Negatives gibt, ist Mister S., nur in der Gruppe hast du Schutz gegen Mister S., wenn du rauskommst, bist du schutzlos. Das wird so tief eingepaukt, daß der Betreffende davon träumt, daß er am Schluß allein nicht mehr existieren kann, daß es Fälle gibt, daß die Gruppe Leute ausgeschlossen hat, die sich anschließend umbrachten, weil sie mit der Umwelt nicht mehr in Kontakt treten konnten. Ihnen waren alle Verhaltensweisen, mit denen man sich normalerweise bewegt, zerschlagen worden. Man hatte sich voll auf die Gruppe eingelassen. Und nun zieht die Gruppe noch ihre Zustimmung zurück – damit war nur Selbstmord übrig. Davon gibt es leider inzwischen eine ganze Reihe von Fällen. Das sind geistige Ketten, die einem angelegt werden, die über alles hinausgehen, was wir bisher an psychischer Sklaverei kennen.

Hitzer: Bevor wir mit unserem Gespräch begonnen haben, kamen wir zufälligerweise auf ein Thema zu sprechen, das uns beide – aus unterschiedlichen Anlässen – gegenwärtig beschäftigt: die Thulegesellschaft, eine der Urzellen der Hitlerbewegung. Sehen Sie da, Herr Pfarrer Haack, Parallelen zur Gegenwart?

Haack: Ich sehe eine Zeit gleicher Verunsicherung, wie das um das Jahr 1920 gewesen ist. Damals wie heute handelt es sich um das Bürgertum, das irrationalen Parolen stark zugänglich ist. Seinerzeit stand hinter allem das Judentum. An diesem Irrationalismus haben ganze Gruppen ihre religiöse Suppe gekocht. Man darf ja nicht vergessen, daß der Hintergrund vieler Gruppen religiös-weltanschaulich zementiert gewesen ist. Die Thule-Gesellschaft war ja der äußere Arm einer zunächst religiösen Gruppierung – des Germanen-Ordens.

Obwohl ich eine ähnliche Lage der Unsicherheit sehe, stelle ich allerdings auch einen erheblichen Unterschied fest. Die Möglichkeiten der Durchsetzung von Irrationalismus sind aufgrund des Computer-Zeitalters, aufgrund der sehr viel intensiveren Waffensysteme größer geworden. Ich halte die Lage heute für sehr viel gefährlicher. Ich meine, daß es heute solche Gruppierungen leichter haben. Und wenn ich mir überlege, daß eine dieser Gruppierungen ihre Finger auch in der Waffenproduktion hat, so bieten sich heute Möglichkeiten an, die noch weit darüber hinausgehen, worauf sich eine Gruppierung in den 20er Jahren stützen konnte. Die *Vereinigungskirche* läßt ja auf ihren Werften keine Fährschiffe bauen, sondern meinetwegen Fischdampfer, die man übermorgen umbauen kann; Hitler hat die Volkswagenwerke ja auch nicht gebaut, um jedem ein Sonntagskraftfahr-

zeug zu schenken. Heute kann eine solche Gruppierung Zerstörungen anrichten, die eine kleine Gruppe dieser Art in den 20er Jahren niemals hätte fertigbringen können. Bei notwendigem Kapital – und das ist vorhanden, bei notwendigem Durchsetzungswillen – auch der ist vorhanden, bei der notwendigen Rücksichtslosigkeit – die ergibt sich aus der jeweiligen Ideologie.

Hitzer: Den Grund dafür, warum solche Sekten Erfolge haben, beschrieben Sie mit der allgemeinen Verunsicherung, dem Vertrauensverlust gegenüber vorhandenen Einrichtungen der Gesellschaft und des Staates. Merken das die Verantwortlichen? Sie werden ja von der Evangelischen Landeskirche Bayerns unterstützt: was haben Sie persönlich mit Ihren Bestrebungen als deren Beauftragter für Weltanschauungs- und Sektenfragen erreicht? Kommen Sie sich wie ein Rufer in der Wüste oder eine Cassandra, die übertreibt, vor? Der Mann – so könnte man sagen – beschäftigt sich mit dieser Sache, steckt mit seinem Kopf so tief im Material, daß er nichts anderes erkennt, und sieht dann eben schwarz. Erkennen verantwortliche Kräfte in Staat und Gesellschaft die Herausforderung? Ich denke da nicht an eine Gruppe, sondern an alle, die soziale Ordnung mit Vernunft anstreben, will dies auch parteipolitisch nicht festlegen, denn hier sind alle angesprochen, die Humanität ernst nehmen, die das Handeln nach vernünftigen, berechenbaren Grundsätzen als etwas Unerläßliches für Zivilisation ansehen. Wie sehen Sie Ihre Stellung in diesem Kampf?

Haack: Das ist eine sehr ambivalente Sache. Auf der einen Seite merkt eine ganze Reihe von Leuten – vor allem in den Kirchen –, daß dies notwendig ist. Auf der anderen Seite gibt es Leute, die sagen, ja, das sind eben auch religiöse Gruppierungen, da muß man Toleranz walten lassen, auch wenn es diese Gruppen mit der Toleranz nicht so dick haben. Es fällt mir, angesichts der 900 Toten von Jonestown und auch der zunehmenden Selbstmorde in den Gruppen, schwer, das Gute zu sehen. Unter den politischen Parteien gibt es Einsichten. Unser Jugendministerium verbreitet Material zur Aufklärung. Ich bin mir aber nicht ganz sicher, inwieweit das auch die Funktion eines Alibis hat: Wir haben etwas getan; und daß man nicht doch sagt: ja, so ganz schrecklich wird es nicht sein, wird es auch nie kommen. Ich glaube das nicht. Ich meine, das kann sehr schrecklich kommen mit diesen Gruppierungen, das kann für die Gesellschaft gefährlich werden. Das hat man noch nicht gemerkt.

Wovor ich ausdrücklich warnen möchte: diese Gefahr zum Anlaß der politischen Auseinandersetzung, zur Schuldzuweisung zu machen. Das merkt man schon. Dann sagt der eine, daran sind die politischen Gegner schuld. Und der andere sagt wieder: ihr habt die Familie zerstört und sonst was ruiniert, ihr seid eigentlich die Schuldigen. Es ist eine Aufgabe für unsere Gesellschaft insgesamt, und ich kann mir nicht vorstellen, daß das gelöst wird, wenn man dem anderen den schwarzen Peter zuschiebt.

Ich sehe schon, daß man auf das Problem aufmerksam geworden ist. Allerdings wird an zwei Punkten noch zu wenig getan: bei der Aufklärung in den Schulen und in der politischen Meinungsbildung. Man hält das offensichtlich für ein religiöses Randproblem und überläßt das den Kirchen und sagt, das geht uns nichts an. Hier muß sich wohl noch eine größere Erkenntnis durchsetzen. Merken es die Leute nicht von allein, könnte es eines Tages durch ein Schockereignis wie Jonestown sehr deutlich gemacht werden. Ich persönlich glaube nicht, daß Jonestown das einzige

große Desaster auf diesem Weg in den Irrationalismus sein wird.

Hitzer: Was sollen diejenigen tun, die das Problem erkennen? Was ist für Sie im Moment, neben der Aufklärung in Schulen und in der politischen Meinungsbildung, wichtig? Ich möchte dabei den Punkt hervorheben, daß daraus kein parteipolitisches Kapital geschlagen werden soll.

Haack: Wichtig wäre noch, daß man einfach an all diesen Punkten aktiv entgegentritt, wo die Gruppen sich aufzutun versuchen. Nehmen wir eine davon: *Scientology* versucht, in München einen Kindergarten aufzumachen. Man muß sehen, daß dieser Kindergarten eine andere Funktion haben wird als jeder andere Kindergarten, sei er von der Arbeiterwohlfahrt, von den Kirchen, von sonst jemanden eingerichtet. Wenn solche Gruppen versuchen, irgendwo ins Bildungswesen einzudringen, ins Gesundheitswesen usw., muß man sehen, daß das eine andere Funktion hat als normale Bestrebungen in Bildung und Gesundheit.

Ich habe Bedenken an drei Punkten: das Erziehungswesen, das Gesundheitswesen und das Arbeitswesen.

Wir haben schon den Fall gehabt, daß eine der Gruppen in Frankreich eine Firma aufkaufen wollte, die Bankrott gemacht hatte und zur Bedingung gestellt hat, daß die Hälfte der Belegschaft sich auf diese Gruppe einläßt. Das war die *Transzendente Meditation* – die Hälfte der Belegschaft sollte meditieren. Die Gruppen sind alle – man kann es nicht anders sagen – totalitär. Ein System wie unsere Gewerkschaft hätte in einer Welt, die diesen Gruppen anheimgefallen ist, keinen Platz mehr. Demokratie wäre dort nicht möglich. Und so glaube ich auch, daß in der politischen Bildungsarbeit noch etwas stärker auf die Sachen eingegangen werden sollte.

Wovor man sich hüten sollte, ist es, zu sagen: Das sind religiöse Gruppen, also beschäftigen wir uns nicht damit. Religion hat immer auch einen politischen und sozialpolitischen Effekt. Und diese Gruppen sind auch politische und sozialpolitische Faktoren unserer Gesellschaft, und das sollte man sehr viel mehr ernst nehmen als das bisher geschehen ist.

Es reicht meines Erachtens nicht, wenn man bei einer Akademie irgendeine Tagung darüber veranstaltet, sondern es würde mit notwendig sein, daß man sich etwa in einem politischen Gremium auch damit beschäftigt. Wir können ja nicht der Ansicht sein, daß wir heute schon alles haben, was möglich ist. Ich sehe in den letzten zehn Jahren eine zunehmende Radikalisierung auf dem Sektenmarkt, das zunehmende Vordringen von härter arbeitenden Gruppierungen, das Zunehmen von seelischer Versklavung.

Hitzer: Wenn man davon ausgeht, daß die Enttäuschung, die Verunsicherung und der Verlust an Vertrauen in die Zukunft – im umfassenden Sinn – ein Hauptgrund dafür ist, anfällig zu werden, weil ja das Bewußtsein fehlt, woher alle diese Verlustpunkte kommen, dann ist es natürlich sehr bedenklich, wenn man im Auftrag offizieller Institutionen mit Sonntagsreden auftritt. Damit würde eher ein gegenteiliger Prozeß ausgelöst. Ich finde, das praktische Beispiel, das persönliche Eintreten, das Engagement sind entscheidend, so wie das Urchristentum und auch jede sozial orientierte Bewegung und Partei – etwa die Arbeiterbewegung – ihren Auftrag verstehen. Mit anderen Worten: das praktische Beispiel tut not, das fehlt ja eben den Menschen, die anfällig sind. Sie hören nur Worte, wollen aber Taten sehen.

Haack: Sie wollen Taten. Dieses Engagement zeigen, ist ja auch eine Art prophylaktische Arbeit. Also wenn ich in den politischen und religiösen Verbänden, die in unserer Gesellschaft doch sehr viel mitgestalten, etwas tun will, dann ist das persönliche Engagement für eine lebenswürdige Welt, eine Welt, in der es dem Menschen angenehm ist zu leben – das ist doch entscheidend.

Wenn ich an unser letztes Gespräch zurückdenke, da haben wir ja einige Gedanken durchgezogen. Was würde das heißen – im Städtebaulichen? In der Gestaltung der Arbeitswelt? In unserer gesamten Umwelt? In der Haltung zur Umwelt? Da ist Prophylaxe tatsächlich das Eintreten für eine menschliche und für eine überschaubare Welt, das ist das Eintreten gegen alle Tendenzen, die unsere Welt nur zu einem vernetzten System von Verwaltungsabläufen machen. Das ist sicher so.

Berichte von Betroffenen: Auszüge aus der „Dokumentation über die Auswirkung der Jugendreligionen auf Jugendliche in Einzelfällen“, vorgelegt von der „Aktion für geistige und psychische Freiheit, Arbeitsgemeinschaft der Elterninitiativen“ Eltern (6. 2. 1978)

Unser Sohn M., 1955 geboren, ist groß, von schlanker Gestalt, sensibel und musisch veranlagt. Im Alter von 16 Jahren stellten sich Probleme ein: Müdigkeit, Konzentrationsmangel, Unlust, Schwierigkeiten mit den Eltern. Sein Hobby Musik bleibt, M. beschäftigt sich mit religiösen Dingen und sucht mit seinem Freund des öfteren eine Teestube auf. Der Abgang vom Gymnasium trifft ihn tief, es folgten Ziellosigkeit, Aufnahme der Optikerlehre im väterlichen Betrieb, aber ohne Lust und Liebe zum Beruf, Reise nach Amerika zu Freunden. In Los Angeles wird M. von einem Mitglied der Unification Church angesprochen und verweilt drei Monate, Juli, August und September 1975, im Trainingscenter von Pasadena. Wir unternehmen alles nur Menschenmögliche, um unseren Sohn zur Rückkehr zu bewegen. Drei mit unserem Sohn geführte Telefongespräche erschüttern uns zutiefst. Er wirkt wie ein gebrochener Mensch, bricht in Weinkrämpfe aus und stammelt zum Teil nur noch Worte heraus.

Wahrscheinlich ist es durch einen Brief des Münchner Zentrumsleiters möglich gewesen, daß wir unseren Sohn M. Ende September 1975 wieder bei uns begrüßen konnten. Er war uns gegenüber sehr lieb, sang unentwegt seine Lieder, begleitete sich mit der Gitarre und bemühte sich, uns von der neuen Lehre zu überzeugen. Als ich, nachdem ich zwei Tage in der Regelsmühle zu Gast war und den Schwindel mit eigenen Augen durchschaut hatte, ihn vom Gegenteil zu überzeugen versuchte, begab er sich in die Isolation. Jeder Versuch der Aufklärung verpuffte bei ihm ohne Diskussion.

Nach bestandener Gehilfenprüfung im Januar 1977 übersiedelte er nach Berlin und arbeitete dort. Am 14. 3. 1977 telefonierte ich mit meinem Sohn, der sich in der Wohnung meines Schwagers aufhält. Sein Zustand erinnert mich sofort an unsere Gespräche, die wir während seines Aufenthaltes in Pasadena geführt hatten. Sein Gespräch aus Berlin hatte folgenden Wortlaut: „Vati, ich hatte ein schreckliches Erlebnis gehabt. Ich habe die Nacht bis zum frühen Morgen nicht geschlafen. Ich kann nicht mehr in die Wohnung zurück. Komme mit dem nächsten Flugzeug nach Berlin und hole mich ab!“ Als ich dann fragte, was eigentlich passiert sei, antwortete M.: „Ich kann und darf nicht darüber sprechen!“ Zuhause angekommen sagte M., er hätte in den Morgenstunden in der Wohnung Angstzustände bekom-

men und aus dem Fenster geschrien: „Ich bin ein Schwein!“ Später ist er in Hochstimmung, redet wie nie zuvor und sagt unter anderem: „Wenn ich in der Nacht wieder schreien sollte, dann macht eine Faust und schlägt sie mir ins Gesicht, dann ist alles vorbei!“ Am anderen Tag redet er noch freier, läßt sich auch ausfragen: Er sieht die Sterne rot, hat Halluzinationen. Er wüßte jetzt über alles genau Bescheid, spricht von 15 Generationen, die von Satan besessen sind, weshalb er sich auch mit keinem Mädchen einlassen würde. Sein Hauptthema kreist jedenfalls fast ausschließlich um Mun. Ich spreche ihn auf Rauschgift an, worauf er mir erklärt, mit 16/17 Jahren mal etwas probiert zu haben, daß er dann aber nicht mehr damit zu tun hatte. Ich bat, daß er sich erinnern sollte, was in Berlin geschehen wäre, was das schreckliche Erlebnis gewesen sei? Er sagte, darüber könne er nicht sprechen. Ich bin mir bis heute nicht ganz darüber im klaren, ob es einen Hintergrund in Berlin gab oder nicht?

Abermals redete ich auf ihn ein und wollte wissen, was er eigentlich empfindet, weil er uns völlig verändert vorkommt. Er sagte darauf wörtlich: „In meinem Kopf geht irgend etwas vor, ich kann nicht sagen was, aber es hängt mit der Vereinigungskirche in Amerika zusammen. Bitte, laß uns morgen einen Arzt aufsuchen, aber es muß ein ganz guter Arzt sein“. Ich fragte, ob er nicht doch etwas eingenommen hätte, wovon er vielleicht nicht wüßte? Er erwiderte darauf, daß er mit vielen netten Leuten zusammen gewesen ist, ob ihm vielleicht jemand etwas in den Tee getan hätte? Am nächsten Tag ist M. zur Mittagszeit sehr erregt. Es ging ums Mittagessen, welches noch nicht bereit stand. Als ich ein paar beruhigende Worte zu ihm sagen wollte, sollten meine Frau und ich den Höhepunkt seiner Anfälle erleben. M. starrte mich an und schrie: „Ich habe die Lüge in dir erkannt, spuck mir ins Gesicht, spuck doch, warum spuckst du denn nicht? Ja, du bist ein feiges Schwein! Spuck, ich befehle es Dir!“ Ich bin im Moment völlig geschockt gewesen und wußte selbst nicht, wie ich richtig reagieren sollte. Ich spie ihn symbolisch an, worauf er brüllte: „Ja, du bist ein Schwein, ein gemeines Schwein!“ Meine Frau und ich beförderten ihn – er war sehr schwach – auf einen Sessel, wo er mit heiserer Stimme weiterschrie: „Sag, ich bin ein Schwein!“ Wir taten dies fast willenlos im Chor. Dann änderte er den Text und schrie: „Du bist nicht mein Vater, ihr seid nicht meine Eltern, mein wahrer Vater ist Mun, mein wahrer Vater ist Mun!“ Dann bäumte er sich auf, verzog sein Gesicht zu einer schrecklichen Fratze, starrte mich ganz nah an und schrie abermals: „Schau mich an, schau tief in meine Augen, versuche keine Gegenhypnose, Gegenhypnose nützt dir nichts!“ Dies geschah alles in einem befehlsartigen Ton und mit mehrmaliger Wiederholung. Zum Schluß schrie er: „Ich bin nicht euer Sohn, ihr habt mich nur aus Lust gezeugt!“ Der Notarzt traf ein. M. war völlig erschöpft und sprach mit ruhiger Stimme: „Wir sind alle tot, es sind nur unsere Hüllen, fühlt euer Herz, es schlägt nicht mehr.“

Danach war er drei Monate in der Nervenklinik. Die behandelnden Ärzte bestätigen, daß der Krankheitsverlauf für sie anders ist als sonst üblich, messen aber der Sektenzugehörigkeit keine Bedeutung bei. Während der Drogenbehandlung sprach M. ausschließlich von Mun und der Vereinigungskirche. Die Tauben auf dem Hof kamen von Mun, kleine Kinder, die er sah, waren kleine Koreaner. Er sprach oft vom Weltuntergang und sagte einmal, als er auf meine Frage betreff Mun einging, daß das sein Hauptproblem sei und er nicht davon loskäme. Es ist inzwischen ein Dreivierteljahr vergangen. Seitdem er die Klinik verlassen hat,

nimmt M. keine Medikamente. Es hat sich zwar sein Gesundheitszustand ganz allmählich etwas gebessert, aber er weiß nichts mit sich anzufangen, schaut kein Mädchen an, und man kommt nicht mit ihm ins Gespräch. Er ist nicht bereit, einen Psychiater oder Psychotherapeuten aufzusuchen. Den stärksten Kontakt hat er mit seiner Mutter und möchte, daß sie mit in seinem Zimmer schläft. Die Diagnose der Psychiater in München lautet „Schizophrenie“.

Eine Mutter (13. 2. 1978)

Unser Sohn studiert an einer Universität in Baden/Württemberg Sprachen. Nach dem zweiten Semester blieb er dort, um den Führerschein zu machen. Da fast alle Freunde weg waren, war er für die Anwerbung der „Missionare“ der Mun-Sekte sehr empfänglich. Er ging öfters in das Zentrum und diskutierte mit ihnen und war auch einige Male an den Wochenenden in Camberg/Taunus. Dort ließ er sich überreden, einen einwöchigen Trainingskurs mitzumachen, dabei wich schon nach drei Tagen (wie er uns später erzählte) seine anfängliche Skepsis einer Begeisterung, die zum Eintritt in diese Vereinigung führte. Uns stellte er vor 1 ½ Jahren bei seinem letzten Besuch vor die vollendete Tatsache: Aufgabe des Studiums, als „Missionar“ auf die Straße zu gehen und nur für die Ziele der VK zu leben. Hin und wieder einen Job als Hilfsarbeiter, um grad noch das Existenzminimum zu haben, das genügt. Wir waren entsetzt. Schon allein seine Argumente: „Ich hab den Sinn meines Lebens gefunden, ein anerkannter Beruf ist nicht wichtig, Sprachen kann ich dort besser lernen, sogar studieren und überhaupt, in einigen Jahren besteht die Welt nicht mehr!“ Lauter sinnloses Zeug. Er kam uns vor wie programmiert, immer Wiederholungen, gegen die man einfach nicht aufkommen konnte. Er, der sich vorher nie um Politik gekümmert hatte, entwickelte plötzlich einen Haß gegen den Kommunismus. Obwohl wir nicht ergründen konnten, warum. Alle unsere Vorhaltungen und logischen Folgerungen nahm er einfach nicht zur Kenntnis. Nach seinen Worten müssen Hunderttausende bereit sein, für diese Sache zu sterben. Er blieb nur zwei Tage und nahm alle seine Kleidung mit. Anschließend informierten wir uns erst, was hinter der VK steckt. Unser Sohn blieb noch einige Monate in seiner Universitätsstadt und missionierte auf der Straße. Hin und wieder schrieb er oder rief an. Seine Briefe zeigen ein Niveau, das weit unter seinem Bildungsstand liegt. Einmal versuchten wir ihn herauszuholen. Wir wollten ihn dem Einfluß dieser Leute entziehen, damit er wieder zu sich selbst findet. Aber das schlug fehl, da er ein Zentrum verständigte und ihn einige VK-Mitglieder unter Polizeischutz wieder zurückbrachten. Das fand unser Sohn richtig, obwohl unser Familienleben bestimmt nicht von der Polizei diktiert wurde. Einige ehemalige Kommilitonen und auch unsere anderen Kinder bemühten sich sehr um ihn und versuchten ihm immer wieder anhand von Erfahrungen und Berichten klar zu machen, was hinter der VK steckt. Plötzlich, von einem auf den anderen Tag, war er weg. Angeblich „freiwillig“. Er ging in eine süddeutsche Kleinstadt, um mit noch einem jungen Mann ein neues Zentrum aufzubauen. Anscheinend schlug das fehl, denn kurze Zeit danach war er wieder in einem großen Zentrum und wurde, wie wir aus seinen Briefen und Anrufen merkten, weiter geschult. Uns gegenüber zeigt er sich immer verschlossener und aggressiver. Die Verbindung besteht eigentlich nur von unserer Seite, denn wir wollen doch den Kontakt nicht ganz verlieren, und wenn es nur deshalb ist, damit wir wissen, wo er ist. Da wir mit seinem momentanen Leben nicht

einverstanden sind, auch nicht nur zum Schein, sieht er in uns seine ärgsten Feinde. Einmal besuchte ich, seine Mutter, ihn. Wir hatten uns acht Monate nicht mehr gesehen. Da hatte ich das Gefühl, einer Attrappe gegenüberzustehen. Das war er einfach nicht mehr. Er hatte seinen Fasttag, er, der vorher nie eine Mahlzeit ausgelassen hatte, im Gegenteil. Seine Kleidung war sehr konservativ, sogar mit Krawatte, das haßte er vorher. Diese Äußerlichkeiten waren nicht so schlimm, wenn nicht diese vorprogrammierten Reden gewesen wären. Es ging immer auf Missionieren hinaus, ohne auf kritische Aspekte einzugehen. Es ist so, daß man praktisch seine Antworten und Redewendungen schon vorher weiß, da sie sich immer wieder gleichen. Von seinem vorher so gesunden Humor war nichts mehr da. Seine Flexibilität und sein Realitätsgefühl sind ihm völlig abhanden gekommen. Am Boden zerstört, verließ ich ihn. Vor seiner VK-Arbeit war er ein begeisterter und guter Sportler, dafür zeigte er kaum noch Interesse. Alle seine früheren Freunde hat er aufgegeben, mit der Begründung, es bringt nichts, es wäre nicht die richtige Gesellschaft gewesen. (Wir kannten sie alle, es waren in jeder Beziehung nette junge Leute.) Seinen Geschwistern gegenüber verhält er sich sehr reserviert, nur seine jüngere Schwester, mit der er auch vorher ein besonders herzliches Verhältnis hatte, bekommt öfters Post von ihm. Aber wie man aus den Briefen merkt und auch, daß sie ihn öfters besuchen sollte, geht es nur dahin, daß er sie für die VK gewinnen will. Sein Horizont ist derart beengt, daß er außer der VK nichts mehr sieht.

Eine Ehemalige (o. D.)

Ich bin 25 Jahre alt. Zwei Wochen lang war ich regelmäßiger Gast der Vereinigungskirche in Köln und habe zwei Wochen dort gelebt, davon eine Woche in Camberg. Ich habe Abitur und eine Ausbildung als Erzieherin. Im Moment studiere ich Sozialpädagogik.

Im Juli 1977 wurde ich von zwei netten jungen Mädchen in Köln auf der Schildergasse angesprochen. Sie unterhielten sich mit mir über meine Arbeit, über mein Leben in Köln und luden mich ins Kölner Zentrum ein. Sie sagten, sie wären eine internationale Jugendgruppe, die an Gott glaube und etwas Wunderbares gefunden habe, das sie zusammenhalte, und dieses Wunderbare wollten sie allen Leuten weitererzählen. Der Name Vereinigungskirche war mir kein Begriff, deshalb ging ich am Nachmittag hin. Ich wurde sehr herzlich aufgenommen, man unterhielt sich lange mit mir über den Sinn des Lebens, welche Bedeutung Gott in meinem Leben spielen würde u. ä. Im Gespräch merkte ich, daß wir ähnliche Ansichten hatten, und ich war froh, daß ich eine Gruppe gefunden hatte, in der ich mich akzeptiert fühlte. Am Abend wurde ein Vortrag gehalten über den ersten Teil der Prinzipien. Ich glaubte an Gott, aber ich wußte zu wenig über die Aussagen des Christentums, deshalb war ich so begeistert von dem, was dort erzählt wurde. Alles erschien mir auf einmal so klar, so logisch, es konnte gar nicht anders sein. Dort war jemand, der mir in meinem verwirrten Suchen ganz klar sagte, so und so ist die Sache. Am nächsten Tag wurde ich zu einem Ausflug eingeladen und hörte dort zum ersten Mal den Namen San Myung Mun und daß er allem Anschein nach der wiedergekehrte Messias sei. Meine anfänglichen Zweifel wurden bald beseitigt, obwohl ich bei dem Gedanken, daß er der Messias sein könnte, keinerlei Empfindungen hatte, was sich auch in den Wochen danach nicht änderte. Aber ich war von

all dem anderen so begeistert, daß ich nach einer gewissen Zeit auch das geschluckt hätte. Zwei Wochen lang ging ich jeden Abend ins Kölner Zentrum, fuhr auch mit in die Zentren von Düsseldorf und Bonn. Danach bin ich ins Zentrum gezogen, gab meine Wohnung auf und war nahe daran, auch die Studienplatzzusage ablaufen zu lassen. Eine Woche habe ich noch gearbeitet, bin dann mit auf die Straße gegangen, um zu missionieren. Eine Woche später hieß es, ich solle nach Camberg fahren, um dort an einem Wochenkurs teilzunehmen. Als ich zurückkam, kam mir unsere Arbeit noch viel bedeutender vor. Ich war total umgedreht, war nur noch da, um für die Vereinigungskirche zu arbeiten.

Zwei Tage nach der Rückkehr aus Camberg fuhr ich zu einer Freundin. Sie hatte sich in der Zwischenzeit informiert und war froh, mich überhaupt noch lebend anzutreffen. Ich war so begeistert von der VK, daß es mir weh tat, daß sie meinen Schritt nicht akzeptierte. Ich willigte jedoch in ihre Bitte ein, ein paar Tage bei ihr zu bleiben und mir die Sache noch einmal genau zu überlegen. In diesen Tagen gab sie mir Zeitungsartikel und Schriften über die VK. Alles, was dort stand, konnte ich nicht akzeptieren, weil ich es ganz anders erlebt hatte. Trotzdem holte ich alle meine Sachen aus Angst aus dem Zentrum heraus. Ich lehnte die VK auch weiterhin nicht ab, nur kam ich immer mehr zu der Überzeugung, daß diese Lebensweise mir nicht entsprach. In den nächsten Monaten war es sehr schwer. Ich ging weiterhin regelmäßig hin, las Kritiken, war hin- und hergerissen. Von seiten der VK wurde jetzt Druck ausgeübt. Sie besuchten mich immer öfter und drängten darauf, daß ich mich doch bald entscheiden möchte. Als ich diesen Druck spürte, zog ich mich immer mehr zurück. Inzwischen bin ich in der Lage, die Göttlichen Prinzipien mit dem Christentum zu vergleichen und weiß jetzt, welch Schindluder unter dem Deckmantel der Religion getrieben wird.

Eltern (17. 2. 1978)

Unsere Tochter besuchte das Gymnasium in Frankfurt. Die Vorbereitungen für das Abitur wurden so ernst genommen, daß der Kontakt zum Bekanntenkreis Gleichaltriger darunter litt. Sie steckte zu diesem Zeitpunkt in einer echten Krise. Eines Tages wurde sie auf der Zeil, Hauptgeschäftsstraße und Fußgängerzone in Frankfurt, von einem Mädchen angesprochen. Dieses behauptete, einer internationalen Jugendgruppe anzugehören und lud unsere Tochter zu einem Gespräch in das „Jugendzentrum“ (Hochstraße) ein. Diese Besuche häuften sich, und eines Tages ließ uns unsere Tochter wissen, daß sie über das Wochenende in die Nähe von Camberg fahren würde, wo sie eine Möglichkeit finde, mit Jugendlichen aus anderen Ländern zu sprechen. Wir hatten den Eindruck, daß der Umgang mit Gleichaltrigen ihr wieder die vorher vermißte Zufriedenheit und Ausgeglichenheit gegeben hat. Dennoch fuhren wir unsere Tochter nach Beuerbach, dem Zentrum der sogenannten Jugendorganisation, um uns auch im nahegelegenen Dorf zu erkundigen. Die dort erhaltene Auskunft war nicht gerade erbauend. Einer der Befragten sagte: „Ja, die jungen Leute in dieser Mühle haben etwas mit der Religion zu tun, sie sind ein bißchen weltfremd, aber harmlos.“

Nach einigen Wochen stellten wir fest, daß unsere Tochter entgegen dem gewohnten Verhalten den Wunsch hatte, von zu Hause fortzukommen. Sie begründete den Wunsch, in München zu studieren, daß man dort mehr Ruhe dazu hätte, was in Frankfurt durch die Aktivitäten linker Gruppen nie der Fall sein könne. Wir

bekamen mit unserer Tochter Streit, als sie zwei Monate vor Semesterbeginn schon nach München wollte. Schließlich erreichten wir, daß sie erst Ende September nach München ging. Wir brachten sie in das Studentenheim in die Aventinstraße, das sich Monate später als Jugendzentrum der Vereinigungskirche in München herausstellte. Von der Jugendgruppe, zu der sich unsere Tochter hingezogen fühlte, wußten wir nur, daß es sich um eine aktive Jugendbewegung handelt, die gegen kommunistische Ideologien arbeitet. Uns wurde in der Aventinstraße ein Zimmer gezeigt, in dem unsere Tochter wohnen würde. Ebenfalls viel später stellten wir fest, daß dieses Zimmer der Betraum war und die jungen Leute in ihren Schlafsäcken im Untergeschoß untergebracht waren.

Wir waren beruhigt, als wir in Telefonaten nach 19.00 Uhr unsere Tochter regelmäßig erreichen konnten; für diese Zeit wichtig, da unsere Tochter noch nicht 18 Jahre alt war. Zum Weihnachtsfest 1975 war sie erstmals nicht zu Hause, und wir machten uns Gedanken darüber, daß sie sich immer mehr von uns und ihren Bekannten löste. Am 16. 1. 1976 teilte sie uns mit – sie war inzwischen 18 Jahre alt geworden und durch das am 1. 1. in Kraft getretene Gesetz volljährig –, daß sie das Studium in München unterbrochen habe, um Studenten in einer anderen Universitätsstadt zu helfen.

Anfang Februar wurde meine Frau auf einen Artikel in der TV aufmerksam, in dem die Herren Hauth und Oesterle über die Vereinigungskirche schrieben. Beim Aufzählen der Merkmale, die bei den von der Sekte Vereinnahmten festgestellt wurden, konnten wir eine fast ausnahmslose Übereinstimmung zu der bei unserer Tochter bemerkten Veränderung erkennen. Am nächsten Tag suchten wir das Amts- und Vormundschaftsgericht auf und setzten uns auch mit dem bischöflichen Ordinariat in Frankfurt in Verbindung. Das Ergebnis war für uns enttäuschend. Übereinstimmend mußten wir uns sagen lassen: „Ihre Tochter ist 18 Jahre alt, es gibt deshalb keine Handhabe, etwas Legales zu tun, wenn sie nicht aus eigenem Entschluß der Sekte den Rücken kehrt.“ Erst ein Besuch bei Herrn Pfarrer Oesterle ließ uns erkennen, wohin unsere Tochter gelangt war. Einen Tag nach diesem Gespräch riefen wir unsere Tochter an, um ihr mitzuteilen, daß wir sie am nächsten Tag besuchen wollten. Sie bedauerte, uns nicht empfangen zu können, da sie sich zu diesem Zeitpunkt auf dem Weg nach Camberg befinde. Stolz erzählte sie uns, daß sie auserwählt sei, als Missionarin nach Mittelamerika zu gehen. Diese Mitteilung gab uns den Entschluß, aktiv zu werden, denn eine solche Entscheidung konnte unmöglich, ohne Einfluß von anderen, von ihr stammen. Unsere Tochter hätten wir bestimmt nicht mehr wiedergesehen, hätte sie nicht ihren Reisepaß von zu Hause holen müssen.

Völlig überraschend und ohne Voranmeldung kam sie zwei Tage nach dem geführten Telefonat nach Hause. Vor dem Haus warteten Mitglieder in einem VW-Bus. Beim ersten Anblick stellten wir nur eine organische Erkrankung fest, sie hatte über 40 Pfund Übergewicht. Stunden später erkannten wir, daß sie psychisch krank war und keine normale Einstellung zur Umwelt hatte. Erst jetzt begann für uns die schwerste Zeit, denn obwohl sie die getroffenen Maßnahmen verstand, kam sie von ihrer Einstellung nicht los. Wir hatten den Eindruck gewonnen, daß sich ein Rauschgiftsüchtiger oder ein Alkoholiker nicht anders verhalten kann. Dazu kam noch die unbeschreibbare Angst vor Geistern. In den sehr eingehend geführten Gesprächen haben wir festgestellt, daß dieser Sekte alle Mittel, beginnend vom

Rhythmus des Tagesprogrammes über die Ernährung bis zur Nennung von Beispielen, die sich auf parapsychologische Ergebnisse bezogen, recht waren, um auf die Mitglieder Einfluß zu nehmen. Unsere Tochter hatten wir als willenloses Element wiederbekommen.

Eine langsame Besserung mit Rückschlägen folgte in den anschließenden Monaten. Danach war ein Bronchialkartarrh zu behandeln, den der Arzt auf psychische Belastungen zurückführte. Sie nahm das Studium wieder auf und mußte sich wegen Konzentrationsschwierigkeiten wieder in ärztliche Behandlung begeben. Unsere Tochter hat ihre körperliche Gesundheit durch sportliches Training und somit ihr Normalgewicht wiedererlangt. Herrn Professor Baumann, beratender Psychologe an der Hochschule, war es möglich, das seelische Gleichgewicht wieder herzustellen, was mit der Wiedererlangung der Konzentrationsfähigkeit gleichzusetzen war. Für unsere Familie bedeutete die Rückführung unserer Tochter in das normale Leben zwei Jahre Mühen und Verzweiflung. Das schönste Geschenk dafür waren die Worte unserer Tochter: „Ich bin so froh und danke euch dafür, was ihr alles für mich getan habt.“

Abschließend soll noch gesagt werden, daß der Vorwand, in München zu studieren, nichts anderes war, als den Kontakt zum Elternhaus zu lösen, um eine massivere Einflußnahme auf unsere Tochter ausüben zu können. Bei Durchsicht des Studienbuches stellten wir fest, daß sie eine einzige Vorlesung an der Münchener Universität besuchte. Der Wechsel an eine andere Universität diente dazu, Mitglieder für die Sekte zu werben. Sie hat an dem neuen Ort nicht eine einzige Vorlesung besucht. Nach dem Willen der Sekte hat sie das Studium abgebrochen. Nachdem wir durch diesen traurigen Vorfall in unserer Familie Einblick in die Praktiken der Vereinigungskirche bekommen konnten, stellen wir fest, daß die jungen Leute unter irreführenden Voraussetzungen in das Team der Vereinigungskirche gelockt werden. Sollte trotz Zeitmangel den Betroffenen zu einem späteren Zeitpunkt auffallen, daß auf die Versprechungen nicht eingegangen wird, dann ist es meistens schon zu spät, um sich aus eigener Kraft wieder zu lösen. Weil wir feststellen mußten, wozu Einflußnahmen der Sekten, in unserem Falle speziell der Vereinigungskirche, führen, wollen wir mit dieser Schilderung anderen helfen, ihre Kinder vor diesen Rattenfängern zu bewahren.

Eltern (o. D.)

Unsere Tochter A. hat sich 1977 der Jugendsekte „Kinder Gottes“ angeschlossen. Sie wurde in wenigen Stunden von zwei Mitgliedern der Kolonie Bremen zu einem Leben für Jesus bekehrt. A. hatte sich zuvor nicht für religiöse Fragen interessiert. Sie kündigte ihre Ausbildung als Schwesternschülerin fristlos, um – wie sie angab – bei den „Kindern Gottes“ mit Vorschulkindern zu arbeiten. Wir, die Geschwister und Freunde, besuchten A. in den ersten zwei Wochen in der Kolonie in Bremen, Am Dobben 7. Es war uns nicht möglich, mit A. alleine zu sprechen, sie wurde von den Sektenmitgliedern abgeschirmt. Wir hatten den Eindruck, daß A. nicht Herr ihrer Entschlüsse war. Erstaunlich war ihre Äußerung, sie habe Angst, in die „alte Welt“ zurückzukehren. Sie war nie ein ängstlicher Mensch (Segelfliegerin). A. übereignete den „Kindern Gottes“ ihre gesamte Habe und ihre Ersparnisse. Bereits einige Tage nach ihrem Eintritt missionierte und bettelte sie auf den Straßen. Beunruhigt durch eine unwahrscheinliche Persönlichkeitsveränderung unserer

Tochter, fingen wir an, uns für die Hintergründe dieser Organisation zu interessieren. Von nun an wurde unsere Tochter vor uns versteckt gehalten. Sie rief uns anfangs einige Male an, wollte uns aber ihren Aufenthaltsort nicht nennen. Auch dieses erschien uns unverständlich, da wir ein sehr gutes Verhältnis zu A. hatten. Schließlich kamen unsere Briefe als unzustellbar zurück, obwohl A., wie sich aus einem späteren kurzen Kontakt mit ihr ergab, auf Post von uns wartete. Wir ließen sie polizeilich suchen. Man leugnete, unsere Tochter zu kennen, um bei einer späteren Vernehmung zuzugeben, sie sei doch in der Kolonie gewesen. Nach einigen Monaten ohne Nachricht erreichte uns ein Brief aus der Schweiz. A. bat um Nachricht von uns, der Briefumschlag war von fremder Hand geschrieben und ohne Absender. Wir haben A. in der Schweiz gesucht und in Bern mit dem zuständigen Koloniehirtin auf der Straße gefunden. Sie erklärte sich bereit, mit uns nach Hause zu fahren. Offensichtlich wurde sie von dem Koloniehirtin, dem sie nach den Gesetzen der „Kinder Gottes“ bedingungslosen Gehorsam schuldet, zur Flucht vor uns veranlaßt. Wir suchten am nächsten Morgen die Kolonie bei Bern auf. Die Frau des Koloniehirtin bestritt, unsere Tochter zu kennen, obwohl A. nachweislich einige Wochen in der Kolonie mit dieser Familie gelebt hat. Wieder waren wir einige Monate ohne Nachricht, als uns innerhalb von drei Wochen sechs sehr liebevolle Briefe per Eilpost aus Italien erreichten. Auch mit ihrem Freund nahm A. wieder Kontakt auf, der genauso plötzlich wieder abbrach. Auf unsere Frage, wie es um die den „Kindern Gottes“ nachgesagte Prostitution für Jesus stehe, gab sie uns einen sehr ausführlichen Bericht über das „flirty fishing“. Sie bestätigte uns, daß sie mit den Männern, die „Gottes Liebe“ brauchen, schlafen geht, um sie zu bekehren. Sie erklärte uns ebenfalls, warum nur Einflußreiche und Geldleute auf diese Weise bekehrt werden. A. konnte bis zu ihrem Beitritt zu den „Kindern Gottes“ logisch und kritisch denken; besorgt fragen wir uns, was mit dem Mädel inzwischen geschehen ist, weil sie nicht merkt, daß sie sich in einer multinationalen Organisation für Prostitution und Bettelei befindet. Seit Mitte Juli sind wir wieder ohne Nachricht.

Im Zusammenhang mit unserer Klage gegen den Verein e. V. „Kinder Gottes“ in Köln erklärte deren erster Vorsitzender Wolfgang Schmidt beim Landgericht in Essen, der Verein e. V. „Kinder Gottes“ sei lediglich eine Dachorganisation, die sich mit der Herstellung und dem Verteilen von Informationsschriften befaßt. Er sei weder für die jungen Leute in den Kolonien weisungsbefugt, noch unterliegen diese der Finanzhoheit des Vereins. Anscheinend entzieht sich dieser Verein jeglicher Verantwortung gegenüber jungen Menschen, die für diese Organisation vollzeitig beschäftigt werden müssen, indem sie missionieren und beim Betteln eine Quote erfüllen müssen. Die Frage, ob unsere Tochter in der Organisation sozial- und krankenversichert ist, wurde uns wie folgt beantwortet: „Eine Krankenversicherung ist nicht erforderlich, da Jesus unsere Tochter schützt. Bei den ‚Kindern Gottes‘ ist noch nie jemand krank gewesen, auch hat es nie einen Unfall gegeben. Gott schützt seine Kinder.“ Mit diesen Erklärungen können wir uns nicht zufrieden geben, zumal wir Unterlagen haben, in denen Mose David Anweisungen gibt, wie man seelisch und körperliche Kranke „rausbetet“, um sie dem System mit seinen karitativen Einrichtungen zu überlassen.

Zusammenfassend sehen wir den Beitritt unserer Tochter zu den „Kindern Gottes“ wie folgt: A. hat ihre Ausbildung fristlos gekündigt, sie hat all ihre Habe den

„Kindern Gottes“ übereignet. Sie geht ohne soziale Absicherung für diesen Verein einer Vollzeitbeschäftigung nach. Ihre guten Bindungen zu Elternhaus, Geschwistern und Freunden sind systematisch zerstört. Selbstbewußtsein und Selbstachtung hat man ihr genommen. Verstrickt in ein Netz von Lügen und Betrug wird sie in der Welt umhergeschickt, um unter Einsatz ihrer körperlichen und seelischen Kräfte Geld für die Sektenbosse zu machen.

Von all unseren Bemühungen, unsere Tochter aus den Fängen dieser Organisation zu befreien, zu berichten, wäre sicher zu umfangreich. Hilfe seitens der Behörde haben wir bislang nicht erfahren. Finanziell sind wir nach fast einjährigen Bemühungen überfordert. Seelisch sind wir am Rande unserer Kraft, und wir bitten dringend, auch im Namen aller Eltern mit gleichem Schicksal, um Hilfe.

Eine Ehemalige (16. 6. 1977)

Mitte Oktober 1975 machte ich mit meiner Klasse vom Abendgymnasium eine Abiturabschlußfahrt nach Rom. Bereits am ersten Abend lernte ich einen jungen Amerikaner kennen, der mir über sein Leben in einer christlichen Gemeinschaft erzählte. Zwei Tage später nahm er mich auf meine Anfrage hin in diese Gemeinschaft mit. Nachdem ich zwei Abende dort verbracht hatte und auch merken ließ, daß es mir bei ihnen sehr gefällt, wurde ich gebeten, für immer bei ihnen zu bleiben. Ich bat um eine Nacht Bedenkzeit und ging zurück in mein Hotel. Innerlich war ich sehr aufgewühlt und fühlte mich hin- und hergerissen. Bei ihnen zu bleiben, bedeutete für mich: gib alles auf, was du bist und hast und warst und sein könntest. Brich deine Schule ab, verlaß deine Eltern, verlaß alles, denn nur so kannst du Jesus nachfolgen. Den ganzen nächsten Tag verbrachte ich in großer Unruhe und Unentschlossenheit. Gegen Abend sammelte ich schriftlich Argumente, um zu begründen, warum ich nicht bleiben wollte. Mose David und seine eigenartigen Briefe spielten hier eine große Rolle: ich wollte weder ihn noch seine Briefe akzeptieren.

Sämtlichen Argumenten wurde von seiten der „Kinder Gottes“ ein Bibelvers entgegengesetzt, der sie total entkräftete und mich als selbstsüchtigen, liebesunfähigen und gottlosen Sünder bloßstellte. Auf diese Weise wurde drei Stunden lang intensiv auf mich eingeredet. Letzten Endes schlief ich bei ihnen ein. Am nächsten Morgen wurde sofort mit meinem Training begonnen. Bibel und Mo-Briefe wurden mir vorgelesen und als Antwort auf alle meine Fragen benutzt. Viel Zeit zum Fragen wurde mir sowieso nicht gelassen. Nach zwei Tagen provisorischen Lebens in ihrer Diskothek wurde ich in eines ihrer Häuser gebracht. Mittlerweise hatte ich wie alle anderen einen neuen Namen angenommen. Ich hieß nun Eve la Chercheuse. In der 5-Zimmer-Wohnung wurde ich mehr oder weniger acht Tage lang festgehalten, d. h. es wurde mir nicht mehr erlaubt, nach draußen zu gehen. Statt dessen wurde ich von morgens früh bis spät nachts mit allen möglichen Arbeiten beschäftigt. Zeit zum Nachdenken und Reflektieren war nicht dabei. Außerdem wurde ich nie alleine gelassen. Ständig war jemand in meiner Nähe. Sogar ins Badezimmer konnte ich selten alleine gehen. Nach acht Tagen ging ich mit zum Litnessen, d. h. Mo-Briefe auf der Straße gegen Spenden verteilen. Zuerst weigerte ich mich, „betteln“ zu gehen, nach entsprechender Bearbeitung mit Bibel und Mo-Briefen ließ meine Sturheit nach.

Nach ca. 10 Tagen wurde mir mit einem Male bewußt, daß an meiner Persönlichkeit

gearbeitet wird. Ich ahnte, daß ich in Gefahr war, alles, was mich ausmachte, zu verlieren. Meine Persönlichkeit, meine Freiheit, meinen Stolz, mein Selbstbewußtsein, mein „Ich“. Heimweh kam auf. Ich bestand darauf, mit meinen Eltern zu telefonieren, wobei mir auffiel, daß die „Kinder Gottes“ sehr plump versuchten, dies zu verhindern. Meine Mutter sagte mir am Telefon, daß sie mir Telegramme und Einschreiben geschrieben habe. Ich hatte keine Post bekommen. Ich faßte den Entschluß zu gehen, was mir sehr schwer gemacht wurde. Am nächsten Morgen wurde ich ohne Geld und ohne Sprachkenntnisse, also vollkommen mittellos, auf die Straße gesetzt. Sie behielten meine Kleider und meine Gitarre. Ich mußte sie ihnen „schenken“.

Brief an das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales in Düsseldorf

Unsere Tochter L. geriet Ende 1975 in Düsseldorf in die Fänge der sog. „Kinder Gottes“. Sie war plötzlich verwandelt, ganz anders. Am . . . wurde sie von einem Rainer Rongards aus dem Hause geholt.

Mit gerichtlicher Hilfe war es uns am . . . möglich, unsere Tochter an der Rückkehr in die Kolonie der „Kinder Gottes“ zu hindern. Am . . . kam L. völlig überraschend zu Besuch in ihr Elternhaus, nachdem wir volle sechs Monate ihren Aufenthaltsort nicht wußten. Unsere Tochter hatte einen völlig veränderten Gesichtsausdruck, ihr Wesen, ihre Stimme und ihre Sprechweise waren völlig verändert. Die folgenden Wochen und Monate waren für uns hart und furchtbar, furchtbar auch für unsere Tochter, wie wir heute wissen. Unsere Tochter litt erheblich an Entzugserscheinungen; leider ist uns dies erst in jüngster Zeit bewußt geworden.

Das Geschehen sog. „Kinder Gottes“ ist den Behörden und der Öffentlichkeit weitestgehend unbekannt. Es ist daher erklärlich, daß Behörden und Ärzten bisher eine illegale Behandlung mit vermutlich Halluzinogenen nicht auffiel. Viele uns bekannte Einzelfälle lassen jedoch auf eine Drogenanwendung schließen.

Die Profis innerhalb der Gruppe „Kinder Gottes“ arbeiten mit allen Mitteln, international. Es ist zu befürchten, daß die Ordnungsorgane unseres Staates den Methoden der Gruppe zunächst nicht gewachsen sind. Viele uns bekannte Einzelheiten sprechen dafür. Die ersten sog. Mo-Briefe erschienen in Essen Mitte 1970. Wieso verfügt man heute, März 1977, erst über so relativ geringe Erkenntnisse? Wie groß ist die Zahl der Opfer, wieviele Millionen DM wurden illegal außer Landes geschafft? Wer hilft den Opfern?? In der Bundesrepublik werden jährlich ca. 50 000 junge Leute (Fünfzigtausend) vom Sektengeschehen betroffen, was man – NEUE JUGENDRELIGIONEN – nennt. Soll man dieses Geschehen als unbedeutend bezeichnen? Es ist doch sehr beklemmend zu sehen, wie das religiöse Empfinden junger Menschen als Deckmantel für Großbetrügereien benutzt wird und das übersteigerte Glücksempfinden und Jesus-Erleben höchstwahrscheinlich auf Drogen beruht. Viele Befragungen haben ergeben, daß die Opfer von der vermuteten Verabreichung der Mittel nichts wissen. Meskalin z. B. wird in wäßriger Lösung, farblos, angeboten. Eine unbemerkte Verabreichung ist mühelos durchführbar. Der Verein „Kinder Gottes e. V.“ ist in Essen unter VR 2192 eingetragen. Dem Verein wurde am 18. 7. 1972 vom Finanzamt Essen die Gemeinnützigkeit zuerkannt. Wie sollen bei diesen Voraussetzungen junge Menschen erkennen, daß sie hier eine sehr brutale Falle erwartet? Wer hat hier nun die Haftung für das Geschehen zu übernehmen? Wer trägt die zum Teil nicht

unerheblichen Vermögens- und Verdienstverluste? Wer kümmert sich um mögliche Gehirnschäden? Viele Opfer haben Gedächtnislücken! Wer übernimmt die Kosten für die Rehabilitation der jungen Leute? Die Opfer brauchen Monate und Jahre, um das Geschehen zu begreifen und wieder normale Menschen zu werden.

Dr. Johannes Kapuste / Dr. Jürgen Peter Stössel
Wieviel tote Süchtige werden noch gebraucht?

Oskar Neumann: Herzlichen Dank an Sie, Dr. Kapuste und Dr. Stössel, für Ihre Bereitschaft zu diesem Gespräch. Druck und Erscheinen sind ja wohl noch ungefährdet – der Maulkorbparagraph, der in Zukunft gegen eine kritische Darstellung hier üblicher Tabus in der Drogenproblematik angewendet werden könnte, ist in der von Gesundheitsminister Frau Antje Huber vorgelegten Novelle vorgesehen, hat aber noch keine Gesetzeskraft. Er sollte sie, meinen wir, so wenig erlangen wie ein Gesamtkonzept, das vom staatlichen „Verfolgungsanspruch“ – so Justizminister Vogel – ausgeht und nicht vom dem Therapieanspruch des Süchtigen. Dieser Anspruch aber wird in den Medien absichtsvoll diskreditiert, wenn man dort erklärt, es gebe nach dem ersten Schuß ohnedies kaum noch eine Heilungschance; am Ende steht dann die fatale Hochrechnung von 45 000 Herointoten während der nächsten sieben Jahre.

Wir verstehen diese Erörterung als unseren Beitrag dazu, die insgesamt äußerst fragwürdigen Praktiken samt dem neuen Gesetzentwurf mehr als bisher zum Gegenstand der öffentlichen Auseinandersetzung zu machen und – das ist sicher nicht das wichtigste – im Ergebnis auch diesen Maulkorbparagraphen zu Fall zu bringen.

Hannes Kapuste: Man muß da wohl unterscheiden zwischen dem Gesetzentwurf, der offiziellen Haltung – man kann schon sagen Propaganda – dazu und der Praxis unserer Gerichte, Ärzte, die Heroinsüchtige mit Betäubungsmitteln – z. B. Methadon – behandeln, zu bestrafen. Das alte und das neue Gesetz sind diesbezüglich neutral, in beiden heißt es: „Die Anwendung (von Betäubungsmitteln) muß begründet sein.“ Die Propaganda läuft darauf hinaus, daß die ärztlich begründete Behandlung mit absteigenden Dosen von Methadon zur Entziehung oder mit gleichbleibenden Dosen von Methadon während der Rehabilitation nicht als Therapie gilt, sondern nur die drogenfreie Behandlung, die mit Zwang verbunden und teuer ist und nicht einmal sehr viel Erfolg verspricht. Überall sonst – in Italien, Frankreich, Holland, England, USA, Australien z. B. – gilt die Behandlung mit diesem besonderen Opioid als ärztlich begründet. Man darf ja nicht vergessen, daß Opiate und Opioide wohl die besten Medikamente gegen

Angst sind, die wir haben, Angst vor sozialem Versagen, Angst vor Strafe, Zwangsbehandlung, Entzugssymptomen oder gar Angst vor dem Tod.

J. P. Stössel: Stichwort *Angst*. Haben wir da nicht eine der wesentlichen Komponenten, um das Ansteigen des Drogenkonsums, speziell der Heroinwelle bei uns zu erklären? In einer soeben im Regierungsauftrag erstellten Studie über das soziale Klima der Bundesrepublik ergibt sich laut *Süddeutscher Zeitung* vom 17.1.1980 „das Bild von einer Gesellschaft, in der Unzufriedenheit und existentielles Unbehagen immer weiter um sich greifen“, wo die Menschen klagen über ihre Nöte: „Einsamkeit, Angst, Überforderung im Beruf, Streß“.

Hannes Kapuste: Welche Schlüsselrolle die Angst, speziell die extreme Angst, selbst in Bereichen, die man üblicherweise einfach dem Suchtpotential der Droge zuordnet, tatsächlich hat, weiß man aus der Erfahrung mit US-Soldaten, die während des Kriegs in Vietnam Opiat-süchtig waren.

Untersuchungen bei 348 davon betroffenen Soldaten ergaben: ohne daß sie nach ihrer Rückkehr in die USA behandelt wurden, hörten 91 % von ihnen auf, Opiate zu nehmen. Das heißt, sie hatten nur unter der extremen Angst des Soldaten zum Heroin gegriffen. Da kann man nun fragen: Ist die Droge satanisch – oder der Zwang auf Männer, als Soldat für den Krieg der USA in Vietnam zu arbeiten?

J. P. Stössel: Für solche, die süchtig werden und bleiben, hält ja Innenminister Baum die sehr globale Kategorie von „Leuten, die sich nicht anpassen,“ parat. Da lassen sich reizvolle Parallelen ableiten, etwa dahin, daß die einen Nicht-Anpasser halt Heroin nehmen und andere den Marxismus, laut Goethepreisträger Aron „das Opium der Intellektuellen“. Warum nehmen wir kein Heroin?

Hannes Kapuste: Uns reichen schon die Zigaretten und die töten langsamer. Aber im Ernst: Was muß einer tun, um Heroin-süchtig zu werden? Er muß erstens ein Verbot überschreiten und zweitens viel Geld dafür ausgeben. Die körperliche Abhängigkeit von Heroin setzt viele verbotene Anwendungen für teures Geld voraus. Woher kriegt man das Geld?

In der ersten Phase meist aus dem Bereich der Familie, später dann, bei einem Monatsbedarf von 1 000.– bis 10 000.– Mark, durch Diebstähle und andere kriminelle Aktivitäten.

Das sind also keine lieben Menschen, im übrigen auch keine klugen: Es fehlt bei ihnen an der vernünftigen zweiten Überlegung, die ihnen sagen müßte, daß sie auch im Sinn ihres recht ausgeprägten persönlichen Egoismus nicht klug handeln. Sie denken, wie ich sage, „monovalent“ – das Verhalten ist pädagogisch sehr schwer zu steuern. Es tritt besonders häufig bei jungen Menschen auf, die keinen Vater haben, die als Kinder durch eine Einzelperson erzogen worden sind, und das ist dann meist die Mutter, die kann nicht so leicht weglaufen.

Ein Faschist hätte es demnach leicht, zu sagen: Nach charakterologischen und kriminologischen Gesichtspunkten taugt der Heroinsüchtige nicht. Was Faschisten mit solchen für „untauglich“ und „lebensunwert“ Erklärten gemacht haben, ist bekannt: Euthanasie. Das Wort ist falsch am Platz. Genauer war es Mord. Aber steckt nicht etwas von dieser Denkweise noch immer drin – bis dahin, daß mancher die Milchmädchenrechnung nach Professor Keup, der hier als Experte für Suchtprobleme gilt, eigentlich ganz tröstlich findet: Die Wahrscheinlichkeit eines Süchtigen zu sterben beträgt 10 % im Jahr; also kann man erwarten, die ganze Heroinszene in zehn Jahren los zu sein. Das Übrige ist dann ebenso klar: Bis dahin

muß man die Heroinsüchtigen sozial diskriminieren, isolieren, einsperren, wie schon in der Bibel steht, daß Gott für die Vergehungen von Vätern Strafe bringt über die Söhne, über die dritte Generation und über die vierte Generation.

J. P. Stössel: Aber das bedeutet doch: Nachdem die Ausrottung der „Lebensunwerten“ nicht mehr offiziell befohlen werden kann, geht man von der Erwartung aus, daß sie sich zwar reproduzieren, aber zugleich immer wieder selber ausrotten. Und man benutzt den Schock, den die Schreckensbilder der Süchtigen beim Betrachter auslösen, um ihn gar nicht auf die Frage nach den Ursachen dieses Elends kommen zu lassen – der Süchtige ist der Böse.

Hannes Kapuste: Die Süchtigen können nichts dafür, daß sie monovalent denken, weil sie ledige Eltern haben oder aus sonstwie gestörten Verhältnissen stammen. Die ärztliche Ethik ist da, jedenfalls wie ich sie verstehe, eine ganz andere: Ich muß in dem Süchtigen nicht einen Bösen sehen, ich kann ihm tatsächlich helfen. Nur ist mir das eben verboten worden.

J. P. Stössel: Warum richtet sich die Sucht immer stärker ausgerechnet auf Heroin? Sie könnten doch zu einem nicht verbotenen Rauschmittel greifen, etwa Alkohol, was ja im übrigen auch massenhaft geschieht, und das mit Folgen, die zu weit mehr menschlichen Katastrophen führen als alle vom Gesetz so deklarierten Rauschgifte. Warum greifen immer mehr zu den verbotenen Drogen, und dabei dann zu härteren?

Hannes Kapuste: Da gibt es zwei Gründe: Für die Störung, um die es hier geht, ist Methadon – mit Einschränkungen aber auch Heroin – ein besseres Medikament als der Alkohol. Was aber den Markt betrifft, wächst der vor allem mit dem Gewinn aus dem Preisunterschied zwischen dem Ein- und Verkauf. Der Preisunterschied wächst mit dem Risiko, und dies mit Verfolgung und Strafe. So regelt sich das System.

Schauen wir einmal über die Grenze. Offenbar gibt es in der DDR kein Heroinproblem, jedenfalls keines von relevanter Größenordnung; denn es gibt im Land kein Heroin zu kaufen, vielleicht weil das Geld von dort nicht frei transferierbar ist. Und jetzt schauen Sie sich einmal um am Ende des Drogenabsatzmarktes, sagen wir hier an der Münchner Freiheit. Wer da süchtig ist, das sieht man auf 15 Meter. Was aber geschieht dort?

Die Polizei, so heißt es, hat den Markt unter Beobachtung, um die großen Fische zu schnappen. So aber auch der Revierförster seine Wildbestände.

Bei ihm nennt man das Hege. Wie darf man das bei der Polizei nennen?

Wieso kommt bei uns immer mehr Heroin herein? Man hat über Hasch als „Einstiegsdroge“ viel geredet. Nur, das stimmt nicht so. Aber denken wir einmal nach über die Beziehung zwischen dem Händler, der ein Kilo ins Land bringt, und dem Dealer, der das Zeug streckt und verkauft. Bei Haschisch ist diese Beziehung nicht sehr ergiebig im Sinn des Gelderwerbs für den Verkäufer. Mit Heroin kommt er sehr viel schneller ans große Geld.

Das wird für ihn entscheidend, wenn er sich verfolgt weiß, so daß er einen Ortswechsel ins Ausland kalkulieren muß. Unter diesen Umständen steigt der Dealer um auf die harte Droge, auf Heroin. Er ist es, der die Leute Heroin-süchtig macht.

Diesen entscheidenden Zusammenhang von „Preis- und Bestrafung“ mit der Erweiterung des Heroinhandels hat die „New York Academy of Medicine“ schon

1963 in ihrer zweiten Drogenstudie im Einzelnen dargestellt: Der Preis steigt durch das Risiko und dieses wieder durch die Gefahr der Bestrafung. Gegen diesen Teufelskreis fordert die Akademie ein differenziertes Vorgehen: Straffreiheit für den Süchtigen und Strafe für Händler, die nicht süchtig sind.

Die Akademie verlangte aber vor allem – gestützt auf die positiven Erfahrungen bei Verhinderung der Entwicklung einer Heroinsucht-Epidemie in Großbritannien –, daß die US-Regierung dem einzelnen niedergelassenen Arzt die Freiheit gibt, nach eigenem klinischen Ermessen Süchtige auch substituierend mit Opiaten zu behandeln. So ist es in England, und es führt zu einem Halt, den man dort *containment* nennt.

J. P. Stössel: Wie weit sind diese Empfehlungen durchgedrungen? Und was läßt sich dazu an Hand neuer Erfahrungen aus Forschung und Praxis während der letzten zwei Jahrzehnte Genaueres sagen?

Hannes Kapuste: Die Empfehlungen sind bis heute nicht verwirklicht worden, ja ich habe den Eindruck, daß bedeutende wissenschaftliche Positionen, die zunächst gewonnen wurden, eben nicht der Entscheidung weiterer Forschung überlassen worden sind, sondern politisch ausgemerzt wurden, verdrängt durch die Kombination von Entzug der Lizenzen zur therapeutischen Arbeit der Ärzte mit Drogen (z. B. Psilocybin und LSD) und massenmedialer Verteufelung, wie etwa: „LSD die Satansdroge“. Damit wurden alle erdenklichen Aggressionen gerade in eine Richtung in Bewegung gesetzt, die Erfahrene für hochinteressant halten. Da ist z. B. eine Studie in dem amerikanischen Hospital für die Behandlung Süchtiger in Lexington, Kentucky, über die 1965 Ludwig und Levine im *American Journal of Psychotherapy* berichteten, in der nach sehr eingehender Vorbereitung die „hypnodelische Behandlungstechnik“, eine Kombination von minimaler LSD-Dosis, Hypnose und psychotherapeutischem Gespräch zur Anwendung kam. Hier ergaben sich, wie auch bei weiteren ähnlichen Versuchen, außergewöhnlich gute Resultate sowohl hinsichtlich bleibender Drogenfreiheit als auch der Änderung der süchtigen Persönlichkeit. Mit der hypnodelischen Technik – einer Form der klinischen Kurztherapie mit Entzug und zwei therapeutischen Sitzungen – kann man Süchtige nun wirklich heilen. Warum wurde das aber abgeblockt? Das war die beste Lösung. Parallel dazu liefen seit 1965 in den USA auch die Kämpfe um die Methadontherapie bei Heroinsüchtigen, die bis zur Etablierung von Methadonbehandlungseinrichtungen mehr als fünf Jahre dauerten. Da brauchte man aber schon Plätze für über 50 000 Süchtige. Ich frage mich: Konnte es ein Zufall sein, daß alles genauso lief, wie es nötig war, um viele Süchtige zu kriegen, und ziemlich genau das zu verhindern, was geeignet gewesen wäre, das Heroin-Suchtproblem sowohl im Einzelfall, als auch epidemiologisch zu lösen.

J. P. Stössel: Wozu dann noch in den 70er Jahren die Wirtschaftskrise kam, die wohl manchen denken ließ: Wofür eigentlich sollten Süchtige arbeitsfähig gemacht werden, wenn ihre Arbeitskraft angesichts schon vorhandener Millionen Arbeitsloser ohnedies nicht gebraucht wird – hieße das nicht, am Ende nur Widerstandspotential aufpäppeln?

Nachdem Sie, Dr. Kapuste, die Folgen Ihrer Nichtanpassung an die herrschende Richtung hier mit Schädigung ihrer Existenz bis an den Rand des Bankrotts bezahlt haben, ist Ihre düstere Sicht nur allzu verständlich. Steht dem aber nicht entgegen, was eben jetzt Frau Minister Huber laut *Spiegel* 3/80 Seite 78 mit so schöner

Selbstverständlichkeit sagt: „Behandlung mit Methadon unter strenger Kontrolle mit dem Ziel der Dosierungsminderung – das sollte man nicht von der Hand weisen. Wir wollten solche Denkanstöße nicht ablehnen.“

Hannes Kapuste: Ja, so ungefähr lautet die Formel für die Verzögerung der Lösung. Im übrigen steht das ja inzwischen auch in dem Urteil des Bundesgerichtshofes vom 8. 5. 79 in meiner Sache.

Zum einen macht das nicht ungeschehen, was wir bis dahin an Schikanen und mit einer ganzen Serie von Prozessen erlebt haben, davon ein Urteil zu zwei Jahren Gefängnis ohne Bewährung, die der Arzt zur Zeit verbüßt, zum andern bin ich, was die herrschende Richtung angeht, auch für die Zukunft nach wie vor skeptisch. Nachdem ich die höchstrichterliche Feststellung erreicht hatte, daß Methadon unter den vom BGH präzisierten Umständen für die Behandlung von Süchtigen geeignet ist, habe ich in einem Brief an den Präsidenten der Bayerischen Ärztekammer Sewering eine Richtigstellung der gegenteiligen Behauptung im *Bayerischen Ärzteblatt* oder den Abdruck des BGH-Urteils verlangt. Antwort: „Das von Ihnen angesprochene Thema eignet sich nicht für eine Publikation im „Bayerischen Ärzteblatt“. Als ich in gleicher Sache den Chefredakteur des *Deutschen Ärzteblatts* darauf hinwies, daß eine Reihe von Verurteilungen sich auf einen höchst angreifbaren Artikel von Keup aus dem Jahre 1973 stützen, wurde ich dahin beschieden, dieser Text sei durch ein Versehen der Redaktion nicht ausdrücklich als „Bekanntgabe der Bundesärztekammer“ gekennzeichnet gewesen; insofern wäre er von den Gerichten sogar mit noch größerer Berechtigung als „offiziell“ anzusehen. Und dabei habe ich jedenfalls keinen Zweifel, daß die Herren Sewering und Keup, der zum Beispiel durch seine Zusammenarbeit bei wissenschaftlichen Veröffentlichungen eine ganze Reihe von Autoren mit entgegengesetzten wissenschaftlichen Erkenntnissen auch persönlich kennengelernt hat, es besser wissen müßten.

J. P. Stössel: Hier geht es ja nun schon um Bereiche, die weit über den Kreis der Drogenpatienten hinausgehen und das gesamte Feld der psychiatrischen Behandlung betreffen. Sie haben sich anläßlich einer Arbeit von Hippius und Helmchen, betreffend die Nebenwirkungen der Neuroleptika,¹⁾ zu deren weithin üblicher psychiatrischer Indikation in aller Schärfe geäußert: „Nennen wir einmal die Gabe von Neuroleptika an alte Menschen mit psychiatrischer Indikation Euthanasie, dann kann man diesen Text als „Insider“ so verstehen, daß Euthanasie dem Wissenden vorbehalten sein soll, und daß andere Ärzte, besonders aber Laien, über die schweren Nebenwirkungen der Neuroleptika (Depressionen und Kreislaufkollaps) tunlichst nicht zu viel wissen sollten.“

Hannes Kapuste: Um die schrecklichen Zustände in unserer Psychiatrie und den angrenzenden Bereichen zu erkennen, muß man ja nicht einmal Arzt sein. Als Psychotherapeut hatte ich einen Patienten zu betreuen, einen jungen Altenpflege-Lehrling, der in einem Altenwohnheim in München lernt. Er verlangte dringend eine Krankschreibung, weil er nicht mehr an die Arbeitsstätte gehen könnte. Als Ursache für seine Scheu, in das Heim zu gehen, stellte sich das gehäufte Sterben der Alten heraus. Er beschreibt folgende Zusammenhänge: Die Alten kommen ohne deutliche Krankheitszeichen ins Haus und werden in vielen Fällen routinemäßig mit Neuroleptika „sediert“. Er und sein Freund hatten schon in Frankfurt in einem ähnlichen Heim festgestellt, daß diese Sedierung höchst unkomfortabel ist. Die Alten werden bettlägerig, der Blutdruck sinkt rapide, Herzrhythmusstörungen

treten auf, es folgen Lungenentzündungen, Herzversagen und Tod. Auseinandersetzungen mit Ärzten führten nicht zum Absetzen der Medikamente. So hatten sie als Lehrlinge angefangen, den Patienten die Neuroleptika wegzunehmen; er sagte: „Wir kamen mit dem Stehlen der Medikamente nicht mehr nach.“ Aber hier redet keiner der zuständigen Herren aus der Spitze der Ärzteschaft und der Universitätswissenschaft von einem „Kunstfehler“. Wird da lege artis gestorben?

J. P. Stössel: Es muß ja nicht immer gleich gestorben werden. Das Verrückte ist doch: die Leute, die sich furchtbar erregen, wenn sie im Fernsehen die Horrorbilder von Fixern sehen, beruhigen ihre Aufregung damit, daß sie Pillen schlucken, die ihnen ihr Hausarzt verschreibt – das, wie sie meinen, „harmlose“ Valium, das wohl meistbenutzte Präparat gegen nervöse Störungen. Wo die herkommen, wird schon nicht mehr gefragt. Die Ursachen bleiben genau so tabu wie die Nebenwirkungen und die Spätfolgen der „Beruhigungsmittel“, schon gar nicht zu reden von den Gewinnen, die davon den Herstellern zufließen.

Johannes Kapuste: Die Tatsachen sind nicht zu erklären unter der Annahme, daß die gesundheitspolitischen Werte in der Bundesrepublik so zur Wirkung kommen, wie die Verfassung sie beschreibt. Dabei bleibt an vielen Punkten das eigentliche Ziel der offenbar konzertierten Aktionen im Interesse Weniger und entgegen dem Interesse der Öffentlichkeit unklar. Natürlich ist es für die pharmazeutische Industrie von größtem Vorteil, wenn Medikamente nicht verwendet werden dürfen, die mit einer oder mit einigen wenigen Anwendungen eine Heilung da bewirken, wo sonst ständiger Medikamentenverbrauch vonnöten ist. Wie aber kommt eine so nahtlos erscheinende Kooperation mit der Justiz und den medizinischen Fakultäten zustande? Ist das alles über den Einfluß der Pharmaindustrie auf die Vergabe von Lehrstühlen an Pharma-freundliche Professoren zu verstehen? Natürlich mögen Polizisten mehr Spaß und weniger Risiko finden bei der Verfolgung von Heroinsüchtigen, als wohl sonst bei ihrer Arbeit. Aber warum wird daraus so etwas wie Hege des Heroinhandels und warum sieht die Justiz dem zu? Hier gibt es keinen finanziellen Profit, denn Süchtige verursachen nur hohe Kosten auf den verschiedenen Ebenen der öffentlichen Finanzen. Also muß die Erklärung höheren Orts im politischen Bereich zu suchen sein. Betrachtet man dazu den Entwurf des neuen Betäubungsmittelgesetzes, fällt allerdings ein Zusammenhang auf: Der Bandenbegriff, der Kronzeugenparagraph und der Maulkorbparagraph bringen Neuerungen, die nun wirklich Möglichkeiten eröffnen, die den Antidemokraten das Herz hüpfen lassen. Was von den Terroristen derzeit nicht zu erwarten ist, wird in der Drogenszene entstehen: Morde unter Süchtigen, um „Verräter“ vorsorglich auszuschalten, Schießereien zwischen Banden und mit der Polizei . . . Das wird neue Vorwände für drakonische Maßnahmen geben, zu denen unsere Regierung inzwischen beachtliche Neigungen zeigt. Das wird bei den Bürgern, weit über den Kreis unmittelbar Beteiligter hinaus, eine enorme Vermehrung des Gehorsams geben, deren Brauchbarkeit wohl bekannt sein dürfte. In diesem Licht betrachtet, gewinnen manche Parolen für den bevorstehenden Wahlkampf ein nicht nur politisch, sondern auch militärisch interessantes Gewicht: „Alle Kraft für Deutschland“ von den engsten Mitarbeitern um Strauß; Äußerungen des Bundesaußenministers zur Teilung Deutschlands, über die das letzte Wort noch nicht gesprochen sei; Bekundungen der ungewöhnlichen Freundschaften zur militärisch-antirussischen Strömung in China . . . Was bedeuten denn die Abbildungen von

Kriegsschiffen und Panzern auf der Titelseite der *Süddeutschen* zusammen mit Parolen für den Frieden in Europa anderes, als eine neue deutsche Vorkriegszeit? Sind die fälschungssicheren Ausweise nur zum Kampf gegen den Terrorismus gedacht, der gleichgewichtig sein soll mit dem gegen das Rauschgift, oder auch für fahnenflüchtige Jugendliche, die einen Angriffskrieg nicht tragen wollen? Wir sollten das – durchaus auch kontrovers – diskutieren, ehe nach dem Gewaltverherrlichungsparagraphen noch ein neuer Maulkorbparagraph seine Rechtskraft erlangt.

¹⁾ KAPUSTE, H.: „Neuroleptika – Wirkung, Nebenwirkungen und Verwendung im Vergleich zu denen der ‚Drogen‘.“ Inst. f. Ausbildungsforschung, Amalienstr. 73, 8000 München 40; Jan. 1980, Manuskript, 14 Seiten.

„Ohne Organisation dahinter klappt das nicht“

Elvira Högemann-Ledwohn im Gespräch mit Monika und Dieter Reindl

Ihr seid beide hier in Nürnberg in der Gewerkschaftsarbeit engagiert – jeder an seiner Stelle, deswegen rede ich nicht von einem Familienunternehmen, außerdem ist ja euer acht Monate alter Sohn noch nicht so weit. Aber vielleicht hat die Gewerkschaft doch etwas mit eurer Ehe zu tun. Hat einer den anderen dahingebracht?

Monika: Nein. Da ist jeder selber dazugekommen. Wir waren beide im Referentenarbeitskreis der IG Metall und haben uns dem Namen nach gekannt. Aber kennengelernt haben wir uns erst auf der Fahrt nach Dortmund zu der großen DGB-Jugenddemonstration gegen Arbeitslosigkeit 1975. Unsere Arbeit war schon deswegen ganz verschieden, weil ich im Gewerkschaftshaus gearbeitet habe und der Dieter im Betrieb.

Zur Gewerkschaft bin ich recht unbedarft gekommen. Ich war ganz unpolitisch, obwohl in meinem sozialdemokratischen Elternhaus schon auch diskutiert wurde. Ich bin zur Mittelschule gegangen – dann Arbeit. Bei der Berufsberatung hab ich gesagt, ich wollt einen Beruf mit Büro; die Beraterin hat gesagt, Krankenkasse wär ganz gut. Ich hab überhaupt keine Ahnung gehabt, wie das in einem Betrieb ist. Es waren zwei Stellen frei, eine bei einer Versicherung, eine bei der Krankenkasse, da bin ich dann hin. Ich war zwei Jahre dort, hab echt Blödelesarbeit gemacht, Karteikarten betreut. Dann haben sie mich an eine Stelle versetzt, die mir überhaupt nicht gelegen hat. Ein Kollege von der HBV-Jugend hat mich gefragt, ob ich nicht bei der Gewerkschaft arbeiten möchte. Mitglied war ich – aber sonst hatte

mich nie jemand auf die Gewerkschaft angesprochen. Erst wollte ich die Stelle nicht wechseln, aber als es immer schlimmer wurde, hab ich mich doch vorgestellt, und die haben mich auch genommen. Ich hatte dann „dienstlich“ mit der Jugend zu tun, bin auf die Jugendveranstaltungen der IG Metall gegangen, hab dabei einiges verstanden von der Lage der Kollegen, und wenn ich etwas geschrieben habe über Konfliktfälle von Jugendlichen im Betrieb, das hat mich bewegt. Ich war zwanzig, hatte schon eine gewisse Grundeinstellung, aber die Zusammenhänge habe ich nicht begriffen. Zunächst ist da mal die Arbeit: es müssen Termine eingehalten werden, es geht unheimlich zu in so einem Gewerkschaftsbüro, da hat man wenig Zeit, sich über grundsätzliche Sachen zu unterhalten. Obwohl mir klar war, daß die Arbeit viel mehr Sinn hatte als die vorige. Das kriegt man schon mit bei der Gewerkschaft: hier gehts nicht bloß um fachliche Dinge, Aufstieg und sowas. . . Richtig geändert hat sich aber erst was, als ich den Dieter kennengelernt hab, da hab ich dann allmählich durchgeblickt. Was Interessenvertretung heißt, nicht nur im kleinen, sondern auch im großen. Ich hatte ja noch nie in einem großen Betrieb und erst recht nicht in einem Produktionsbetrieb gearbeitet. In so einer Krankenkasse, mit 15 Leuten, da denkt man einfach anders.

Dieter: Ich bin über die Arbeit im Betriebsrat zur Gewerkschaft gekommen, mit Umwegen. Ich arbeite als kaufmännischer Angestellter bei der AEG Kanis Turbinenfabrik. Ich war der jüngste Betriebsrat; als die Ressorts aufgeteilt wurden, haben sie mich für die Jugendarbeit im Betrieb verantwortlich gemacht. Ich hab in dem Betrieb gelernt, heute sitze ich in meiner Funktion im Ausbildungsausschuß, unter anderem.

Angefangen hat es bei mir so, daß ich erst mal irgendwelchen Studenten nachgerannt bin, auf Demonstrationen. Im Betrieb war ein Kollege, der das genauso gemacht hat. Der wurde als Angestelltenvertreter in den Betriebsrat gewählt – nicht, weil er so ein guter Gewerkschafter war –, sondern weil die Angestellten sich nicht genügend vertreten fühlten, haben sie aus Opposition einen Mann reingewählt. Als der plötzlich, auf Anhieb, freigestellter Betriebsrat war, hat er geschaut, daß er eine Mannschaft aufbaut. Er hat mich auf dem Gang angesprochen: Ich bin Betriebsrat, möchtest du nicht Vertrauensmann werden, ich hab dich schon mal auf Demonstrationen gesehen. Da sag ich: Ja, was ist das, Vertrauensmann? Gern! Dann haben wir uns zusammengesetzt. Ich hab damals noch eine ziemlich gewerkschaftsfeindliche Haltung gehabt, weil ich mit bestimmten Beschlüssen nicht einverstanden war, der Gewerkschaftsbeitrag war mir zu hoch, ziemlich unpolitische Einwände. Der Kollege hat mir erklärt, warum er Betriebsrat geworden ist, daß er das ernst nimmt und daß er die Gewerkschaftsarbeit im Betrieb verbessern will. Ich hab mich dann auf den Hosenboden gesetzt, hab mich interessiert – und wenn einer erst mal Interesse zeigt (das sind ja nicht allzu viele), dann kann er sich bald vor Funktionen nicht mehr retten. Zur Politik überhaupt hingebacht hat mich so eine antiautoritäre Grundstimmung. Mir hat so ziemlich alles gestunken, was von oben her kommt, ob das die Polizei war, ob das der Staat war, und da ist halt zufällig die Studentenbewegung reingekommen. Das hat mir imponiert, daß die Studenten gegen das Establishment aufgetreten sind, daß sie demonstriert haben, und bin halt hinterher gelaufen. Und dann war 1969 die große Anti-NPD-Kundgebung in Nürnberg, das hat bei mir ziemlich viel bewirkt, als so zehntausend auf der Straße unterwegs waren. Zum ersten Mal war für mich der DGB in einer kämpferischen

Haltung öffentlich sichtbar geworden. Das hat den Anstoß gegeben, von einem individuellen Unbehagen, von so einem Einzelkämpferdasein wegzugehen und sich zu organisieren. Am Anfang war das noch schwach entwickelt, hat sich aber nach und nach verstärkt.

Ganz schön kompliziert! Ich hab gedacht, Gewerkschaft wär was Einfaches, wo jeder ohne weiteres mitmachen kann. Kriegt ihr denn überhaupt junge Leute dazu, beispielsweise in eurem Betrieb?

Dieter: Natürlich, aber nicht von selber. In dem Ausbildungsausschuß bin ich seit vier Jahren, das fällt ungefähr mit dem Beginn der ökonomischen Krise zusammen. Seitdem nehmen die Probleme der Jugendlichen immer mehr zu. Erst einmal haben sie Schwierigkeiten, überhaupt einen Arbeitsplatz zu bekommen. Bei uns in der Firma sind für 24 Ausbildungsplätze 80 Bewerber vorhanden. Wenn diese Zahl erreicht ist, wird abgeschnitten, es wären also noch wesentlich mehr Bewerber da. Die Achtzig werden mehrfach gesiebt, bis im Endeffekt die Zwanzig übrigbleiben. Dabei geht ein Trend dahin, Kinder von Betriebsangehörigen zu bevorzugen. Das hat zum Teil negative Auswirkungen auch für die gewerkschaftliche Jugendarbeit, weil das oft Kinder von recht konservativen Eltern sind, manchmal sogar ausgesprochenen Gewerkschaftsfeinden, die ihre Kinder beeinflussen, nicht zur Gewerkschaft zu gehen.

Als ich in dem Betrieb gelernt hab, hat es die heutigen Probleme noch nicht gegeben, man hat sich seinen Ausbildungsplatz aussuchen können, nach seiner Eignung und wie man sich das gedacht hat; es war relativ selbstverständlich, daß man nach der Lehre in ein Arbeitsverhältnis übernommen wurde. Heute müssen die Jungen kämpfen, um überhaupt in den Betrieb reinzukommen; dann machen sie eine Lehrzeit, wo ihnen immer vor Augen steht, sie müssen was bringen, weil da immer die Gefahr droht, sie werden nicht übernommen. Nach drei Jahren kommt der Punkt, was ans Eingemachte geht: seit 1974 gibts in unserem Betrieb jedes Jahr Kampf um die Übernahme der Lehrlinge. Wir haben den bisher immer erfolgreich bestanden. Die Geschäftsleitung führt Kostenargumente an und sagt, es wären keine Arbeitsplätze vorhanden. Wir als Betriebsrat und Jugendvertretung haben uns dann jedesmal den Kopf der Geschäftsleitung zerbrochen und ihnen so viel Vorschläge gemacht, wo man die Jugendlichen unterbringen könnte, daß sie von der Argumentation her nicht mehr auskonnten. Bis voriges Jahr ist das so gelaufen, wird aber immer schwieriger. Im ganzen AEG-Konzern werden laufend Arbeitsplätze abgebaut, und speziell bei der AEG Kanis in Nürnberg sollten letztes Jahr 120 Arbeitsplätze verschwinden. Dabei ist man erst einmal auf die Schwächsten losgegangen, dazu gehören die Auszubildenden. Als Unternehmer ist man da in der schönen Lage, daß man nicht zu kündigen braucht. Sie haben sich da eine Chance ausgerechnet, ohne Probleme einen Schwung loszukriegen, hatten allerdings die Rechnung ohne den Wirt gemacht: Wir haben den Kampf um die Arbeitsplätze insgesamt geführt und die Auszubildenden voll einbezogen. Wir haben gesagt, ob ein Arbeitsplatz von einem Erwachsenen oder einem Auszubildenden verlorengeht, das ist gleichwertig. Dreimal wurde im Betrieb die Arbeit niedergelegt, und die Auszubildenden sind die ersten gewesen, die im Hof gestanden waren. Das war eigentlich nicht als Streik deklariert. Nach dem Betriebsverfassungsgesetz hat ja jeder die Möglichkeit, sich beim Betriebsrat zu informieren – und das haben die Jugendlichen gemacht. Nach der ersten Arbeitsniederlegung sind die acht Jugendli-

chen, die praktisch schon auf der Straße gelegen waren, übernommen worden. Eine halbe Stunde, nachdem die Kollegen die Arbeit niedergelegt hatten, hat im Betriebsrat das Telefon geklingelt, und die Geschäftsleitung hat bekanntgegeben, die Auszubildenden werden übernommen. Das war natürlich ein Riesenerfolg. Diese Situation ist nicht von heute auf morgen entstanden, wir haben die Anzeichen im AEG-Konzern schon länger gesehen. Ein Jahr zuvor hatten wir angefangen, uns mit der Entwicklung zu beschäftigen, haben den Vertrauenskörper darauf eingeschworen, mit den Kollegen zu diskutieren, was auf uns zukommt. Wir haben eine Dokumentation herausgebracht, daß im ganzen AEG-Konzern die Arbeitsplätze gefährdet sind, haben klargemacht, welche Politik von der Konzernleitung betrieben wird. Wir haben eine bewußtseinsbildende Arbeit getrieben, das hat sich schließlich auszahlt. Schwierig war es schon, eine wirkliche Solidarität reinzubringen. Zunächst hatte eine Reihe älterer Kollegen die Haltung: Die Jüngeren können das schon besser verkraften, die finden schon was, die haben auch keine Familie zu versorgen. Wir haben dagegegehalten: Es geht nicht um einzelne Personen, es geht ums ganze Werk. Wenn die ersten einmal draußen sind, folgen die anderen nach. Nach den Auszubildenden kommt die nächstschwächere Gruppe dran; die Firmenleitungen machen meist nicht einen großen Klacks auf einmal, sie versuchen, verschiedene Randgruppen anzugreifen. „Mit 120 fängt es an, und dann sind wir alle dran“ – das haben wir als Schlagwort so lange in die Debatte geworfen, bis die Mehrheit der Belegschaft wirklich zusammenstand. Die Jugendlichen hatten in der Hauptsache erst einmal Angst: plötzlich steht so einer vor dem Nichts, muß sich was anderes suchen, und ob er was findet, ist mehr als fraglich – oder er wird erst einmal arbeitslos. Die Jugendlichen haben gewisse Ansprüche an den Lebensstandard, man will ein Auto oder eine Wohnung oder irgendetwas, das ist dann konkret gefährdet. Man ist weiter auf die Eltern angewiesen. Da haben wir angeknüpft, haben den Jugendlichen gesagt, es geht um eure Interessen, nicht um irgendetwas in den Wolken, es geht um eure Existenz. Das gleiche haben wir den Erwachsenen auch gesagt. Wir haben die Arbeitsplätze für alle erhalten können, dieses Mal.

Also die Probleme, gerade für die Jugendlichen, werden größer. Aber ihre eigenen Ansprüche werden offenbar kleiner. Anfang der 70er Jahre hat es eine Lehrlingsbewegung gegeben, die haben für eine bessere Ausbildung demonstriert, für mehr Rechte der Jugendlichen. Jetzt – nichts dagegen, daß junge Arbeiter ihr Auto, ihre Wohnung bekommen, das steht ihnen zu, aber nur Konsum, das ist doch ein bißchen wenig. Haben wir jetzt schon wieder eine angepaßte Generation der Fünfzehn- bis Siebzehnjährigen?

Dieter: Wenn die Jugendlichen bei uns im Betrieb neu anfangen, sind sie halt ziemlich weit weg von allem, was Gewerkschaft heißt. Man merkt ganz genau, daß sie in der Schule keinerlei Wissen vermittelt gekriegt haben über das tatsächliche Leben, daß sie noch nie einen Betrieb von innen gesehen haben, daß man ihnen nicht beigebracht hat, wie die Funktionen im Betrieb ablaufen, wie die Machtverhältnisse im Betrieb sind und was das mit Politik zu tun hat. Man merkt, daß sie ziemlich . . . verängstigt und unpolitisch und sehr auf die Freizeit orientiert sind. Sie sitzen ihre acht Stunden ab, zum Teil nicht einmal um etwas zu lernen, sondern um sich einen gewissen Lebensstandard zu ermöglichen. Ein Bewußtsein von dem, was um sie herum vorgeht, haben sie kaum. Deswegen sehen wir als unsere erste

Aufgabe, den Jugendlichen klipp und klar zu sagen, welche Interessen im Betrieb aufeinanderprallen. Wir gehen auf die jungen Kollegen zu: jeden Herbst holen wir die Neuen zusammen und stellen uns als Gewerkschafter und Betriebsräte vor. Wir sagen: ihr seid von der Personalabteilung empfangen worden, das ist die eine Seite; jetzt kommt die andere Seite, wir sind die Vertreter der Belegschaft, demokratisch gewählt – nicht einfach, damit es uns gibt, sondern damit wir eure Interessen vertreten. Wir erzählen, was ihre Vorgänger erlebt haben, mit der Übernahme, und auch in der Lehrzeit gibt es Probleme genug: mit den Meistern, mit dem Arbeitsablauf, mit den Beurteilungsbögen, mit der Einhaltung der Lehrpläne. Wir reden auch über das Verhalten zu den Kollegen, das sollte auf jeden Fall solidarisch sein. Wir erklären, daß der Leistungsdruck und die Konkurrenz unheimlich gefördert werden durch das Ausleseprinzip, durch die Drohung, nicht alle nach der Lehre zu übernehmen. Wir sagen, daß sie sich solidarisch verhalten sollen, wenn einer nicht mitkommt, daß sie den nicht auslachen, sondern ihm helfen sollen. Daß sie sich nicht in die Haare geraten, wenn sie Schwierigkeiten haben, sondern zum Jugendvertreter gehen oder zum Betriebsrat, um das zu besprechen. Die von der Personalabteilung nehmen sich das Recht und hocken sich mit rein bei dieser Versammlung, sie sind dann regelmäßig hell empört, wenn wir bei dieser Gelegenheit auch dazu auffordern, in die Gewerkschaft einzutreten. Für uns ist das aber ein wichtiger Punkt, auch wenn wir jedesmal damit anecken. Man kann nicht Interessen vertreten bloß als Privatperson – ohne Organisation dahinter klappt das nicht. Wir zeigen an praktischen Beispielen, wie uns die Gewerkschaft im Betrieb hilft, daß die nicht irgendwo im Gewerkschaftshaus am Kornmarkt sitzt, sondern im Betrieb verankert ist, vom Betriebsrat und von der Jugendvertretung bis zu den Vertrauensleuten und den Mitgliedern, den Kollegen.

Besonders strittig ist die Sache mit den Beurteilungsbögen, da gehen seit Jahren die Meinungen zwischen uns und der Geschäftsleitung scharf auseinander. Die Ausbildung wird durch den Ausbilder quasi benotet. Wir streiten nicht um die Leistung; wir sind dagegen, daß auch persönliches Verhalten beurteilt wird. In den Bögen wird zum Beispiel gefragt, ob der Auszubildende krank war, wie die Krankheit Einfluß hat auf seine berufliche Tätigkeit. Es wird nach seiner Kleidung gefragt, da sind einzelne Kriterien aufgeführt: schlampig, ordentlich, sehr ordentlich, sehr schlampig, unsauber. Oder die Frage nach dem Verhalten zu Vorgesetzten: vorlaut, anpassungsfähig – es geht total ins Persönliche. Wir wollen statt dessen eine reine Ausbildungsstandkontrolle, wie sie die IG Metall fordert. Aber das wollens halt gar nicht, die Herren, sie wollen eben die ganze Persönlichkeit für sich vereinnahmen. Bezeichnend ist schon, daß in den Bögen überhaupt nichts drinsteht von Kritikfähigkeit. Wenn schon die Persönlichkeit beurteilt wird, so ist das unserer Meinung nach eine sehr positive Sache, wenn einer nicht alles kritiklos hinnimmt. Diese Eigenschaft wird jedoch von den Herren ziemlich schlecht beurteilt, deswegen sind wir nie zu einer Einigung gekommen. Wahrscheinlich ist es gar nicht möglich, sich da zu einigen. Wir wollen jedenfalls prinzipiell weg von der persönlichen Beurteilung, festgehalten werden soll, was der einzelne gelernt hat, ob er das Lernziel erreicht hat oder nicht. Wenn er es nicht erreicht hat, soll festgehalten werden, wo man nachhaken muß im fachlichen Bereich, wo die Mängel sind, damit man auch mit dem Meister reden kann, mit dem Ausbilder, denn der ist ja verantwortlich, daß der Auszubildende den Stoff intus kriegt und er

muß sich auf den einzelnen einstellen. Aber das ist immer noch ein heißer Punkt, und solange wir uns nicht einigen können, führt die Firma einen eigenen Bogen, ohne Zustimmung des Betriebsrats. An sich ist das gesetzwidrig, aber wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Mit einer Handvoll Auszubildender dagegen anzugehen, würde wenig nützen, hier sitzt der Stärkere auf der anderen Seite. Man kann das nur ändern, wenn man eine große Zahl von Kollegen hinter die Forderung bringt, so daß die Mehrheit der Belegschaft sagt: der Beurteilungsbogen muß weg, sonst. . . Soweit geht die Solidarität noch nicht und das Bewußtsein auch nicht. *Welchen Erfolg habt ihr mit der Werbung für die Gewerkschaft bei den jungen Kollegen?*

Dieter: Bei unserer Art zu werben kommt ziemlich viel heraus. Über 90 % der Jungen kommen gleich zur Gewerkschaft, aber aktiv mitarbeiten werden davon nur wenige. Es gibt reale Grenzen: viele wohnen außerhalb, sind auf Zugverbindungen angewiesen, wenn sie abends wohin gehen wollen. Es ist auch nicht jeder an Gewerkschaftsveranstaltungen interessiert. Und oft passiert es, daß Jugendvertreter mit großem Elan an ihre Aufgabe gehen, nach kurzer Zeit kommen sie zur Bundeswehr, und dann ist es aus. Man hat ihnen da ganz andere Vorstellungen beigebracht, und sie haben den Kontakt zu ihren jungen Kollegen verloren. Das ist noch ein großes Problem.

Monika: Außerdem gibt es eine Grenze, wo viele wegbleiben aus der Jugendgruppe und aus der betrieblichen Jugendarbeit, das hängt mit Freund oder Freundin zusammen. Was soll denn einer machen, wenn er eine Freundin hat, die unbedingt in die Diskothek will, da geht er halt.

Ist eure Jugendarbeit zu ernst, zu sehr „grauer Alltag“?

Monika: Nein, das glaube ich nicht. Wir haben eine Menge Freizeitunternehmungen: im Sommer ein Spanferkelessen, dann die Beat-Veranstaltung im Gewerkschaftshaus, die auch deshalb sehr gut war, weil „Gewerkschaft“ dann nimmer bloß so was Amtliches war. Die IG Metall hat jeden Herbst einen Jugendmonat mit vielen Veranstaltungen, mit denen ich jetzt schon einige Erfahrungen hab. Hier zeigt sich nämlich etwas Merkwürdiges: wenn die Jugendlichen schon zu einer Gewerkschaftsveranstaltung gehen, haben sie bestimmte Erwartungen. Gute Musik ist wichtig – aber sie wollen nicht bloß eine Blödelgruppe hören oder eine Schlagersängerin, die auf der Bühne ihr Liedchen trällert. Sie erwarten etwas, was sie selber anspricht, mit ihrer Situation zu tun hat. Die Jugendgruppe hat gerade einen Ausflug gemacht nach Amberg zur Premiere der Rockoper „Koslowky“ vom Floh de Cologne, das ist ganz toll angekommen. Die Handlung spielt ja dort – unser Jugendsekretär kommt übrigens aus diesem Betrieb – und alle, die da waren, waren begeistert und haben viel davon weitererzählt. Wir haben auch eine eigene Songgruppe von der IG-Metall-Jugend, wo jeder mitmachen kann, der Lust hat. Die Song- und Kabarettgruppe tritt möglichst oft bei innergewerkschaftlichen Veranstaltungen auf, zum Beispiel bei den Vertrauenskörper-Sitzungen in den Betrieben so um Weihnachten rum, bei den Abschlußfeiern. Man ist nicht aus Selbstzweck in der Songgruppe, um sich eine schöne Stimme anzueignen, sondern sie sehen das als Aufgabe, den Kollegen die Arbeiterlieder und damit auch etwas von der Tradition der Arbeiterbewegung bekannt zu machen.

Dieter: Bei dem Konflikt um die Arbeitsplätze in unserem Betrieb hat unsere Bildungssekretärin von der IG Metall Nürnberg Arbeiterlieder vor dem Tor

gesungen. Den Kollegen hat es gefallen. Den Herren von der Geschäftsleitung weniger; einer hat nur immer von dem „Flintenweib von der IG Metall“ geredet. *Monika:* Eine Fotogruppe arbeitet auch, sie haben eine Ausstellung gemacht über das „andere Nürnberg“, haben Plätze aufgesucht, die mit der Geschichte der Arbeiterbewegung zu tun haben. Im Gewerkschaftshaus hat die Jugend einen eigenen Raum, den haben Chilenen ausgemalt, dort sind die Veranstaltungen der Jugendlichen.

Die zentrale Jugendgruppe trifft sich einmal in der Woche – die Seele des Ganzen sind hier die Mitglieder vom Ortsjugendausschuß – es wird ein Thema diskutiert: Tariffbewegung oder 1. Mai, betriebliche Konflikte oder Widerstand in Nürnberg, Faschismus. . . Einige große Betriebe haben eigene Jugendgruppen, die sich dann meistens den Abend der zentralen Jugendgruppe zum Vorbild nehmen. Natürlich werden auch Spiele gemacht, oder man geht mal schwimmen, mal eine Nachtwanderung. Der Zusammenhalt in unserer Gruppe ist gut, man trifft sich halt auch mal einfach auf ein Bier.

Also ein enger Zusammenhang zwischen Freizeit und, wie der Dieter das vorhin genannt hat, bewußtseinsbildender Arbeit?

Dieter: Das kann man sagen. Wobei gerade unsere Gewerkschaft viel unternimmt, um einen Kollegen in seinem Bewußtsein voranzubringen. Die Bildungsarbeit, speziell die Lehrgänge für Jugendliche, bewirken schon sehr viel. Sie kommen viel selbstbewußter zurück, man merkt das dann im Betrieb. Sie haben eine Menge gelernt, und außerdem gibt das einen ganz anderen Zusammenhalt, abends auf den Lehrgängen ist dann high life. . .

Hier in Nürnberg organisiert der Ortsjugendausschuß die Sachen mit mehr Hintergrund: Seminare, Studienreisen. In diesem Jahr waren wir in der Sowjetunion. Das hat viele Fragen aufgeworfen, die nicht so einfach geklärt werden können. Aber allein die Tatsache, daß wir uns breit informiert haben, war sehr positiv. Wir hatten ein Gespräch mit dem „sowjetischen Loderer“, waren in einem Betrieb und in der Berufsschule für die Berufe, die in Moskau mit der U-Bahn zu tun haben. In den Gesprächen mit den Leitungen hat es alle beeindruckt, daß das keine so hohen Viecher waren, sondern daß die auf die Probleme eingegangen sind und ziemlich offen die angesprochenen Fragen beantwortet haben. Die sind halt nicht mit dem Messer zwischen den Zähnen dagehockt und haben finstere Antworten gegeben – im Gegenteil, es waren ganz gemütliche Typen. Die Frage mit dem Plan ist sehr offen diskutiert worden, welche Rolle die Gewerkschaften dabei spielen, wie frei die Gewerkschaften sind und was die Partei im Betrieb so treibt, Arbeitsbedingungen, Akkord usw. Über die Offenheit, mit der geredet wurde, waren alle sehr zufrieden. Aber es hat nicht allen eingeleuchtet, daß die Gewerkschaften zum Beispiel mithelfen, die Pläne zu erfüllen. Die Kollegen gehen halt bei uns so heran: man muß kämpfen.

Gegen wen?

Monika: Na, das ist doch ganz konkret: gegen den Meister, die Personalabteilung, für Übernahme, gegen Rausschmiß. Die Frage nach der Macht im allgemeinen stellt sich im normalen Leben ja nicht.

Dieter: Im vorigen Jahr bei uns im Betrieb, als es um die Arbeitsplätze ging, haben wir gestanden wie ein Block, gegen die Betriebsleitung, gegen den Konzern, den Monopolkonzern, sogar die Angestellten waren dabei, aber wenn über Politik

diskutiert wird, gibt es tausend Meinungen: über Chomeini oder darüber, ob die Frau in die Küche gehört. Das ist kein Grund zum Resignieren, aber man muß halt viel diskutieren. Und die Gewerkschaft muß ja auch viele Leute für ihre Ziele erst noch gewinnen.

Monika: Am 30. November war hier in Nürnberg eine Aktion gegen die Jugendarbeitslosigkeit, dazu hat gerade die IG Metall-Jugend viel Arbeit geleistet. Der Boden war vorbereitet – der DGB hatte Flugblätter verteilt, wo darauf hingewiesen wurde, daß in den letzten Jahren in Nürnberg 10 000 Arbeitsplätze vernichtet worden sind; der erste Mai stand unter der Losung „Gegen Arbeitslosigkeit“, und vor der Demo gabs einen Aktionstag, bei dem haben sich besonders die Jugendlichen hervor getan: sie haben einen Boxkampf um die letzte Lehrstelle gezeigt, andere haben eine Fuhre Mist durch die Straßen gefahren: „Hier stinkt's“, ein Mädchen mit Kranz und Schleier trug ein Schild: „Ich suche einen reichen Mann zum Heiraten!“ Agitationsgruppen der Jugend waren unterwegs, sind an die Passanten herangetreten, und es war schon erstaunlich, was da herausgekommen ist, wie gut sich die in der Diskussion geschlagen haben. Viele Leute haben verstanden, warum die Jugend in dieser Richtung etwas macht. Und bei den Jungen, die mitgemacht hatten, war eine unglaubliche Begeisterung. Die Aktion war im ganzen Stadtgebiet sichtbar. Da mitanzupacken, hat allen großen Spaß gemacht.

Dieter: Die Demonstration hat am gleichen Tag stattgefunden wie die Eröffnung vom Christkindlesmarkt, es war bestimmt nicht das Schlaueste, aber trotzdem ist sie sehr beachtet worden. 2000 Leute haben demonstriert. Und der Jugend hats auch in der Gewerkschaft Ansehen geschaffen.

Ihr beide seid ja nun keine sechzehn mehr, ihr seid ein mehrjähriges Ehepaar, habt eine schöne Wohnung, ein Kind habt ihr auch, seid eigentlich richtig etabliert – wachst ihr da nicht allmählich aus eurer gewerkschaftlichen Arbeit heraus?

Dieter: Ich würd sagen, wir wachsen gerade hinein. Und wenn man ein Kind hat, stehen die Fragen doch viel schärfer. . .

Monika: Wir haben doch da eine Aufgabe!

Dieter: Wenn man mehr Zeit hätte, auch für die Gewerkschaftsarbeit, die Probleme werden ja nicht weniger. . .

Monika: Das Problem ist echt die Zeit. . . Momentan ists schon so, daß der Dieter wesentlich mehr macht als ich, ich steck da schon zurück. Man muß abschätzen, was wichtiger ist. Ich arbeite wieder, halbtags, und was sonst noch geht, muß man halt sehen. Der Dieter ist viel unterwegs, das ist ja im Betrieb verankert. Zum Beispiel, das mit dem Referentenarbeitskreis der Gewerkschaft geht jetzt leider nicht mehr.

Dieter: Im Betrieb wenn man ist, dann ist man nicht etabliert, sondern gefährdet. Der AEG-Konzern hat schon angekündigt, daß weitere 13 000 entlassen werden sollen. Wir haben zwar gerade durchgekämpft, daß niemand entlassen wurde, aber wir sitzen in diesem Karussell mit drin, und nächstes Jahr kanns schon wieder so weit sein. Und was an aktuellen Problemen im Betrieb ist – da kann man doch nicht die Augen zumachen und sich in ein privates Glück zurückziehen, das gibts nicht.

Leserbriefe aus der bayerischen Provinz

Reaktionen auf das Stück „Was heißt hier Liebe?“

Das Jugendtheater hat keine sehr geachtete Stellung im öffentlich geförderten Theatersystem der BRD, es existiert finanziell und künstlerisch eher am Rande. Im letzten Jahrzehnt hat eine Reihe von Theaterleuten begonnen, sich von Kindertümelei und der Neigung zu verzuckerter Darstellung einer Zauber- und Märchenwelt zu lösen. Die wenigen bestehenden Jugendtheater boten diesen Bestrebungen so wenig Raum, daß viele dieser Stückeschreiber, Regisseure, Schauspieler in freie Gruppen abwanderten.

Das Münchner *Theater der Jugend* hat seit Jahren für die Jugendtheater der Bundesrepublik eine wichtige und wegweisende Rolle gespielt. Der Verzicht auf die Darstellung einer Illusionswelt brachte ihm in der Stadt München ein interessantes und aufgeschlossenes Publikum, aber auch Feinde. Immer mal wieder wurde versucht, durch politischen Druck den Spielplan zu beeinflussen, indem zum Beispiel vom Kultusministerium der Besuch von Schulklassen für einzelne Stücke verboten wurde. Zuletzt geschah das mit dem Stück „Was heißt hier Liebe?“. Ein niederbayerischer CSU-Landtagsabgeordneter nahm das zum Anlaß, sich gegen die Einladung des TdJ mit diesem Stück in seinem Stimmkreis stark zu machen. Wir dokumentieren auszugsweise die öffentliche Auseinandersetzung, die in der Heimatzeitung um diese – leider erfolgreiche – Intervention geführt wurde.

Zur gleichen Zeit reiften die Hintergrundkonflikte des TdJ mit seinen vorgesetzten Behörden so weit heran, daß es im November 79 zu einer Trennung des Theaters von seiner gesamten künstlerischen Leitung kam. Die Stadt München hatte den drei Theaterleuten in dem aktuellen Konfliktfall, bei dem es vorrangig um die künstlerische und administrative Selbständigkeit des TdJ ging, die kalte Schulter gezeigt und ihre Kündigungen augenscheinlich dankbar angenommen. In diesen Zusammenhängen, zu denen auch das Wetter des Ministerpräsidenten Strauß gegen die „Kulturrevolution“ der 70er Jahre gehört, die von seinesgleichen rückgängig gemacht werden soll, ist der Vilsbiburger Briefwechsel mehr als eine Provinzposse. Er ist Teil einer zielbewußten Kulturpolitik, in der aber offenbar Niederbayern – so, wie es sich hier ausspricht – als Standard gesehen wird.

Auch Dr. Günther Müller, derzeit CSU-Mitglied und MdB, meldete sich in der Vilsbiburger Zeitung zu Wort; er riß die ganz großen Horizonte dieses Falles auf – mit kennerischen „Informationen“ über eine weltrevolutionäre Strategie, welche die Sexualeufklärung, das Stück „Was heißt hier Liebe?“, die DKP und den TdJ-Dramaturgen und Autor Werner Geifrig zu unsagbar dunklen Zwecken zusammenwirken läßt. Ein Wink mit dem Berufsverbot an die beiden Vilsbiburger Lehrer, die öffentlich dem Zensur-Fall zu widersprechen wagten, durfte nicht fehlen.

Werner Geifrig hat sich gewehrt und ist gegen die ganz offensichtlich berufsschädigenden Äußerungen von Dr. Müller vor Gericht gegangen. Dort stellte sich heraus, daß Dr. Müller ihm konkret vor allem Veröffentlichungen im *kürbiskern* und in anderen Publikationen des Damnitz Verlags vorzuwerfen hatte.

„Darf ein Schriftsteller und Theatermann, dessen Stücke sich besonders an Lehrlinge, jungen Arbeiter, Arbeitslose, Schulabgänger und ihre Eltern wenden, in

linken Zeitschriften publizieren, das DGB-Kulturprogramm begrüßen und sich im Rahmen eines DKP-Kulturrates zu Wort melden, ohne mit einem Etikett versehen zu werden, das hierzulande ausreicht, um für den öffentlichen Dienst untragbar zu sein?“, fragt W. Geifrig in seiner Presseerklärung vom 11. 1. 80 und weist darauf hin, daß es im Land das Berufsverbots „bei diesem Verfahren prinzipiell um die Bewegungsfreiheit kulturell Schaffender“ ging. Den Prozeß hat er gewonnen: Dr. Müller darf ihn nicht als „DKP-Mann“ bezeichnen. „Werner Geifrig gab seiner tiefen Beschämung darüber Ausdruck, daß ein gewählter Volksvertreter im Trüben fische und seine Abgeordnetendiäten dazu mißbrauche, Rufmordkampagnen gegen andersdenkende Künstler zu finanzieren.“ (ebd.)

Aus einem Interview des „Dingolfer Anzeigers“ mit dem Landtagsabgeordneten Ewald Lechner, CSU (6. 10. 79):

DA: Herr Lechner, wie weit reicht Ihr Selbstverständnis als Abgeordneter? Glauben Sie, auch im kulturellen Bereich Maßstäbe setzen zu müssen?

Lechner: Ich bin nicht Sittenrichter oder Zensor und maße mir das auch nicht an. Als Volksvertreter habe ich aber die Aufgabe, aufgrund meines Informationsstandes die Bevölkerung, insbesondere die Eltern und Erzieher, auf die Wirkung, die dieses Theaterstück ausübt, und die darin vorkommenden Vorgänge aufmerksam zu machen. Außerdem haben mich die Kreisvorstandschaft meiner Partei, der Kulturpolitische Ausschuß und die Frauen-Union beauftragt, wegen der geplanten Aufführung mit BMW in Verbindung zu treten.

DA: Also versuchten Sie in der Tat, durch Einfluß Zensur auszuüben?

Lechner: Wie schon dargelegt, kam ich einer Aufforderung von Eltern, Erziehern, der Kirchen und meiner Partei nach. Ich glaube kaum, daß die Arbeitnehmer von BMW es zulassen würden – wenn ihnen der Inhalt des Stückes bekannt wäre –, daß ihre Kinder auf eine so schweinische Art Sexualaufklärung erhalten. Als die Werkleitung Kenntnis von dem Text bekam, hat sie die Aufführung sofort abgesagt. Ich habe die Absetzung nicht gefordert, sondern auf mögliche Konsequenzen der Eltern, Lehrer und Kirchen hingewiesen, wenn der Inhalt des Stückes bekannt wird.

DA: Dann müßten Sie sich auch gegen diverse Kinoprogramme wenden, die ähnliches unter wesentlich abträglicheren Aspekten bieten.

Lechner: Ich bin insbesondere auch deshalb tätig geworden, weil das Kultusministerium den klassenweisen Besuch des Theaters als Schulveranstaltung verboten hat. Im übrigen wäre auch zu prüfen gewesen, welche Rolle die Aula als Schulort gespielt hätte. Zu den Kinos ist zu sagen, daß ich natürlich weiß, daß Ähnliches und noch Schlimmeres auf der Leinwand geboten wird, aber hier besteht keine Möglichkeit einer Einflußnahme. Ich möchte darauf hinweisen, daß die Aufführung dieses Stückes des Berliner Theaters „Rote Grütze“ auf scharfe Ablehnung auch in Großstädten wie Hamburg, Frankfurt oder München gestoßen ist, und es aufgrund des Widerspruchs aus der Bevölkerung schon mehrfach textlich geändert wurde.

Ich möchte auf eine wörtliche Wiedergabe des Vokabulars dieses Theaterstückes verzichten und vorläufig nur die Titel einiger Szenen nennen, damit sich die Bevölkerung ein Bild vom Inhalt machen kann: „Ich bin doch nicht schwul“ – „Sicherheit im Geschlechtsverkehr“ – „Was man zur Liebe braucht“ – „Mein

Name ist Orgasmus“. Wem diese Schweinereien zusagen, der braucht sich durch meine Initiative auch nicht bevormundet fühlen.

DA: Wir waren schon einmal im Freistaat nicht „reif“ genug für „Lysistrata“. Kann sich so etwas im Dingolfer Bereich wiederholen?

Lechner: Die Bedenken ergeben sich immer bei Einzelfällen.

DA: Könnte das z. B. heißen: Kein Kroetz oder von der Grün für Dingolfer?

Lechner: Das kommt immer auf den Einzelfall an.

DA: Also doch Zensur?

Lechner: Nein. Von Zensur kann keine Rede sein. Ich hielt es für verantwortungslos und dem guten BMW-Kulturprogramm für abträglich, wenn es durch dieses jugendverderbende Stück in Zwielicht geraten wäre. Offensichtlich hat sich die BMW-Werkleitung auch nicht den Vorwurf machen lassen, hier Handlangerdienste zu leisten.

Aus der Zuschrift des Lehrers Karl Hoheisl, Vilsbiburg, auf das Interview mit MdL Ewald Lechner (8. 10. 79)

In die Auseinandersetzung um das Theaterstück „Was heißt hier Liebe?“ – Ein Spiel um Liebe und Sexualität für Leute in und nach der Pubertät vom Berliner Kinder- und Jugendtheater „Rote Grütze“ möchte ich mich einmischen als Vater, der das Stück im „Theater der Jugend“ mit zweien seiner Söhne angesehen hat. Außerdem möchte ich mich als Bürger eines demokratischen Staates einmischen, der es unerträglich findet, in seinem Denken von einer Clique bevormundet zu werden, die die Grenzen ihrer politischen Macht eindeutig überschreitet. Das tut sie in dem Moment, wenn sie ihre Bürger der Möglichkeit zu persönlicher Meinungsbildung beraubt. Als besonders scheinheilig ist dabei zu werten, wenn MdL Ewald Lechner in seinem Interview vom Samstag, 6. Oktober, feststellt, er habe die Absetzung des Stückes „nicht gefordert“. Das brauchte er doch gar nicht. Er hatte die gut funktionierenden Hebel seiner Parteibürokraten zur Verfügung – Landrat Ettengruber als Hausherrn des Gymnasiums, Stadt- und Kreisrat Dandorfer als mächtigen Dingolfer Kulturpapst und den Kreiskämmerer Kronbeck als Boten – um es so zu drehen daß die Aula des Gymnasiums für den 6. Oktober „nicht zur Verfügung steht“. Das ist als Akt nackter politischer Machtausübung anzusehen. Wer geistige Auseinandersetzung mit diesen Mitteln führt, stellt sich auf die Stufe derer, die einmal glaubten und immer noch glauben, man könne durch Bücherverbrennungen der Argumentation und Diskussion aus dem Wege gehen. Der „DA“ tat gut daran, dem Herrn Abgeordneten klar zu machen, daß wir Niederbayern und besonders die Jugend nicht die geistigen Analphabeten sind, für die er uns hält. . .

Herr Lechner sagt: „Ich möchte auf eine wörtliche Wiedergabe des Vokabulars dieses Theaterstückes verzichten. . . Dieser Vorwurf ist ein Bumerang, der auf ihn als Vertreter der Erwachsenen zurückkommt. Mit welchem Vokabular verständigt er sich mit seiner Frau und mit seinen Kindern, wenn das Thema Sexualität auf den Tisch kommt? Hier herrscht nämlich rein lexikalisch eine gähnende Leere im Sprachschatz des Volkes der Dichter und Denker. Die Körperfeindlichkeit und moralische Diskriminierung der Lust in unserer christlich-abendländischen Denkweise haben es über Jahrhunderte verhindert, einen normalen Wortschatz für diesen Lebensbereich entstehen zu lassen. Auf der einen Seite gibt es das saft- und

kraftlose Vokabular medizinischer Abkunft, mit dem man seine sexuellen Gefühle und Erfahrungen nicht identifizieren kann. Auf der anderen Seite existiert die saft- und kraftvolle Sprache der „Gosse“, die man psychologisch geschickt mit den Vorstellungen von Schmutz und Unrat verknüpft. Es findet tatsächlich momentan ein mühsamer Aufbau eines für den Alltag und für ein ehrliches und offenes Gespräch brauchbaren Vokabuläres statt. Das Vokabular der Jugendlichen in diesem Stück hat mich in keinem Augenblick obszön berührt. Das mag daran gelegen haben, wie, in welchem Ton die für Erwachsenenohren vielleicht ungewohnten Worte gebraucht wurden: Nicht im Ton von Potenzprotzerei und Sexkonsum (Produkte der Erwachsenen aus ihrer sogenannten sexuellen Befreiung), sondern im Ton von immer wieder herausgearbeiteter Verständigungsbereitschaft, im Ton von Zärtlichkeit zwischen den Partnern und nicht zuletzt im Ton eines frischen, offenen und moralisch ehrlichen Bekenntnisses zur Lust. Auf Zeitgenossen, die aus der Zwickmühle abendländischer Doppelmoral nicht herausfinden, kann diese Offenheit zugegebenermaßen „schockierend“ wirken. Denen sei zur Abwechslung einmal geraten, die Ursachen für solche „Schocks“ nicht in einem solchen Theaterstück, sondern in sich selbst zu suchen.

Es ist selbstverständlich, daß die Erwachsenenwelt, voran die Vertreter der Kirchen einige schmerzliche Seitenhiebe einstecken müssen, wenn sich die Jugend solchermassen selbst darstellt. Fairerweise müssen diese Gruppen aber zugeben, daß sie wirklich erhebliche Schlag- und Breitseiten in Sachen Sexualität zum Angriff bieten. Wenn die Kirche Körper- und Lustfeindlichkeit vertritt, ist das ihre Sache. Wenn die Jugend dieses Programm nicht mitmacht, was man allzugern und ganz billig als „Sittenverfall“ zu verunglimpfen versucht, ist das ihre Sache. Das ist eine echte kulturelle Auseinandersetzung, die durch Argumentation auszutragen ist und nicht mit Machtpolitik. Für diese Auseinandersetzung ist das Stück mit einer starken Waffe gerüstet: Seine Aufrichtigkeit ist der Doppelmoral der Erwachsenen weit überlegen.

Wie ganz und gar persönlich die moralische Entrüstung des Herrn Abgeordneten zu werten ist, zeigt sich an folgender Passage des Interviews: „Ich möchte. . . vorläufig nur die Titel einiger Szenen nennen, damit sich die Bevölkerung ein Bild vom Inhalt machen kann: „Ich bin doch nicht schwul“ – „Sicherheit im Geschlechtsverkehr“ – „Was man zur Liebe braucht“ (da dachte er wohl an Beate Uhse's Versandkatalog) – „Mein Name ist Orgasmus“. Wenn ich meinen Kindern diese Formulierungen vorlegen und sie fragen würde, was sie dabei abstößt, sie aufregt oder nervös macht, würden sie lange raten und dann vielleicht antworten: „Die verdammte Groß- und Kleinschreibung“. In einem Atemzug fährt Herr Lechner fort: „Wem diese Schweinereien zusagen. . . Und da hakt es aus. Wenn die Frage der Homosexualität, die Sicherheit im Geschlechtsverkehr und der Orgasmus für ihn „Schweinereien“ sind, soll er das für sich persönlich so halten, das wird respektiert. Er soll sich nicht als Klein-Khomeini von Niederbayern aufmandeln und sich persönliche und parteipolitische Zensur über ein Kulturprogramm anmaßen. . .

Aus dem Leserbrief von Martin Knickmann, evangelischer Pfarrer, Vilsbiburg (9. 10. 79):

Das Theaterstück „Was heißt hier Liebe? . . . usw.“ habe ich nicht gesehen. Ich habe auch künftig nicht vor, meinen Bildungs-Nachholbedarf mit dieser Glanzlei-

stung der Sexualpädagogik aufzufüllen. . .

Der Leserbriefschreiber Herr H. liegt meines Ermessens auch schief, wenn er heute noch so pauschal von der Körper- und Lustfeindlichkeit der Kirche spricht. Vielleicht hat er in den letzten 10 bis 30 Jahren nicht den nötigen Kontakt zu seiner Kirche gehabt, um hier Änderungen wahrzunehmen. Freilich wird die Kirche, wenn sie vom Körper und der Lust spricht, auch von der Verantwortung sprechen. Vielleicht hat sich Herr H. hieran gestoßen.

Zugegeben, die Kirche und die ganze Gesellschaft war lange Zeit in Sachen Sexualität zugeknöpft. Ebenso wird man zugeben müssen, daß das Pendel heute zum gegenteiligen Extrem ausschlägt. Sicher nicht zu Unrecht warnen ernstzunehmende Pädagogen und Psychologen vor einer Pan-Sexualisierung. Von einer sexuellen Überreizung können gefährliche und viel weitergehende Reizwirkungen ausgehen, das ist hinlänglich bekannt. Eine Seite nach dem Leserbrief-Abdruck von Herrn H. steht unter der Überschrift „Vergewaltigt und ermordet“ ein Bericht, bei dem solche Überreizungs-Zusammenhänge möglicherweise nicht auszuschließen sind. . .

Leserbrief von Bernhard Walden, Ergolding (11. 10. 79)

Als Vater von fünf Kindern freue ich mich über den Mut von Herrn Abgeordneten Ewald Lechner und seinen Willen, uns vor solchen Aufklärungswerken zu schützen. Anscheinend verwechseln verschiedene Leute Sitten- und Charakterlosigkeit mit dem Begriff „Modern“. Herr Hoheisl macht Herrn Lechner sogar den Vorwurf der mächtigen parteibürokratischen Schützenhilfe. Dem steht die Tatsache gegenüber, daß wir Eltern uns in Sachen Schulsexualerziehung vom Kultusministerium hintergangen fühlen. Der Vorwurf von Herrn Hoheisl ist darum absurd.

Man sollte die Menschen in zwei Gruppen sortieren. Die erste, welche die Entstehungsgeschichte im Affen sieht und sich danach richtet und entfaltet. Die zweite, welche sich als das Ebenbild Gottes betrachtet und in der schamlosen Sexgier und Ausbeute und dementsprechender Aufklärung nicht mitmachen will. Herr Lechner hat dann insofern mit dem Ausdruck „schweinischen“ im ersten Fall nicht ganz recht, denn es sollte vom affenartigen Verhalten gesprochen werden. Wenn Befürworter meinen, daß Textauszüge für ein Urteil nicht genügen, sind wir mit der Kultur sehr auf den Affen gekommen! Ein Abgeordneter hat sehr wohl die Pflicht, uns vor üblen Stücken zu warnen und zu verhindern suchen, daß die Ungesetzlichkeit in öffentlichen Gebäuden zugelassen wird.

Aus dem Leserbrief von Matthias Stöckl, Pfarrer von Gaiandorf (14. 10. 79)

Einige Anmerkungen zu den Leserbriefen seien mir als Nichtkompetentem doch erlaubt. Ich kann mir kaum vorstellen, Herr Hoheisl, wenn zwei Menschen sich lieben, eins werden im ehelichen Akt, wenn der ganze Mensch hineingenommen ist in die Lust, in die Freude und das Glück, das sie überströmt, daß sie dazu den Nachhilfeunterricht aus „Technik körperlicher Liebe“ oder den Sprachsschatz aus „Was ist hier Liebe“ brauchen!

Wer ein Versuchskaninchen braucht zur Einübung für sexuelle Lust, muß sich fragen lassen, ob er den Menschen als Person ernst nimmt. Wenn er es mit Gleichgesinnten tut, dann ist das seine Sache, daß hier aber mehr zerstört als gewonnen wird, das müßte jedem klar sein. . .

Sehr geehrter Herr Karl Hoheisl! Sie geben sich immer sehr tolerant. Viele schätzen dies an Ihnen. Sie schreiben in Ihrem Leserbrief: „Diese Meinung will ich niemand aufdrängen“. Sie reagieren allergisch, wenn nach Ihrer Ansicht die Freiheit für Kultur und Kunst bedroht ist. Das ist Ihr gutes Recht. Aber, sehr geehrter Herr Karl Hoheisl, bei allen guten Vorsätzen und aller Unvoreingenommenheit, kann ich das Stück „Was ist hier Liebe?“ nicht unter den Begriff Kunst und Kultur einreihen!

Aus dem Leserbrief des Lehrers Jens-Michael Winkel, Vilsbiburg (18. 10. 79)

Ich finde es ganz hervorragend, wie sich Karl Hoheisl zu den Vorgängen in Sachen „Was heißt hier Liebe?“ geäußert hat. Hier hat einer den Mut und die Initiative aufgebracht, zu einem bodenlosen Akt der Willkür in Sachen Kultur Stellung zu nehmen. Mir als „Zuagroastn“ wollte das Vorurteil der moralischen Rückständigkeit in Niederbayern lange nicht schmecken. Wenn man allerdings derart mit der Nase auf die unaufrichtigen Schiebereien eines Partei- und Kirchenklüngels gestoßen wird, vergeht einem restlos die Freude an diesem sehr schönen Land. . .

Aus dem Leserbrief von Josef Eichinger, Vilsbiburg, gerichtet an Herrn Winkel (24.10.79)

Sicher, wir Niederbayern nehmen auch die Lichter aus dem Norden bei uns auf. Was aber das Licht betrifft, gilt für uns immer noch: „Ex oriente lux“. Gemeint ist damit das christliche Menschenbild, die christliche Weltanschauung und als Folge davon die christliche Wertordnung. Wenn Sie sich schon einmal die Mühe gemacht hätten zu ermitteln, was christliche Weltanschauung und christliche Moral dem Wesen nach sind – und das sollte man, wenn man ein so schwerwiegendes Urteil darüber fällt – dann hätten Sie festgestellt, daß es sich in diesem Bereich um von Gott vorgegebene, also ewige und unabänderliche Gegebenheiten handelt. Damit ist die von uns anerkannte Wertordnung dem von Ihnen gemeinten Fortschritt im Sinne eines Überbordwerfens von Grundsätzen nicht zugänglich. Damit ist aber auch der Vorwurf der Rückständigkeit gegenstandslos und absurd. . .

Für „moralisch rückständige“ Eltern von vier Kindern im schul- bzw. vorschulpflichtigen Alter ist natürlich auch die Tatsache beängstigend, daß diese Intoleranz und Aburteilung der christlichen Weltanschauung ausgerechnet zwei Pädagogen an Vilsbiburger Schulen an den Tag legen. . .

Aus dem Leserbrief von Dr. Günther Müller, MdB (derzeit CSU), der die Klage Werner Geifrigs auslöste: (24.10.79)

Die Auseinandersetzung veranlaßt mich, ein paar grundsätzliche Bemerkungen zu machen.

Ich fühle mich umso mehr dazu befugt, da ich nicht nur dieses Stück selbst kenne, sondern auch über Hintergründe und Querverbindungen dieses Politspektakels Informationen geben kann. Als eine der Folgen der APO begann man in linken Kreisen zu Beginn der 70er Jahre die Agitation bei Kindern und Jugendlichen als ein dankbares Missionsfeld zu erkennen. In den Großstädten entstanden antiautoritäre Kinderläden, es bildeten sich Theatergruppen, die politische Agitation mit künstlerischen Mitteln verbrämten. Schon sehr frühzeitig erkannte man, daß die Sexualität ein ideales Medium ist, um junge Menschen zu rekrutieren. Hier

unterscheidet man sich übrigens nicht von der kapitalistischen Werbewelt, die es schon immer verstanden hat, Busenstars zu vermarkten.

Bei den Autoren und Produzenten der Stücke „Was heißt'n hier Liebe“ oder „Darüber spricht man nicht“ handelt es sich nicht um ein paar linke Spinner, die über die Stränge schlagen, sondern um Leute, die genau wissen, was und in wessen Auftrag sie es tun. Einer ihrer Ideologen hat es so formuliert: „Die Kinder, die Schwächsten, sollen zum Aufstand gegen die Schwächsten der Autoritäten angestachelt werden, gegen überarbeitete Eltern und überforderte Hausmeister.“ Den Einsatz der Sexualität für die Weltrevolution hat schon der APO-Aktivist Günter Amendt mit seinem Buch „Sexfront“ vor Jahren geprobt. Der heutige DKP-Funktionär hat erst vor kurzem in linken Zeitschriften sein Rezept ungeniert erläutert. Mit Hilfe der Sprache der Gosse soll das klassische Familienbild zerstört werden, sollen Fußtruppen für die Weltrevolution rekrutiert werden.

Wem das alles unglaublich vorkommt, braucht sich nur den Verlag des Theaterstückes „Was heißt'n hier Liebe“ ansehen oder einmal darüber nachdenken, daß der Dramaturg jener Aufführung, die in Dingolfing stattfinden sollte, ein besonders eifriger DKP-Mann ist, dessen Selbstkenntnis man in dem (KP-)Buch „Wie wird so einer Kommunist“ nachlesen kann. . .

In diesem Zusammenhang ist es fast schon peinlich, wenn der Lehrer Karl Hoheisl in einem Leserbrief von einem Akt nackter politischer Machtausübung spricht und die Nichtzurverfügungstellung eines öffentlichen Gebäudes mit den Bücherverbrennungen der Nazis vergleicht. Hier von einer Clique zu sprechen, ist nachgerade peinlich. Ich bin überzeugt, daß mehr als 90 Prozent der niederbayerischen Bevölkerung sich weder zu Hause in der Bordellsprache unterhalten, noch sich über das „Vater unser“ lustig machen. Leid tun mir eigentlich die Kinder und deren Eltern, die diesem „Pädagogen“ anvertraut sind. Eher dürfte Herr Hoheisl bei einer Clique zu finden sein, die aus Naivität oder Überzeugung derartige „Kultur“ bei uns importieren möchte. . .

Richard Albrecht
Zensur – neudeutsch. Eine ungehaltene Rede

Rededispotion für den Kongreß des Demokratischen Kulturbunds der Bundesrepublik Deutschland (DKBD) am 24. 11. 79 in Frankfurt/Main, der mehrfach politisch verboten und mit Polizeigewalt aufgelöst wurde

I.

Als marxistischer Gesellschaftswissenschaftler und zensur-betroffener Autor über Zensur sprechen, heißt nicht nur, in eigener Sache sprechen – sondern auch: das Feld einschränken.

Denn Zensur und Medienkontrolle in der BRD heute – das ist in der Tat ein Faß ohne Boden.

Auch die Medienvariante des Modell Deutschland gehört in Form zentralstaatlich

praktizierter totaler Nachrichtensperre seit dem Herbst 1977 zur Alltagspraxis der Herrschenden. Hier ist, unter dem Deckmantel der Terrorismus-Bekämpfung, in der Tat das Anliegen des obersten Bundespolizisten, Herold, Wirklichkeit geworden: diese Polizei hat inzwischen die „Befugnis, die öffentliche Ordnung zu gestalten“¹ und ihren Gestaltungswillen den Massenmedien aufzuzwingen. Sie ist „Subjekt gesellschaftlicher Veränderungen“ (Herold) – nach rechts.

Klar dabei, daß in der BRD – im Gegensatz zum Weimarer Staat –, Zensur verfassungsmäßig illegalisiert ist. Dieses unmißverständliche *Zensurverbot* freilich ist in den Siebzigern höchststrichterlich auf das *kategorische Verbot der Vorzensur* heruntergesprochen. Und ebenso klar, daß es sich bei Vorzensur immer nur um eine Form von Zensur handelt. Gegen diese plumpen, gleichwohl wirksamen Zensurformen der staatlichen Nachrichtensperre in angeblichen Staatssicherheitsfragen erscheint die reale Zensurpraxis allerorten und aller Medien nuancierter. Und um so durchschlagender, je mehr Menschen erreicht werden sollen und könnten. Zensur in der BRD heute: eine „vielköpfige Hydra“ (Oskar Negt)².

In den wenigen Eingrenzungsversuchen, die Wissenschaftlichkeit beanspruchen, tritt die Zensurpraxis immer – formalistisch – als übergeschichtliches Substrat auf. Die Besonderheiten freilich „der autoritären Kontrolle menschlicher Äußerungen“ und der Formen „sozialer Kontrolle“ (Ulla Otto)³ gilt es am Beispiel BRD herauszufinden – nicht durch abstrakte Typologien, sondern durch die Entfaltung des Spezifischen. Zudem: das wirkliche Leben mit der und von der Zensur im gesamten Medienbereich dieser Republik ist vielfältiger, mannigfaltiger und facettenreicher als jeder übergeschichtliche Systematisierungsversuch.

Mir geht es also gar nicht vordringlich um die Formen dieser autoritären Kontrollakte von oben. Vielmehr zunächst um Zensur-Wirkungen. Nämlich: daß weiteres gesellschaftlich-geschichtliches, gattungs- und klassenmäßiges Fortschreiten verhindert werden soll, daß die geschichtlichen und aktuellen Alternativen zur krisengeschüttelten und moralisch abfaulenden spätbürgerlichen Klassengesellschaft – die in der Tat nur von links kommen können – aus dem herrschenden Medien-, Informations- und Meinungsspektrum verdrängt und abgekoppelt werden sollen und werden. Denn von uns, der demokratischen und sozialistischen Linken auch dieses Landes (und nicht von der vielbeschworenen Mitte, in der sich bürgerliche Politiker aller Preisklassen wie freitagsmittags in Bonn in ihre Polizeihubschrauber und 1.-Klasse-Waggons drängen), von uns, den Kräften der lebendigen Arbeit, der Technik, Wissenschaft und Kultur ist gesellschaftlicher Fortschritt und Vermenschlichung der gesellschaftlichen Beziehungen zu erwarten⁴.

II.

Zensurmaßnahmen greifen also auch in dieser Republik – wie bei ihrer Weimarer Vorgängerin – gegen links. Es profitieren die Kräfte der Reaktion. Jene Kräfte also, die die objektiv gegebene Zwiespältigkeit der bürgerlichen Gesellschaft heute zur Erhaltung ihrer eigenen Vorrechte und Machtstellungen nutzen. Die Ideologie des herrschenden Lagers – es umfaßt heute in der BRD zahlenmäßig, alle unteren Türhüter eingerechnet, etwa 2 vom Hundert der Gesamtbevölkerung –, diese Ideologie drückt sich im *massenideologischen* Bereich aus im ständigen Beschwören des Immergleichen: der *Solidarität der Demokraten*. So lautet die entscheidende neudeutsche Formel.

Freilich: das Wegstück nach links – teilweise nach wie vor beginnend bei Teilen der Sozialdemokratie als politische und soziale Bewegung – ist ausgegrenzt. Nach links gilt diese „Solidarität“ nicht. Nach links gibt es heuer Berufsverbot und Existenzvernichtung. Im Bedarfsfall mehr.

In den herrschenden Medien – den privat betriebenen der Firma Drucken-Lassen & Verlegen ebenso wie den staatsoligopolistisch unternommenen der Firma Hören & Sehen – erscheint diese noch immer nicht rissige Grundübereinstimmung der Herren als *Ausgewogenheit*. Oder mit Martin Walser⁵: es ist die „Architektur“ der herrschenden Moral, genauer: der herrschenden Amoralität.

Natürlich wissen die Herren um die Bedeutung ihrer Medien – wenngleich sie zu oft doch ihre Medienwirkung überschätzen – für den Prozeß der Meinungsbildung und das politisch-parlamentarische Wahlverhalten vieler.

Wer über diese Sachverhalte nicht sprechen will, sollte künftig über Zensur schweigen.

Den allgemeinen Seiten gesellen sich besondere zu. Die Krise, die wir derzeit durchleben müssen – eine Krise der Ökonomie, aber auch der Moral, der Werte und Tugenden der bürgerlichen Welt –, die Krise begünstigt zunächst eine gewisse Rechtsentwicklung in den herrschenden massenideologischen Apparaten. Nach jenem zarten Pflänzchen sozialliberaler Modernisierungsmaßnahmen der spätechziger und frühsiebziger Jahre⁶ wird nun wieder stärker die Stimme der Herren in die Mediengestaltung einbezogen. Das mag man Selbstzensur nennen. Zum geschichtlich bekannten Befehlsnotstand sind es sodann nur noch wenige Schritte.

Die das große Konzern-, Trust- und Finanzkapital begünstigende Krise⁷ bleibt freilich nicht ohne Spuren im Massenbewußtsein. Gerade angesichts der relativen Schwäche der Linkskräfte, unserer Zersplitterung, angesichts der Zerrissenheit des Volkes der Bundesrepublik müssen viele Menschen jetzt heftige Desillusionierungsprozesse durchleben, die – in Verbindung mit verständlicher Verbitterung über versagte Reformervwartungen – zunächst und kurzfristig die Demagogie der Rechtskräfte begünstigen.

Sensibel wie Medienmacher auch dieses Landes nun einmal sind – und um den Preis ihrer Entfernung aus öffentlichen Diensten sein müssen –, spiegelt sich die politisch-ökonomische Rechtsentwicklung rasch in Szenerie und Konstellationen massenideologischer Apparate. Zunehmend auch in denen, die man öffentlich-rechtlich nennt.

Auch diese zweite Besonderheit soll dazu führen, daß produktive Alternativen aus der Krise von links und nach links gleichsam aus der herrschenden Medienwelt getilgt werden. Diese alltägliche Praxis, mühe-los nachweisbar noch an jeder Nachrichtensendung beider großer Fernsehprogramme, gebiert dann auch Ausgewogenheitsrichtlinien, Kampagnen gegen einzelne inselhaft eingebrachte fortschrittliche Sendungen im Fernsehen und nicht eben selten die Korruption manchen Medienbedieners.

Das alles funktioniert ohne jeden speziellen Eingriff. Die Medienszene also als Teilbereich einer „formierten Gesellschaft“. Zensureingriffe als besondere Maßnahmen werden erst dann nötig, wenn der funktionelle Gesamtmechanismus dieser „Architektur“ nicht mehr greift oder zu kurz greift.

Hier gibt es ein Kontinuum von Maßnahmen im einzelnen: sei's, daß herrschende Mächte mal ein Manuskript aufkaufen – wie geschehen bei Hermann Marcus'

„Leben und Tod von Hanns Martin Schleyer“ durch die Flick-Konzern-Stiftung⁸. Seis durch Nachzensur in Form von Justizurteilen – so geschehen, nachdem Werkzeuge und Waffen des Multimillionärs Springer trotz Unterstützung durch westdeutsche Geheimdienststellen Hans Günter Wallraffs Springer-Bücher nicht verhindern konnten. Wallraffs zweites Bild-Buch bietet kräftiges Anschauungsmaterial⁹. Oder man stellt gleich linke Publikationsreihen ein – so geschehen beim Konzernverlag Fischertaschenbuch 1976 mit *Gewerkschaften – kritisches Jahrbuch* (1972 ff.) und mit *Texte zur politischen Theorie und Praxis* (1971 ff.) ein Jahr später.

Nützt das alles nichts und droht der anderen Seite tendenzielle Massenwirksamkeit für linke Positionen – muß sie **etwas nach Veröffentlichung unternehmen**. Auch hier ein weites Feld: man kann das durch „Auslieferungsverbotsverfügung“ versuchen, durch Blockierung von Vertriebswegen, durch finanzielle Austrocknung öffentlicher Bibliotheken, durch Zensurakte gegen Buchhändler und Bibliothekspersonal. Man kanns aber auch dadurch erreichen, indem man z. B. keine Bücher mehr druckt. Oder keine öffentlichen Bibliotheken mehr einrichtet – so geschehen in Stade. CDU-Politik.¹⁰ Ergebnis: „Entwicklungsland Kultur“. ¹¹ Man kann auch anders und spezifischer operieren: gegen den Willen von Autoren ihre Bücher fälschen – so geschehen mit der westdeutschen Ausgabe des Bildbands *Bilder aus Amerika* von Jakob Holdt. Hier fiel die Widmung des Autors an Fidel Castro heraus¹².

Und vor allem: man überwacht mit Hilfe der Geheim- und anderer Acht-Groschen-Dienste schon im Arbeitsprozess, was herauskommen könnte. Also darf es dann niemanden verwundern, wenn ein bremischer SPD-Senator – der Mann heißt Frölich – einen *Stern*-Artikel schon vor Druckauslieferung auf seinem Senatorenschreibtisch liegen hatte ¹³ – und das Komplott wohl noch als rechtens ansah, da der *Stern* von ihm politisch zu verantwortende Spitzelpraktiken gegen Betriebsräte enthüllte.

Vorzensur freilich ist selten nachzuweisen. Aber es gibt sie – in Form des Genehmigungsverfahrens von Schulbüchern durch die Kulturämter der Länder. Das Land Rheinland-Pfalz z. B. lehnte in den letzten 3½ Jahren von 1 124 vorgelegten Schulbüchern 125 ab. ¹⁴ Sie sollen – natürlich von links, nach rechts ist man in Mainz immer schon offen-herzig – gegen die gebotene Pluralität verstoßen haben oder die geschichtliche Wirklichkeit – jetzt kommt wieder ein neudeutsches Wort – *einseitig* dargestellt haben. Zum Beispiel, indem sie über die Politik von KPD und SAP in der Weimarer Republik informierten. Und in Baden-Württemberg genügte zur Ablehnung eines Schulbuchs schon der zweimalige Gebrauch des Kürzels BRD. ¹⁵

Mir scheint, daß hier schon jenes Newspeak-Vokabular, das Eric Blair im Anhang von *Nineteen-eightyfour* glossiert ¹⁶, durchschlägt. Zudem – wie wir wissen – auch im WDR als „Anstalt des öffentlichen Rechts“ das Wort *Berufsverbot* auf höchstintendantliche Weisung nicht zu gebrauchen ist. Oder die Kommunistische Partei des Landes – die DKP – neuerdings durch Medien-Parthenogenese zu einem neuen Namen gekommen ist: sie darf in den Nachrichtensendungen bei parlamentarischen Wahlen nur noch als *Sonstige* auftreten. . .

Beim gesamten Zensurkomplex muß man berücksichtigen, daß es sich – wie überall, wo's ums Verdecken herrschender und illegaler Praktiken geht – um ein

gesellschaftliches Dunkelfeld handelt, von dem die wenigen bekanntgemachten Fälle bestenfalls Prozentbruchteile sein können. Denn die Publizierung einzelner Fälle verdanken wir nur zu oft der persönlichen Moral der betroffenen Medienarbeiter.

In der Regel werden – auch wenns lächerlich wirkt – Zensurvorkommnisse geleugnet. Das habe ich kürzlich selbst erfahren. Hier mag auch das Gewissen – nach einem großen deutschen Sprachkünstler die Stimme des Herrn im Menschen, freilich des außerirdischen – durchschlagen. Oder die Furcht vor Repressionen von Konzern- und Anstaltsleitung. Angst vor Strafe also beim Medienbedienungspersonal: Nicht weil zensiert wurde, sondern – und das nenne ich spätbürgerliche Logik in ihrer ganzen Perversität – weil *nachweislich* zensiert wurde und damit auch die Möglichkeit besteht, daß die Affäre öffentlich dokumentiert werden könnte.

So auch beim Fischertaschenbuch *Mut zur Meinung*. Es sollte einen Beitrag zu *Literatur – Medien – Zensur* (zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift *die horen*) enthalten und im geplanten Band als letzter, konzeptionell übergreifender Beitrag erscheinen. Von den Herausgebern hörte ich ¹⁷: „Ihr Aufsatz wird unverändert ins Buch übernommen und bildet den Schluß.“ Und: „Sie bekommen einen Mitarbeitervertrag.“ Auch der Lektor war „sehr einverstanden, diesen Aufsatz zu übernehmen“ und schlug vor, ihn „als Schlußkapitel des Bandes zu übernehmen.“ Wie auch immer – einige Wochen später gabs dann die üblichen Vorwände: nun war die „Redaktion des Bandes abgeschlossen.“

III.

Damit ist, übers Fallbeispiel hinaus, schon nach einer linken Alternativstrategie gefragt. Wir wissen natürlich, daß auch die Medien wie Publizistik, Kunst, Literatur, Kultur im allgemeinen nicht fortgeschrittener sein können als die fortschrittlichsten gesellschaftlichen Kräfte selbst.

Trotzdem gibt es langfristig nur die einzig durchgreifende – notwendige, aber noch lange nicht hinreichende – Arbeitsbedingung: die Enteignung der Springer, Holtzbrinck, Mohn, Jahr, Bauer und Burda, Augstein und Fest. Die „große Lösung“ der Lebensfrage (Brecht) auch in der Medienwelt also: die Vergesellschaftung der kulturideologischen Apparate, ihre Überführung in gesellschaftliche Eigentumsformen, ihre Kontrolle von oben und unten, innen und außen. Das ist – und bleibt – die sozialistische Perspektive. Und als aktuelle Herangehensschritte? Hier geht es nach wie vor um die Entfaltung des Kampfes gegen die bürgerliche Hegemonie auch in diesem besonderen gesellschaftlichen Bereich. Und darum, diesen Kampf um Einfluß und Positionen (nicht zu verwechseln mit Pöstchen) klug praktisch werden lassen – politisch, gewerkschaftlich, ideologisch, kulturell. Parallel dazu, meine ich, gilt es auch, die alternativen Medien zu stärken. Die Medien der sozialistischen und demokratischen Bewegung also, der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, der Bürgerinitiativbewegung. Sie sollen sich qualifizieren. Ihr Einfluß soll in den achziger Jahren steigen.

Dabei wird es natürlich nicht immer gleich durchschlagende Erfolge geben können. Auch aus Rückschlägen kann man lernen. Nötig freilich ist allemal das, was ein Konzernverlag nur vorgaukelt: *Mut zur Meinung*. Und wer den Stiefel, der ihn tritt, auch noch dankend abschleckt, gibt sich als humanistische Persönlichkeit selbst auf. Natürlich sind demokratische und sozialistische Selbstverständlichkeiten in einer

Zeit, in der Intellektuellen-Resignation und Aussteigen um sich greifen (und die parasitären Strukturen des abfaulenden Kapitalismus im Lebensalltag stärker nisten als bisher in der westdeutschen absonderlichen Entwicklung) nicht einfach durchzustehn.

In neu-deutscher Rechtsentwicklung drücken sich deutliche Parallelen zur McCarthy-Adenauer-Ära aus¹⁸. Hüben wie drüben. Auch damals schritt die Rechtsentwicklung immer schön justizförmig voran und dauerte einige Jahre – letztlich freilich nicht mal eine Generation. Dann war der McCarthy'sche „Hexensabbat“ (Gerhart Eisler) beendet. Und auch die neuerliche Amok-Periode neudeutscher Rechtsentwicklung vergeht um so schneller, desto weniger wir im Innern des Landes uns entmutigen lassen und je besser es diesem Bund, wie den vielen anderen demokratischen und sozialistischen Bünden, Gruppen, Organisationen, Verbänden, Vereinen, Parteien, gelingt, die Einheit der Linkskräfte prozeßhaft zu entwickeln und damit zur Einheit der Volkskräfte beizutragen.

¹ Horst Herold, „Die Polizei“, 1972, S. 133; Herold, „Universitas“, 1976, S. 74; in seinen „Strategischen Überlegungen zur Sicherheitslage“, abgedruckt „Frankfurter Rundschau“ v. 3. Mai 1979, S. 10/11, fordert Herold eine „Terrorismusoffensive“ – nur ein Freud'scher Fehler? – Die These des Zusammenspiels zwischen dem Terrorismus von Verfolgerbehörden und Desperados vertritt Leonardo Sciascia in seiner publizistischen Auswertung der Moro-Ereignisse; Sciascia, dt. „Die Affäre Moro“, Königstein/Ts. 1979: Autoren Edition

² Negt, „3. Internationales Russel-Tribunal“, Bd. 3, Zensur, Berlin-West 1979: Rotbuch 205, S. 17 ff.

³ Otto, „Die literarische Zensur als Problem der Soziologie der Politik“, Stuttgart 1968: Enke

⁴ so schon grundlegend Reinhard Kühnl, „Deutschland zwischen Demokratie und Faschismus“, München 1969: Hanser, S. 9–25

⁵ Walser, „Über die Architektur einer Moral“, kürbiskern, 4/1974, S. 42–47

⁶ vgl. Georg Fülberth, Jürgen Harrer u. a., „Beiträge zu einer Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“, Köln 1979: Pahl-Rugenstein, 487 ff.

⁷ vgl. Heinz Jung, „Die privatmonopolistische Entwicklungsvariante des staatsmonopolistischen Kapitalismus in der BRD“, Marxistische Studien, Bd. 1, Frankfurt/Main 1978: Institut für Marxistische Studien und Forschungen, S. 9 ff.

⁸ vgl. „Deutsche Volkszeitung“ v. 30. 8. 1979, S. 3

⁹ Wallraff, „Zeugen der Anklage“, Köln 1979: Kiepenheuer & Witsch

¹⁰ vgl. „unsere zeit“, 26. 7. 1979, S. 7

¹¹ das war Losung und Kritik des 2. Schriftstellerkongresses (VS) im Januar 1973

¹² vgl. „Deutsche Volkszeitung“ v. 12. 7. 1979, S. 3 u. v. 19. 7. 1979, S. 11

¹³ vgl. „Deutsche Volkszeitung“ v. 26. 7. 1979, S. 3

¹⁴ vgl. „Die Rheinpfalz“ v. 28. 7. 1979, S. 7 u. „unsere zeit“ v. 26. 7. 1979, S. 11

¹⁵ dies' und andres' Merk-würdiges veröffentlichte die SWF-Sendung (2. Hörfunkprogramm) von Peter Körfgn, „Aktion sauberes Buch“, am 13. 12. 1978; zit. nach Sendemanuskript, hier S. 37

¹⁶ vgl. Georg Orwell, „Nineteen eighty-four“, Harmondsworth 1962¹¹; Penguin, S. 241 ff.

¹⁷ dokumentiert als Anlage „non errata“ bei Richard Albrecht, „Medien-Provinz“, Heerhugowaard/NL 1979: giftzwerg

¹⁸ vgl. zum Beispiel zur para-faschistischen Entwicklung in den USA 1944–1957 Gerhard Eisler, „Senator Amok“, Fortsetzungsserie „Neue Berliner Illustrierte“, Nov. bis Jan. 1952/53; Sabine von Levetzow, „Joseph McCarthy“, Phil. Diss., Heidelberg 1969; Hansjörg Gehring, „Amerikanische Literaturpolitik in Deutschland 1945–1953“, Stuttgart 1976: Deutsche Verlagsanstalt, hier S. 92 ff.; Klaus Kuhnke, „Mc Carthysmus“, Berliner Hefte, 1/1976, S. 5 ff.; Lilian Hellman, dt. „Zeit der Schurken“, Frankfurt/Main 1979: Neue Kritik; Hartmut Keil, „Sind oder waren Sie Mitglied? Verhörprotokolle über unamerikanische Aktivitäten 1947 bis 1957“, Reinbek 1979: Rowohlt dnb 131

Barbara Vopelius-Holtzendorff Friedrich Hölderlin und das Geld

Friedrich Hölderlin und der Besitz – das Vermögen des Friedrich Hölderlin: er hatte Ansprüche an das Leben, die er mit dem, was er selber verdiente, nicht durchhalten konnte. Er war hochmütig, schlug jemand die Mütze vom Kopf, der ihn nicht begrüßt; idealistisch nahm er Magenua, der aus kleineren Verhältnissen kam als er, die Einheirat in eine Pfarre übel, den Rückzug auf das Machbare. In unserer Vorstellung, landläufig, ungenau und, was ihn angeht, schon fast mythisch: ist er ein armer Hund. Einer der geht, wenn er reist, wo andere fahren und reiten – sein Wanderschritt geistert durch seine Gedichte. Sohn einer besorgten Mutter, die immer wieder Geld schickt, um den lieben Fritz zu erhalten, auf den sie gesetzt hatte, wie man das so tut – als Stütze ihres Alters. War er doch gescheit, „wohlgezogen“, begabt und ein „hübscher Mann“. Wir sehen ihn zurückkommen von Bordeaux, verwirrt, abgerissen, zu Wutausbrüchen neigend – ein deutscher Dichter.

Ein deutscher Dichter darf wohlhabend sein von Familie her – Goethe; darf auch reich werden – Hauptmann; schlägt sich gerade so durch – Moritz; oder er verhungert einfach – Wezel, den kennt schon fast niemand mehr. Friedrich Hölderlin verdiente am Hyperion nach dem Rechnungsbuch der Cotta'schen Buchhandlung 100 Gulden (fl) – er hatte auf das Doppelte gehofft und gerechnet. Die Sache war von Schiller arrangiert worden, und Schillers Empfehlungen sind, was die ökonomische Seite betrifft, zumeist ziemlich schädlich gewesen. Jedenfalls gab Hölderlin die beiden Bände für 100 fl. her. Umgerechnet waren das etwa 10 000 DM heute. Wir müssen die gesamten Lebenshaltungskosten der Zeit einsetzen und die Gehälter vergleichen. Ein Schulmeister bekam 70 fl. per annum, ein Küster weniger noch, ein Offizier (der Montur und Quartier zumeist selber zahlte!) 100 bis 150 fl. Wenn wir wie üblich den Gulden zu 12 bis 20 DM rechnen, so hätte ein Schulmeister von bestenfalls 120 DM im Monat sich und seine Familie ernähren müssen. Die bisherigen Rechnungen sind darauf abgestimmt, aus Hölderlin den armen Dichter zu machen, aus ihnen allen arme Dichter zu machen – zumeist waren sie Bürger, und ihr hoher Beruf erschien ihnen zu gering bezahlt, obwohl es 1773 schon 3 000 öffentlich gezahlte Schriftsteller in Deutschland gab, deren Mehrzahl im protestantischen Norden ansässig war. Exklusiv bezahlt wurden Schiller und Goethe; Wieland bekam 15 Taler 10 Groschen pro Bogen – ein stolzer Preis. Gellert nur 1 Taler 8 Groschen – und sein Verleger setzte sich zur Ruhe, verkaufte die Rechte an Gellerts Werken um 100 000 Taler an die Weissmann'sche Buchhandlung; Gellert selber bekam posthum eine Gedenksäule in seinen Garten gestiftet und hatte pro Werk etwa 50 Taler eingenommen (allerdings um 1750 – da müssen wir die Umrechnungssumme höher ansetzen). Jedenfalls enthält der Katalog der Leipziger Buchmesse von 1805 insgesamt 4 181 Neuerscheinungen, zumeist Trivialliteratur, und man stritt sich lebhaft: ob der Verleger Eigentümer an einem angekauften Werk, ob der Verleger nur Handlanger des Schriftstellers oder ob der Nachdruck, für das Volk zumindest – heute Raubdruck genannt – nicht doch das Beste sei, da er billig Bildung vermittele. Kant hat da kräftig mitgeredet und auch Knigge. . . Die Sophokles-Übersetzung brachte Hölderlin 1804 wiederum

222 fl. ein – mit diesem Geld und 125 fl. von der Mutter trat er die Bibliothekarstelle beim Hessen-Homburger Landgrafen an. Dazwischen liegen kleinere Summen für Gedichte. Leben konnte er davon nicht – obwohl das Anwachsen der literarischen Nachfrage durch das expandierende Bürgertum manchem Trivialautor das Leben sicherte. Nur war Friedrich Hölderlin eben kein Trivialautor.

Grundbesitz, der in Württemberg das aktive Wahlrecht bedeutete, hatte die Hölderlinsche Familie, doch Friedrich bekam Geld, verdiente es, nahm es als Geschenk, erbat es sein Leben lang und lebte am Ende in Tübingen von einem Gratual des Konsistoriums, nebst 100 fl. von der Mutter: zusammen 250 fl. im Jahr. Wer aber von denen, die keine Bürger waren und doch in den Städten lebten, wer auf dem Land, Tagelöhner oder Weber, sah sein Lebtage je einen Taler, einen Gulden, gar einen Louisd'or? Im 18. Jahrhundert gingen zwei schwere Hungersnöte durch Württemberg, die jeweils eine Auswanderungswelle nach Amerika, Westpreußen und Rußland auslösten. Der Auswanderertransport über den Rhein an die Hafenstädte wurde zum kalkulierbaren Geschäft. In den Dörfern starben sie am Hunger. Nürtingen aber, wo Friedrich aufwuchs, war eine reiche Stadt und ließ aus dem Fonds ihres Spitals, dem Grundstock der Nürtinger Voraussicht gegen Schicksalsschläge aller Arten, dessen Stiftungsgelder zinstragend angelegt waren und dessen Liegenschaften diesen Fonds wiederum mit Zinsen anreicherten, Nürtingen ließ dem Herzog von Württemberg auf dessen leicht erpresserisches Verlangen hin zwischen 1730 und 1760 allein 405 000 Gulden – mal für Kriegszüge, mal für eine Badekur des Erbprinzen, für „pressante Ausgaben“ eben: schätzungsweise heute 40 Millionen DM. Im 18. Jahrhundert sanken in Württemberg die Preise für Hausrat, weil so viele auswanderten; es gab Städte, die bis zu 40 % ihrer Bevölkerung aus der Armenkasse verpflegten; in Nürtingen trugen die Armen, die das Wochenalmosen und die Brotreichung empfangen, eine Blechmarke auf den rechten Ärmel genäht, alle, auch die Kinder – daher der Ausdruck „heiligs Blechle“. Die württembergische Landwirtschaft litt unter der Zerstückelung durch das Erbteilungsrecht, das die Höfe teilte, bis nur noch das Gütle da war, von dem man nicht leben konnte. Und die Bevölkerung wuchs. Die Verlagswebereien und -spinnereien waren der Konkurrenz der englischen Manufakturen nicht gewachsen, und durch die Kriege mit den Franzosen brachen die letzten Absatzchancen an der Transportfrage zusammen. Doch blieb Nürtingen vergleichsweise – etwa zu den Städten im Oberland – eine reiche Stadt, behäbig, selbstbewußt, ja auch fortschrittlich: 1783 richtete es die erste Realschule des Landes ein (Friedrichs Bruder Carl hat sie besucht), und nach allen ordentlichen und Waisengerichts-Sitzungen aßen Gericht und Rat der Stadt üppig, auch nach der wöchentlichen Abrechnung am Sonntag auf dem Rathaus – wenn auch das zuvor monierte Trinkmaximum von 7 l pro Kopf und Sitzung nicht wieder erreicht oder nicht wieder moniert wurde. Im Spitalkeller lagerten aus eigenen Weinbergen der Stadt bis zu 600 Eimer Wein = 24 000 l, darunter $\frac{1}{4}$ aus erstklassigen Lagen.

Hier verbrachte Friedrich Hölderlin seine Kindheit. Geboren war er 1770 in Lauffen am Neckar, wo sein Vater Klostergutsverwalter, also herzoglicher Beamter gewesen war. Mit vier Jahren verlor er seinen Vater, mit acht seinen Stiefvater und wurde hinfort von Mutter und Großmutter, der Pastorenwitwe Heyn, die er sehr liebte, erzogen. Zwei von sechs Geschwistern hatten überlebt: Heinrike, die Schwester Hölderlin, und Carl, der kleine Bruder vom zweiten Vater her. Er wurde

sorgfältig von den Frauen erzogen mit Privatunterricht in Musik und Latein, zusätzlich zur Lateinschule, die im Land übrigens einen vorzüglichen Ruf hatte. Erwartungen bauten sich früh vor ihm auf. Er wollte Jura studieren. Vater und Großvater Hölderlin hatten es vor ihm getan. Doch die Mutter und seine Vormünder bestimmten ihn zum Theologen. Durch vier fortlaufende Examen wurde er mit 14 Jahren zum Landstipendium zugelassen, so daß er Pfarrer oder bei schlechtem Examen oder mangelnden Pfarrstellen Lehrer werden mußte. Mit 16 Jahren unterschrieb er die Verpflichtung. 1788 bezog er das Tübinger Stift zum Theologiestudium. Er war begabt, von angenehmem Äußeren, wohl erzogen im bürgerlichen Sinn (für den Adel hätte es nicht ausgereicht), musikalisch, predigte zunächst weder ungern noch gefühllos, ein ausgezeichnete Graecist: das Konsistorium mochte zufrieden sein mit diesem Stipendiaten. Allein mehrfache Kururlaube von der Schule, später vom Stift, weisen auf ein Ausweichen in Krankheiten, auf Rückzüge zum rettenden Zuhause, nach Nürtingen, zur Mutter hin. Auch Hegel, der Freund, war mehrfach zur Kur zu Hause; doch man muß auch hinzufügen, daß die Krankenstube im Stift in der Nähe des Fäkalienturms lag, also das Angenehmste nicht war.

Nach dem Examen weigerte sich Friedrich, Pfarrer zu werden, und suchte wie Hegel, Schelling nach einer Hauslehrerstelle, nachdem er kurze Zeit den Gedanken gehegt hatte, vielleicht doch als freier Schriftsteller nach Jena zu gehen. Die von Stäudlin in Stuttgart über Schiller bei den von Kalbs vermittelte Stellung mag manchem als eine wirkliche Chance erschienen sein. Was das Salär betrifft, so hatte Schiller eine sehr zurückhaltende Empfehlung geschrieben: er kenne den jungen Mann eine halbe Stunde und sie, Frau von Kalb, müsse das meiste wohl selber an ihm erziehen, also ihren Sohn und ihn, „und die liberale Behandlung, die er von Ihnen zu erwarten hat, gilt ihm mehr als ein großes Salarium . . .“ – also zahlte Charlotte von Kalb 12 Carolin, umgerechnet 132 fl. – sehr wenig! Hegel hat eine Stelle für 150 fl. in der Schweiz zurückgewiesen, weil er sich anständig kleiden müsse und auch Bücher zu kaufen gewohnt sei. Auch lebten die Kalbs um diese Zeit noch aus dem Vollen, in der Hoffnung, durch Prozesse die Güter behalten zu können. Verarmt sind sie erst nach 1800.

Ab 1795 hatte Friedrich Hölderlin dann vier reale Hofmeisterstellen und eine fingierte (bei Landauer), damit ihn das Konsistorium nicht auf eine Pfarrstelle oder der Herzog ihn nicht an ein Gymnasium schickte. Spätestens um 1800 hatte Württemberg Pfarrer genug ausgebildet. Hölderlins Plan, 1795 sich in Jena auf eine Prüfung vorzubereiten, um Vorlesungen halten zu können, zerbrach nach ein paar Monaten. Er hat als Hauslehrer stets um 400 fl. p. a. verdient (bei freier Wohnung, Verpflegung und Wäsche).

Es gab für die württembergischen Stipendiaten keinen anderen Weg, wenn sie nicht Pfarrer werden wollten, als die Suche nach einer Hauslehrerstelle. Der Hauslehrer aß mit bei Tisch, gehörte aber zum Personal. Von Schelling wissen wir, daß Friedrich Hölderlin ihm gegenüber seinen verfrühten Fortgang von der Hauslehrerstelle in Bordeaux damit begründet hat, daß man ihm dort Ansinnen gestellt habe, die mit seiner Selbstachtung nicht vereinbar gewesen seien. Das Positive der Stellung eines Hauslehrers oder Hofmeisters lag weniger in der (unterschiedlichen) Höhe des Salärs, das zwischen 150 und 450 fl. bei freier Station schwankte, und sich damit an der unteren Grenze eines Pfarrgehaltes und weit über dem eines einfachen

Schulmeisters hielt, positiv war die Aussicht, bei einiger Geschicklichkeit und Anpassung zu gefallen, Beziehungen und auch Freundschaften zu knüpfen und über diese mindere Stellung in eine wesentlich höhere hineinempfohlen zu werden. Hatte doch der Hauslehrer ähnlich wie der Sekretär Zugang zu Klassen, die ihm sonst unerreichbar waren. Das Ansehen der Familie, hier das der Gockin, Friedrichs Mutter, litt nicht: der Bub mußte sich schicken, das konnte ihm nicht schaden, er fiel der Familie nicht zur Last und konnte sein Glück machen. Die „Ehrbarkeit“ litt nicht darunter.

Nach den Vermerken im Vikarbuch des Stuttgarter Konsistoriums war Friedrich Hölderlin, nachdem er ein Jahr bei den v. Kalbs gewesen war, ab 22. 12. 1795 Parastrat (Hauslehrer) beim Bankier Gontard in Frankfurt. Dort blieb er fast drei Jahre. Wie bekannt, warf ihn Gontard hinaus, weil er ihn der Liebschaft mit seiner Frau verdächtigte – was wir posthum ihm nicht bestreiten mögen. In der Folgezeit versuchte es Hölderlin noch einmal, sich als Schriftsteller zu etablieren, von Geschriebenem und den Summen aus Nürtingen zu leben. Ab 20. 1. 1801 verzeichnet ihn das Vikarbuch als Hauslehrer bei den Negocianten Gonzenbach in Hauptwyl bei Konstanz. Mitte April des Jahres verläßt er auch diese Stelle und geht im Dezember desselben Jahres nach Bordeaux zum Konsul Meyer als Hauslehrer. Diese Stelle verläßt er am 10. Mai 1802. So hatte er in abhängiger Arbeit von 1794 bis 1802, also in acht Jahren auf vier verschiedenen Stellen etwa 1 500 bis 1 600 fl. verdient. Ganz ohne Hilfen von Nürtingen hat er nur in Frankfurt gelebt, wovon er später schreibt, er habe dort viel Geld verbraucht. Bei drei ihm nahegelegten Pfarrstellen hat er sich nicht beworben – dem Ruf, an die Lateinschule nach Nürtingen zu kommen, war er nicht gefolgt.

Herbst 1793 hatte Isaak von Sinclair, selber noch Student in Tübingen, Friedrich Hölderlin mit zwei anderen Stiftern zusammen beim Geheimrat Pietsch in Stuttgart empfohlen. Die beiden anderen, Renz und Griesinger, wurden durch von Sinclair ausdrücklich politisch befürwortet; von Hölderlin lesen wir, er sei von bestem Charakter und bester Aufführung, könne gut Französisch und habe sich durch mehrere Gedichte gezeigt. 1795 wohnten Friedrich Hölderlin und von Sinclair in Jena zusammen, was Friedrich seiner Familie verschwiegen. Sinclair war Mitglied der Harmonisten der „Schwarzen Brüder“, wurde nach den Studentenunruhen des Jahres 1795 relegiert und ging zurück nach Hessen Homburg, wo er sehr schnell Hofrat wurde. Da hatte Hölderlin Jena schon verlassen, vor Sinclair, der sein Freund blieb auf lange Zeit. Ein anderer, Franz Leopold von Seckendorf, hat aus seiner Tübinger Studienzeit in seinem Stammbuch revolutionäre Eintragungen (neben christlichen Segenswünschen) stehen, daneben steht der Eintrag Friedrich Hölderlins. Zwischen ihm und Leo von Seckendorf entstand später auf der Grundlage der literarischen Interessen eine weitere Verbindung. Von Sinclair und von Seckendorf saßen 1805 in Einzel- z. T. auch Dunkelhaft auf der Solitude bei Stuttgart, angeklagt einer Verschwörung mit dem Ziel, den Herzog von Württemberg und den Staatsminister Graf Wintzingerode ermorden zu wollen, um eine Revolution in Württemberg und den Rheinlanden hervorzurufen. Unter der gleichen Anklage war mit ihnen in Haft Christian Friedrich Baz, Bürgermeister von Ludwigsburg, Landschaftsassessor bei den württembergischen Landständen und Vertreter der juristischen Ansprüche der württembergischen Landschaft gegen den Herzog beim Reichsgericht in Wien, wo er zumeist obsiegt. Seine Schrift vom

Petitionsrecht der württembergischen Landstände, die hart bis an die Rechtfertigung des Aufstandes heranreicht, fand sich im Nachlaß Friedrich Hölderlins in Nürtingen nach seinem Tode. Friedrich Hölderlin war ein Sympathisant oder auch nur ein Sympathisant von Sympathisanten, von Leuten, die von Revolution redeten und mit dem Gerede ins Gefängnis kamen – später dann, zumeist ruiniert, auch wieder frei.

1804, etwas mehr als ein halbes Jahr vor seiner Verhaftung, holte von Sinclair Hölderlin nach Hessen Homburg, damit er landgräflicher Bibliothekar würde. Immer hat sich Hölderlin gegen den Titel Magister gewehrt, nach der Internierung in der Klinik von Autenrieth bekam er Wutausbrüche, nannte ihn jemand so. In Frankreich trug er ein: *écrivain* (Schriftsteller). Am Ende war ihm der Titel Bibliothekar dann recht. Das Geld, das Hölderlin als Gehalt bekam, ließ sich von Sinclair von seinem eigenen Gehalt abziehen. Er hatte Hölderlin die Summe schon nach Bordeaux hin angeboten. Der Landgraf war arm – gemessen an anderen fürstlichen Häusern oder etwa den Einkünften von Städten und Reichsstädten.

Einmal, noch vor Bordeaux, 1799, hatte Hölderlin geplant, eine Zeitschrift zu gründen, was sich im selben Jahr noch als undurchführbar erwies. Er hatte gehofft, dabei jährlich 500 fl. zu verdienen (50 000 DM), wovon er meinte, doch leben zu können.

Friedrich Hölderlin verhungerte nicht. Er war in Nürtingen der kranke Sohn seiner besorgten Mutter und in Homburg unterstützte ihn von Sinclair. Er hatte Freunde. Er wurde nur, wie die Umwelt meinte, ganz und gar wahnsinnig und zum Gespött der Homburger Bürger, die weder von Sinclair noch ihn leiden konnten, der in dieser Zeit in Homburg schrieb: „denn sinnlicher sind die Menschen. . . lichttrunken und der Tiergeist ruhet mit ihnen. . .“

Dann überlieferten sie ihn dem Irrentrakt der Tübinger Klinik, und von dort kam er zu Zimmer, dem Handwerker, der sich bereit erklärt hatte, ihn aufzunehmen, zu verpflegen, für ihn zu sorgen – wobei er nicht schlecht verdiente. Er war auch hier noch aufgehoben innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft: das Narren- und Strafhäusle gab es in Nürtingen unter der Kirche. Die arbeitsfähigen Irren hatten zusammen mit den Armen zu dieser Zeit in der Baumwollspinnerei zu arbeiten.

Dies ist der eine Teil der Beziehungen zwischen Hölderlin und dem Geld. Der andere Teil ist seine Klasse, die „Ehrbarkeit“ – wie sie in Württemberg heißt – und das Geld: der Hölderlins, der Gocks, der Witwe Hölderlin, die dann die Witwe Gock wird, das seiner Geschwister und sein eigenes; auch das Geld, das am Ende übrig bleibt; denn das Waisengericht zu Nürtingen bescheinigte nach dem Tode seiner Mutter, Frau Gock sei nicht nur nicht arm, sie sei eine reiche Frau gewesen. Hölderlins Ort in der Gesellschaft – was kam ihm zu, was besaß er wirklich und warum hat er es nicht einfach verbraucht?

Die Ehrbarkeit bezeichnete in Württemberg die bürgerliche Oberschicht, die Magister, Pfarrer, Theologen, Professoren und den Verwaltungsapparat stellte. Sie war verfilzt und verschwägert seit den Zeiten des „Armen Konrad“, als sie das Wahlrecht zum Landtag erhielt unter der Voraussetzung des Besitzes: „Um wilde Ufflöff“ zu verhindern. Man trennte damals Bürger von Habenichtsen, verbriefte dem einen Teil Rechte, um ein Bündnis aller zu verhindern. So greift denn auch in

der Folgezeit das Bürgertum in Württemberg im Streit mit den Herzögen jeweils auf die alten garantierten Rechte, die ihm der Herzog entwinden will, zurück und entwickelt von dort her sein progressiv-konstitutionelles Begehren – während sich von der anderen, besitzlosen Seite Berichte finden, daß der Pfarrer nicht mehr begrüßt, der Amtmann gar geduzt, die Mütze nicht gezogen worden sei und man (1795) gar gesagt habe, man wolle nach Paris schreiben, dort säßen liebe Freund und Brüder.

1797 endlich war der Herzog gezwungen, nach 27 Jahren Zusammenarbeit und auch massiven Streitigkeiten mit dem Engeren Landschaftlichen Ausschuß das Landtagsplenum zusammenzurufen, damit Geld-Schulden, Soldaten und die Kriegspolitik an der Seite Österreichs gegen Frankreich genehmigt würden. Eine Flut von Flugschriften, Reformvorschlägen, Streitschriften ging über das Land zu diesem Ereignis, auch fanden sich ungelenkte Pasquille, an Bäume geheftet, so gegenüber dem Haus des Staatsministers von Normann, die von Hunger sprachen und mit Mord drohten. Die Abgeordneten, gewählt von und aus den Magistraten, der Ehrbarkeit zugehörig also, traten zusammen, versehen mit den Instruktionen, die beschlossen waren von den Amtsversammlungen, in denen die Vertreter der Dörfer die Mehrheit besaßen. Der württembergische Landtagsabgeordnete unterlag dem imperativen Mandat: wollte er seine Instruktion nicht vertreten, wollte er anders abstimmen als aufgetragen, so hieß es nach Hause fahren, die Amtsversammlung unterrichten und um Änderung der Gewälte bitten. Erst Reformen – dann das Geld! So fing das erbitterte Ringen um eine Konstitution an, das Jahre dauern, zu Pressionen des Herzogs auf die Abgeordneten, zur Beschlagnahme der Landschaftskasse und zu offenem Aufruhr in Stuttgart führen sollte. Denn hinter den Abgeordneten standen die Gemeinden und schickten Erinnerungen des Inhalts: wir verlangen es von Euch, laßt Euch nicht einschüchtern, wir bleiben hart! Keine Soldaten für den Herzog und diesen sinnlosen Krieg, Rechte für uns: Aufhebung der Fron, das Bottenlaufen muß weg, der gemeine Wildschütz gehört abgeschafft, die Steuern gerecht verteilt, der Holzpreis gesenkt, die Leibeigenschaft muß verschwinden, die Schulen sollen notwendig reformiert, und die Kinder sollen Staatsbürgerkunde lernen – und wenn schon Soldaten, dann ein Volksheer, das Montur und Gewehr zu Hause im Schrank hat und kein Adeliger darf Offizier sein! Man hatte sehr konkrete Vorstellungen in Württemberg zwischen 1790 und 1810, und sie kamen nicht aus der Utopie. Nichts davon finden wir in den Briefen der Familie Hölderlin erwähnt, mit der Ausnahme eines Briefes Friedrichs an seine Freunde Neuffer und Stäudlin von 1793; auch seine Äußerungen bleiben fast immer im Ideellen.

Friedrich Hölderlins Familie stand im Dienste des Herzogs und der Kirche. Von Vaterseite her waren die Hölderlins zwei Generationen lang Verwalter von säkularisierten Klostergütern gewesen, studierte Juristen. Ein Urgroßvater war Prälat gewesen – also ebenfalls von der Zustimmung der Kirche und des Herzogs abhängig. Davor finden wir Bürgermeister und Schreiber in der Familie Hölderlin. Von Mutterseite her sehen wir den sozialen Aufstieg vom zugewanderten Bauern zum Pfarrer: der Großvater Heyn, der erste Pfarrer dieser Familie, heiratete in eine angesehene württembergische Theologenfamilie, die Sutors, hinein: vermögend, gebildet, reputierlich. Wieviel Anpassung und Ehrgeiz mochten dazu gehört haben? Und aus dem Fritz sollte etwas werden!

Im 18. Jahrhundert nahm die Konkurrenz unter den bürgerlichen Bildungsberufen in Württemberg zu: Bürgermeister und Amtspfleger bildeten in diesem Jahrhundert zunehmend das progressive Element in den Gemeinden, denn unausweichlich war für sie die Aufgabe und Verpflichtung, die Zahlungsunfähigkeit der Gemeinden sowie von Gemeindemitgliedern gegenüber dem Herzog zu begründen und damit den Landtagsausschüssen den Rücken zu stärken.

Die Schreiber hatten wenig Rechte – kein passives Wahlrecht zum Beispiel, waren aber mitunter nicht unvermögend, weil ihre amtlichen und nichtamtlichen Dienstleistungen unentbehrlich waren und, bei einem Gehalt von 150 bis 200 fl. per annum, außer mit Geld noch mit Küchengrüßen bedacht wurden: d. h. um vom Schreiber eine Bittschrift, eine Auskunft, eine Fürsprache hinsichtlich der Steuern, die Ausfertigung einer Urkunde oder dergleichen zu erhalten, zahlte man nicht nur mit Geld, sondern der Frau Gemeindeschreiberin brachte man an die Küchentür Körbe mit Butter und Schmalz, mit Eiern und Obst, Wein vom besten und Leinen. In Nürtingen hatte der Schreiber ein Jahresfixum von 200 fl. Um 1790 waren manche der Schreiber schon studierte Juristen, die kein Unterkommen gefunden hatten, und, da seit 1770 Informationspflicht vor jeder Amtsversammlung an die Dörfer bestand, wichtige Verbindungsmänner in der Politik. Flugschriften gab es zu dieser Zeit von Schreibern wie Bolley und Hofacker: klug, weitsichtig, demokratisch. Friedrich Hölderlins Bruder Carl Gock studierte nicht, wurde Schreiber und war am Ende Hofrat. Das war kein Einzelfall – zumal nicht für einen Konservativen!

Aus demselben Bürgertum kamen die Vögte: herzogliche Beamte, zu Hölderlins Zeit Oberamtsmänner genannt. Ein Amt, das die Bürgerlichen erst zu Beginn des Jahrhunderts für sich erobert hatten; zuvor waren die Vögte von Adel. Und seit 1764, seit sich die Streitigkeiten mit dem Herzog zuspitzten, der Staatsrechtler Moser auf dem Hohentwiel gefangen gehalten wurde auf Jahre, kämpften die Gemeinden gegen die – nun bürgerlichen – Vögte, die die Rechte der Gemeinden zu beschneiden suchten, den Vorsitz bei Gericht und Rat zur Einflußnahme mißbrauchten, die Steuern zwangseintrieben und die Exekutive auf höchst unbeliebte Weise handhabten. Obendrein galten die Oberamtsmänner für gewinnsüchtig, und auf jedem ruhte der Verdacht der Liebedienerei nach oben und der Unterschleife, des In-die-Tasche-Wirtschaftens, kurz des Betrugs am gemeinen Volk.

Feste, in denen die Familie zusammenkommt, in denen sie – auch – repräsentiert: Begräbnisse, Hochzeiten, Taufen. Paten werden ausgesucht und gebeten, das Dotengeld schon eingetragen fürs Erbe dereinst. Die Paten Friedrich Hölderlins waren: zwei Oberamtsmänner, ein Spezial (Probst), zwei Pfarrer und Frauen, deren Ehemänner gleiche Ämter bekleideten. So wurden auch die Paten von Friedrichs Schwester Johanna Christina ausgesucht: ein Oberamtmann, ein Spezial, ein Pfarrer und Frauen derselben Herkunft. Natürlich waren es überwiegend Verwandte, doch wählte man die „guten“ Verwandten aus für die Kinder. Die Paten seiner Schwester Heinrike, die sechs Wochen nach dem Tod des Vaters geboren wurde: drei Oberamtsmänner, ein Spezial, ein Pfarrer und wiederum Frauen aus dem gleichen behäbigen Genre. Eine gesetzte konservative Gesellschaft: drei Oberamtsmänner standen der Witwe bei.

Die mütterliche und väterliche Familie von Friedrich Hölderlin gehörte zum

konservativen Teil der Ehrbarkeit und stand auf der Seite des Herzogs, – wie ja auch die Wahl des Paten beim zweiten Kind seiner Schwester Heinrike, des Prälaten Cleß bezeichnend ist, auch wenn er der Vorgesetzte von Heinrichs Mann, des Professors Bräunlin war. Cleß war wegen seiner konservativ-starren Haltung und seiner Herzogsanhänglichkeit in der Landschaft schlicht verhaßt. Friedrich blieb 1797 der Tauffeier, obgleich selber Pate, fern. Das Kind, ein Sohn, am 22. 12. 1797 geboren, wurde auf seinen Namen Friedrich getauft und Fritz genannt.

Nach dem Tod seines Vaters (1772) heiratete Friedrichs Mutter 1774 wieder, einen Freund ihres ersten Mannes, Johann Christian Gock, der in Lauffen Schreiber gewesen war. Aber bei dem Hauskauf in Nürtingen, wohin die wiederverheiratete Mutter mit ihren Kindern zog, steht er schon als Kammerrat und Oberumgelter in der Urkunde; – der Kammerratstitel war gekauft worden mit Hilfe des Nürtinger Oberamtmanns Bilfinger, der zuvor Oberamtmann in Lauffen gewesen war. Als Oberumgelter trieb Gock in Nürtingen Zoll und Steuern ein. Sein Vater war Schulmeister – also arm. Der Bruder Johann Christian Gocks war Vikar. Keiner von diesen Verwandten erscheint als Pate beim ersten gemeinsamen Kind der Eheleute Gock in Nürtingen; erst beim dritten Kind, einem Mädchen, das mit 5 Jahren starb, wurde der Großvater dann endlich gebeten.

In Nürtingen wurde Gock Bürgermeister und verdiente – inzwischen Weinhändler wie der Oberamtmann Bilfinger – außer einigen Naturalleistungen und Sporteln in dieser Stellung 150 fl. im Jahr. Der Kammerratstitel war Gock nicht recht gewesen, wenn er auch sicher für seinen Weinhandel brauchbar war. Der Stiefvater starb, als Friedrich acht Jahre alt war, 1779. Juristischer Beistand der Mutter blieb der Oberamtmann Bilfinger, der 1796 starb, als Tutor für die Waisen zeichnete Gocks Nachfolger im Bürgermeisteramt. Der Onkel der hölderlinschen Kinder, der Oberamtmann Vollmar aus Markgröningen, Mann der Schwester des verstorbenen Vaters, taucht schon in einer Urkunde aus Lauffen als Tutor der Waisen auf und blieb es auch sicher weiterhin. Die berühmte Ausgabenliste der Mutter für den lieben Fritz beginnt mit den Ausgaben von 1776, wurde aber erst 1784 angelegt. Bis 1795 lebten sie in dem großen Hause, das Gock für die Familie in Nürtingen gekauft hatte, am Schloßgarten, in der Nachbarschaft Bilfingers zusammen mit der Großmutter Heyn. Das sieht alles wohlhabend und sorgenfrei aus für die beiden verwitweten Frauen, Mutter und Großmutter, mit drei kleinen Kindern, die ihren Weg machen sollten – denn so war es doch geplant.

Die Frage des Geldes, der bürgerlichen Ansprüche, die finanzielle Familiensituation haben von Anfang an den Lebensweg Friedrich Hölderlins bestimmt, praktisch in der Festlegung seiner Ausbildung wie auch psychisch; denn der moralische Druck einer solchen Klasse, die besitz- und erfolgsabhängig ist, auf ihre mißratenden oder auch nur widerspenstigen Kinder sollte nicht unterschätzt oder vergessen werden. Das Familienvermögen läßt sich ermitteln – bei einer nicht ganz unkomplizierten Aktenlage freilich. Der Lauffener Klosterhofmeister Hölderlin war recht wohlhabend gewesen und seine Braut, Friedrichs Mutter, hatte an „Geld und gutem Gold und Silbersorten“ 1 500 fl. – umgerechnet heute 150 000 DM – mit in die Ehe gebracht und etwa in derselben Höhe Schmuck (78 fl.), Kleider (203 fl.), Bett- und Tischzeug, Geschirr usw. als Aussteuer dazu.

Aus diesen kultur- und sozialgeschichtlich interessanten Quellen kann hier nur ein Überblick gegeben werden. Erstaunlich der Besitz an Schmuck und Kleidern auch

beim Ehemann: silberne Schuhschnallen, silberne Uhr, goldene Tabatiere, mehrere goldene Ringe mit Diamant, Degen, Hirschfänger mit Silber beschlagen und anderes mehr; – allein sieben Röcke (Überröcke) besaß der Herr Hölderlin, mal mit Silberknöpfen, mal mit Silberschlaufen, mal mit Tressen und einen grünen mit Fuchspelz verbrämt. Wenn wir in der Ausgabenliste der Mutter die Ausstaffierung Friedrichs zum Hauslehrer bei von Kalbs damit vergleichen und meinen, sie sei recht großzügig gewesen, so erscheint sie neben der Inventar-Liste seines Vaters keineswegs übertrieben. Friedrichs Vater besaß mehrere Weinberge, Äcker, Gras- und Baumgärten (also Obstwiesen), aber wenig Vieh. Der Weinbestand in seinem Keller war beträchtlich und zog sich, in der Lagerung, über einen Zeitraum von 10 Jahren hin – er hatte die Mittel, den Wein reifen zu lassen. Das Haus hatte offensichtlich eine eingerichtete Stube und vier oder fünf eingerichtete, also möblierte Schlafkammern. Festliegendes Geld hatte er in Kapitalbriefen bei der Landschaft und beim Kirchenrat angelegt zu einem Zinsfuß von 4,5 und 5 %.

1766 hatte der Vater, Friedrich Hölderlin, Johanna Christiana Heyn geheiratet, 1771 hinterließ er sie als Witwe. Er war nur 36 Jahre alt geworden. Da die Witwe Hölderlin sich 1774 wiederverheiraten wollte, und drei kleine Kinder aus erster Ehe vorhanden waren, wurde im Frühjahr 1774 von ihr eine sogenannte Eventualteilung beantragt, die auf eine Feststellung des Familienvermögens zur Sicherung des Erbes der Kinder hinauslief. Da eine Erbauseinandersetzung nicht zustande kam, haben wir es hinfort mit einer Erbgemeinschaft der Mutter mit ihren Kindern zu tun, bei der die Mutter – sei es mit Hilfe des neuen Ehemannes, sei es später mit Hilfe eines sogenannten Kriegsvogtes für sich und eines Tutors für die Kinder – das Gesamtvermögen verwaltete. Diese Verwaltung hat sie bis zu ihrem Tode innegehabt, ohne Widerspruch, der z. B. von ihrem Sohn Friedrich möglich gewesen wäre, allerdings wurde Heinrike eine gehörige Mitgift bei ihrer Verheiratung ausgezahlt. Folgerichtig kam es zu einer Aufteilung der Erbmasse – auch der von 1771 – erst 1829 nach dem Entscheid des Waisengerichts über die Hinterlassenschaft der Witwe Gockin. Folgerichtig ist weiterhin Friedrich Hölderlin sein Erbteil nie wirklich ausbezahlt worden, so wie es bei der Eventualteilung festgelegt wurde: seine Mutter hat behauptet, er habe es aufgebraucht.

Inventur und Eventualteilung zu Lauffen im Mai 1774 ergaben: Gesamterbmasse fast 11 000 fl. – nach heutigen Maßstäben wohl schlicht eine Million. Davon entfielen auf Liegenschaften: 2 166 fl., verbrieftes Geld (Gülten): 3 511 fl., Fahrnuß: (Mobilien): 4 759 fl., Activa (bar): 266 fl.

Frau Hölderlin verkaufte noch vor ihrer Übersiedlung nach Nürtingen so viel als möglich, bei der Fahrnuß mit Verlusten, von denen sie später in ihrem Testament klagt. Besonders Wein und Fässer seien bei dieser ersten Inventur „sehr hoch angeschlagen worden, weil die Pfleger und Verwandten meiner l. Kinder wünschten, daß ihr Vermögen vergrößert würden, so daß bey dem Verkauf weit weniger gelöst wurde.“ Das war nicht ganz so. Denn bei dieser Eventualteilung war ein Verlust an Activvermögen zu Tage gekommen, der Frau Hölderlin gekränkt hat. Bei der Veranschlagung des Vermögens des Verstorbenen vor seiner Verheiratung zog man den ehemaligen Scribenten von Lauffen, Mayer, hinzu und befragte ihn, ob er Kenntnis habe von des Verstorbenen Besitz an barem Geld, Frucht und Wein zum Zeitpunkt der Heirat – und dieser bezifferte alles zusammen auf 1 000 fl. „und dieß um so mehr als er das Geld gesehen habe.“ Hölderlin habe indessen davon ca.

270 fl. an Schulden vor seiner Hochzeit bezahlt. Die Witwe wiederum erklärte, sie wisse schon, daß ihr Mann Geld und auch etwas von Früchten und Wein beigebracht habe, aber daß es so viel, als hier angegeben, gewesen sein könne, das glaube sie nicht. Ein Nachweis über den Verbleib des Geldes war nicht zu finden. Worauf ein Vergleich beschlossen wurde, der einen Verlust von 500 fl. feststellte. Dieser Negativposten ging aber nach den Landesgesetzen zur Hälfte von ihrem eigenen eingebrachten Vermögen ab und zur anderen Hälfte von der Gesamterbmasse, in die sie sich mit ihren drei Kindern zu gleichen Teilen bescheiden mußte. – Ohne das Eingebachte der Witwe betrug das Erbe 1774 rund 8 670 fl. Jedes der drei Kinder hatte damals schon einen Erbanspruch auf 2 300 fl. (abgerundet). Frau Hölderlin besaß vor ihrer Wiederverheiratung rund 4 000 fl. Doch die Akte von 1774 enthält noch eine Schlußbestimmung: da die Witwe ihr Domicil zu verändern gedächte, sie also bestrebt sein würde, Güter in Lauffen zu versilbern, sollten die Tutoren und das Waisengericht darauf achten, daß die Summe aus dem Verkauf wiederum angelegt würde in Schuldverschreibungen bei der Landschaftscasse als verbriefte Gülden. Tatsächlich verkaufte Frau Hölderlin noch im Herbst vor ihrer Wiederverheiratung um 1 737 fl. Liegenschaften – aber daß sie davon den Anteil für ihre Kinder wie vorgeschrieben anlegte, das wiederum glauben wir nicht. Denn ihr Ehemann, Johann Christoph Gock, war zwar als Teilhaber in die Weinhandlung des Oberamtmanns Bilfinger eingestiegen und auf dem Wege, auch andere einträgliche und ehrenvolle Ämter in Nürtingen zu bekleiden, doch bei seiner Eheschließung besaß er, gemessen an Hölderlinschen Verhältnissen, nicht viel. Er ließ zwei Tage nach der Trauung, am 12. Oktober 1774, eine Inventur seines Vermögens vornehmen. Danach besaß er: 626 fl. in barem Geld, dem aber eine Liste von ihm für den Ehestand zuvor Bezahltem gegenüber steht von 501 fl. (Möbel, Möbeltransport unter anderem). Rest für den Augenblick also: 125 fl. Auch sein Kleidervorrat war sehr viel bescheidener als der des verstorbenen Hölderlin, obwohl auch Gock für 174 fl. an Silber- und Goldschmuck besaß und eine weniger fromm als literarisch und juristisch ausgesuchte Bibliothek, nebst mehreren Landwirtschaftsbüchern und Dick's Gartenkunst in 2 Teilen, auch standen dort Gullivers Reisen neben dem griechischen Testament. Und er besaß ein Klavier. Das gab es bei Hölderlins in Lauffen nicht. Hinzu kam Wein im Wert von rund 214 fl. Um 383 fl. hatte er verliehen, das meiste davon an seinen Bruder, den Vikar. Alles in allem kam sein Besitz auf 1 655 fl. – wovon fast ein Drittel für die Hochzeit ausgegeben war.

In diesem Inventar des Johann Christoph Gock taucht nun das Haus, in dem Friedrich Hölderlin mit seinen Geschwistern aufwuchs, der „Schwizerhof“ in Nürtingen, nicht auf, obwohl er vom Kammerrat und Oberumgelter Gock „mit Häusern und Gebäu“ schon am 30. Juni 1774 vom Nürtinger Spital zu 4 500 fl. gekauft worden war, davon zu Martini 1774 (also nach der Hochzeit!) 600 fl. in bar bezahlt werden sollten, auf Georgi 1775 weitere 600 fl., danach alle Jahre 100 fl. mit Zins (5 %) bis die Endsumme – 3 200 fl. – abgetragen wäre: spätestens also 1807. Also hatte Gock den Hauskauf abgeschlossen im Hinblick auf das zu erwartende Vermögen seiner zukünftigen Frau. In ihrem Testament erklärt Frau Gock denn auch, was alles von ihrem Vermögen, besonders zu diesem Zeitpunkt der zweiten Heirat, abgegangen sei: (1) Die Hochzeit und die Kosten des „Aufzugs“; (2) „sehr beträchtliche Kosten“ für die durch Bilfinger besorgte Regierungsgenehmigung für

die Übernahme der „Kellers Geschäfte“ durch Gock „u der case mit Tax u dergleichen“ – d. h. Gock übernahm Unterfunktionen des Vogtes: Verwalter der herrschaftlichen Fruchtkästen, in denen die Naturalsteuern angesammelt wurden, und die Zollerhebung, die ebenfalls herrschaftliches Monopol war. Da diese Ämter einträglich waren, kam man nur über gehörige Bestechungsgelder an sie heran, (3) Gock wurde weiterhin Cameralverwalter – auch dafür hatte sie gezahlt aus dem Ihrigen, wie (4) für den „Camerrathstitel“, den er in der Kaufurkunde des Hauses doch schon vor seiner Ehe führte und „welchen HE Hoffrath Bilfinger ohne Wissen und Willen meines l. S. Mannes besorgte“, (5) und dann später wieder die „Kosten bey erhaltung des Burgermeister Amts, und des Hauptzolls. Welcher Amter mein l. S. Man nur ganz kurz genosen da wir leider nur 4 1/2 Jahr in der Ehe lebten u. die Besoldung von diesen Amtern bey einer redlichen gewissenhaften Verwaltung wie es mein l. S. Man verwaltete nicht so groß war etwas dabey zuruckzulegen“. (6) als nächstes führt sie in ihrem Testament den Hauskauf auf und setzt hinzu, daß sie für 500 fl. Reparaturen vor dem Einzug bezahlt habe.

In den ersten Jahren ihrer Ehe investierte Gock eine Menge Geld in sein Weingeschäft und hatte Verluste, da die folgenden Jahrgänge besser gediehen. Noch nach seinem Tod verkaufte sie davon. Zum zweiten Mal hatte sie Verlust an der Fahrnis, an den Fässern, von denen Gock neue und besonders teure gekauft hatte, als sie die ohne Gegenleistung bei dem späteren Verkauf des Hauses mit drein geben mußte. Schließlich kaufte Gock 1774 Äcker, 1775 im Sommer um 1 200 fl. den Gras-Baum- und Küchengarten und 1779, sechs Wochen vor seinem Tod, weitere Äcker bei Nürtingen. Eigentlich findet man wenig über diesen Mann in der Literatur über Hölderlin und wenig freundliche Worte außer denen seines Stiefsohnes – dagegen viel Erhebendes über die Mutter. Vielleicht lag Gock die ganze gewinnsüchtig-reputierliche Gesellschaft gar nicht so sehr. Seine Bibliothek enthält gute und grundlegende Bücher über die Landwirtschaft. Er kaufte Land und ein Haus, das für Weinbau und Landwirtschaft weit geeigneter war als für eine repräsentative Existenz. Vielleicht wäre er ein guter Bürgermeister geworden: jemand, der die Armut noch selber kannte – sein Vater hinterließ 34 fl. Und bekam Friedrich Klavierunterricht, da sein Stiefvater es zu „schlagen“ verstand und es nun einmal da war? Gellert, Wieland, Kleist und Gullivers Reisen standen für ihn im Schrank.

Da nun, so die Witwe Gockin weiter in ihrem Testament, „die Kosten sehr beträchtlich (waren), die mein l. S Mann hatte u. da er von sein Vatter nicht unterstützt werden konnte, von mein Vermögen gieng“, hatte sie selber in Lauffen verkauft, was sich verkaufen ließ an Liegenschaften und Mobilien, und von ihrer Mutter noch 500 fl. dazu bekommen. Also bestritt sie die Unkosten und umging die Vorschrift, das Geld für die Kinder bei der Landschaftskasse anzulegen. Wenn wir es in etwa überschlagen, so hat sie bis 1774 mindestens 2 000 fl. in die neue Ehe investiert. Bei der zweiten Heirat gingen Politik, Geldgeschäfte und Gefühle durcheinander und miteinander. Es hätte ja auch alles gut gehen können, hätte nur der liebenswert erscheinende, in Geschäften erfolglose Johann Christian Gock länger gelebt.

Verantwortlich für die Erhaltung des Vermögens der Hölderlinschen Kinder waren, außer der Mutter, die Rechtsbeistände, die bei der Eventualteilung zu Lauffen vor der Hochzeit unterschrieben hatten:

1. Für die Witwe als „hierzu erbetten“ und festgesetzter Curator Hofrat und Oberamtmann Bilfinger aus Nürtingen, der dem zukünftigen zweiten Mann Stellung und Titel verschafft und ihn in seine Weinhandelsgeschäfte mit einbezogen hatte.
2. Für die Hölderlinschen Kinder, 1774 waren es noch drei, erscheint als Tutor „honorarius“ Oberamtmann Vollmar aus Markgröningen, der Onkel, Schwestermann des verstorbenen Vaters.
3. Gerichtlich verordneter Tutor für die Kinder war der Physikus Jäger aus Nürtingen, dessen Ehefrau Tochter des Spezials Sutor aus Lauffen war, also eine Verwandte mütterlicherseits der Hölderlinschen Kinder.
4. Endlich war noch ein weiterer gerichtlich verordneter Tutor der Kinder für sie eingesetzt worden: der Amtspfleger Pfeilsticker zu Lauffen.

Ein bißchen ungewöhnlich sieht diese Häufung von Tutoren schon aus – indessen war das zu hütende Vermögen ja auch beträchtlich. Normal wäre es gewesen, den Onkel Vollmar zu beteiligen und die Sache mit den Amtspflegern von Lauffen und Nürtingen abzumachen. Doch zwischen Lauffen und Nürtingen herrschte ohnehin eine lebhaft Vetterleswirtschaft: Der Stadtschreiber in Nürtingen, verschwägert mit der Bilfinger-Sippe, kam aus Lauffen. Die Bilfingers hatten zwei Generationen lang in Nürtingen die Stadtschreiber gestellt, sich dann über Klosterhofmeistereien hochgedient beim Herzog und der Bilfinger der Urkunde der Eventualteilung von 1774 war, wie schon erwähnt, zunächst in Lauffen Oberamtmann gewesen, eher er es in Nürtingen wurde. Der Nürtinger Bürgermeister hieß wiederum Bilfinger – ein Vetter. Nun zog man Gock nach, verschaffte ihm ein Haus, das der Nürtinger Spital gerne verkaufte, war es doch vom Spital als eingezogenes Pfand für die Veruntreuungen des vorherigen Besitzers, des durchgebrannten Spitalmeisters Ziegler, sozusagen zwangserworben. Bilfinger, der Oberamtmann und Nutznießer des herrschaftlichen Schloßgartens, benötigte den Hof des Gockschen Anwesens zur Durchfahrt von Futter und Dung, was ihm auch bis zu seinem Tod vertraglich zugesichert wurde. Vor ihrer zweiten Heirat war Frau Hölderlin eine reiche Witwe mit drei kleinen Kindern, die, da die Großväter gestorben und weder Vater- noch Mutterbrüder vorhanden waren, Vormünder brauchten. Bilfinger war mit dem verstorbenen Hölderlin befreundet gewesen, nun auch mit Gock, der ja in Lauffen Schreiber gewesen war. Bilfingers Plan war es offensichtlich auch gewesen, Gock zum Bürgermeister avancieren zu lassen. Als herzoglichem Beamten und Steuereintreiber mußte ihm an einem willfähigen Bürgermeister gelegen sein. Also lieb er seinen Beistand. Hatte er die Ehe arrangiert? Gock bekam den Titel, eine reiche Frau und damit die Voraussetzung zur Wählbarkeit. Und wenn die Wahl zum Bürgermeister in Nürtingen, wo er nur 150 fl. p. a. bekam, Kosten verursacht hat, so können das nur Bestechungsgelder gewesen sein, um die Wahl zu sichern. Gock wurde wohlhabend, zog eine Fülle von Ämtern auf sich und hatte seinen Teil des sozialen Aufstiegs vollzogen, dazu eine anmutige gleichaltrige Frau gewonnen. Sie war dann in Nürtingen eine angesehene Frau, ihre Kinder hatten einen Vater und sie ihren I. Mann, und sicher hat sie sich auf eine erfreuliche Zukunft eingerichtet. Der Tod Johann Christoph Gocks im März 1779 war für sie in jeder Hinsicht eine Katastrophe. Sie stand wieder als Witwe mit drei Kindern da, wovon das jüngste, Carl, noch sehr klein war. Sie hatte in acht Jahren vier Kinder und zwei Ehemänner begraben – und diesmal waren die Vermögensverluste bedeutend. Ja, es mußten noch posthum für Gock 400 fl. gezahlt werden, um einer Klage wegen

falsch angelegter Mündelgelder aus dem Wege zu gehen, da er in seiner Eigenschaft als Bürgermeister eine Vormundschaft übernommen hatte. Wenn sie 1812 in einem Zusatz zum Testament bemerkt, man werde doch im Ernst nicht annehmen wollen, daß ihr gesamtes Vermögen durch Verluste aufgezehrt worden sei, so scheint eben dies, ihr persönliches Vermögen betreffend, durchaus wahrscheinlich – eher sicher. Eine Inventur, so schreibt sie, wurde nach dem Tod von Gock nicht gemacht, da sie sonst „ohne Schuld“ in den Ruf „übler Haushälter“ gekommen wären. In der Zeit nach Gocks Tod vertrat ihre Rechte zunächst Bilfinger; Tutor der Kinder in Nürtingen wurde Gocks Nachfolger, Bürgermeister Rümelin.

Es sagte niemand etwas. Sie behielt das große Haus und die Äcker, auch den Gras- und Küchengarten, der, als er verkauft wird später, nur noch ein Gras- und Baumgarten ist: was nur heißen kann, daß sie den Küchengarten einfach verkommen ließ. Pachtverträge über die Äcker haben sich bisher nicht finden lassen. Aus einem Brief Friedrichs wissen wir, daß sie noch Tagelöhner beschäftigte. Eine verminderte Wirtschaft lief also noch in ihrem Haus; auch mußte sie die Weinhandelsgeschäfte ihres Mannes, unter Verlust, zu Ende abwickeln. In der kurzen Ehe waren Grundstücke für mehr als 2 000 fl. erworben worden, etwa die gleiche Summe in das Haus investiert, bedeutende Bestechungsgelder bezahlt, es war in den Weinhandel investiert worden, und 400 fl. mußten sofort zurückgezahlt werden. Damit war ihr eigenes Vermögen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgegeben – eher mehr! Dagegen war das Vermögen der beiden hölderlinschen Kinder – zumindest de jure – inzwischen gewachsen, da 1775 die zweitgeborene kleine Schwester Johanna Christiana Friederike starb und ihr Erbanteil zu je $\frac{1}{3}$ an Friedrich und Heinrike fiel. 1777 starb auch die Tante von Lohenschield, geb. Elisabeth Hölderlin und vererbte ihr Vermögen hälftig an ihre Schwester Friederike Juliane, verheiratete Vollmar in Markgröningen, und an die beiden Hölderlin-Kinder in Nürtingen. Damit betrug der Anspruch am Gesamtvermögen der Familie von Friedrich und Heinrike jeweils rund 4 300 fl. Wenn dieses Geld so angelegt war, wie es die Eventualteilung verlangt hatte, erwarteten sie zusammen, bei dem üblichen Zinsfuß von 5 %, jährlich 430 fl. Zinsen, d. h. umgerechnet wären es heute bis zu 45 000 DM im Jahr. Davon konnten sie alle gut leben.

Am 25. April 1780 schrieb Johann Friedrich Blum, Schreiber beim herzoglichen Oberamtmann Vollmar in Markgröningen in sein Tagebuch über Friedrich Hölderlins Mutter, die zu Besuch bei Vollmars war: „Sie ist eine schöne junge Witwe von ungefähr 26 bis 28 Jahren; voller Anmuth und scheint sehr vernünftig zu sein. Ihre Kinder, ein Knäblein von 11 und ein Mädlein von 8 Jahren sind sehr wohl erzogen.“ Er hatte sich verschätzt: Frau Gock war 32. Sie war 1780 keine reiche Witwe, persönlich hatte sie kein Vermögen mehr, hingegen zwei wohlhabende Kinder, von deren Revenuen sie mitlebte, und ein Söhnchen aus zweiter Ehe. Und wenn man die Verfilzung von Besitz und Familienverbindungen in dieser Zeit in dieser Stadt – oder auch in Württemberg allgemein betrachtet, so war eine dritte Heirat für Frau Gock kaum noch zu bewerkstelligen. Alles Sicherheitsstreben mußte sich folgerichtig auf die Kinder verlegen: eine gute Heirat für Heinrike. Das gelang. Eine sichere Zukunft für Friedrich und damit Sicherheit für ihr Alter. Was aber für Carl, den Sohn von Gock?

Denn die Frage ist, ob er nicht auch Ansprüche hatte, zumal eine Inventur nach

dem Tod seines Vaters unterblieben war und man also hätte feststellen müssen, ob ihm nicht zumindest die Hälfte vom Heiratsgut des Vaters, dem Beigebrachten von Gock, 1 655 fl. abzüglich der 501 fl. oder der Hälfte von diesen Heiratsunkosten, also doch mindestens 600 fl. zugestanden hätten. 1787 unterschrieb Frau Gock gemeinsam mit ihrem Kriegsvogt, nun Spitalmeister Rooschütz, und unter Beihilfe des Bürgermeisters Bilfinger als Pfleger für Carl, also mit zwei Männern, die die Eventualteilung in Lauffen nicht unterschrieben hatten, eine Erbverzichtsurkunde zu Gunsten ihres Söhnleins Carl, das 10 ½ Jahre alt war und „es daher an dem seyn will, daß das ihm angefallene väterliche Vermögen untersucht und eventualiter berechnet werden“ sollte, weil man über Carls Zukunft und Ausbildung einen Entschluß fassen mußte: Lateinschule oder nicht? Konnte und sollte er später wie Friedrich studieren? Er wollte es sehr gern.

So entschloß sich die Witwe Gockin unter Hinweis darauf, daß in ihrem kurzen Ehestand nichts „acquiriert“, eher etwas eingebüßt worden, und „zur Abschneidung aller Weitläufigkeiten mit Begreifung eines spezifiquen Inventarii“ kurzerhand auf ihren Anteil am Erbe von Gock zu verzichten und ihn auf Carl zu übertragen, der damit einen (pro forma) Anspruch auf ein Erbe von maximal 1 655 fl. hatte. Aber ob etwas vorhanden war, wußte niemand, denn eine Inventur war mit dieser Schenkung unterlaufen worden. Carl kam auf die Realschule. Erst 1802, als ihre Mutter starb, erbte Frau Gock wieder 3 201 fl., kam sie wieder zu eigenem „Cappithal“. Über Carl aber heißt es in ihrem Testament:

„meine 2. te Bitte betrifft meinen jüngeren Sohn, welcher zu wiederholten malen mich bath, Ihn studieren zu lasen. u. da ich aus mancherlei Gründen es Ihm nicht verwilligen konnte. so versprach ich Ihm wan Er davon abstehen werde, als Schadloshaltung gegen seinen älteren Bruder von meinem Vermögen als Voraus 500 fl. zu geben. um Ihm zu überzeugen daß ich nicht ganz aus intrese Ihn suchte davon abzubringen. . .“

Demnach hat ihr Carl, dessen Erbitterung über seine Schreiber-Ausbildung wir durch Friedrich kennen, entweder Eigeninteressen am Vermögen ihrer Kinder oder finanzielles Interesse an der einseitigen Begünstigung von Friedrich vorgeworfen. Wenn sie ihm aus ihrem Vermögen 500 fl. versprach, so heißt das, daß von seinem Erbgut schlicht nichts da war. Wie anders sollten wir das Wort „Schadloshaltung gegen seinen älteren Bruder“, der doch unentwegt mit Geld ausgestattet wurde, sonst erklären, als daß Friedrich eben Vermögen besaß, Carl aber keins. Damit war der Erbverzicht aber das, was wir in ihm vermuten mußten: Camouflage, weil das Gock'sche Geld aufgebraucht, ihr eigenes ebenfalls verloren war und sie mit den Kindern von den Zinsen der beiden holderlinschen Erbteile lebte. Was sollte aus ihr werden, wenn diese beiden Kinder größer wurden?

Sie hatte nicht aus bürgerlich-ehrbarer Erziehung einen Horror vor dem „angreifen des Cappithals“ für und von Friedrich, sie hatte auch deshalb Angst davor, weil sie als Vermögensverwalterin der Erbgemeinschaft Hölderlin schon einmal in größerem Umfange fehlinvestiert hatte und nun von den restlichen Einkünften die gesamte Familie Hölderlin-Gock ernähren mußte, da sie weder ein drittes Mal heiratete noch den Weinhandel ihres Mannes fortführte. Daran und an den Äckern lag ihr nichts. Was wäre gewesen, wenn Friedrich Jura studiert und den Weinhandel – mit seinem Bruder gemeinsam? – übernommen hätte; wenn sie ihn dazu erzogen und dahin gelenkt hätte? Ein deutscher Dichter, dieser deutsche Dichter als

Weinhändler?

„Bis zu Schmerzen aber der Nase steigt
Citronengeruch auf und das Öl, aus der Provence,
und es haben diese Dankbarkeit

Und Natürlichkeit mir die Gascognischen Lande
Gegeben. Gezähmet aber, noch zu sehen, und genährt haben mich
Der Tafel gebraten Fleisch und braune Trauben.“

Die Zeiten waren schlecht damals, auch für den Weinhandel. Sicherer war letztlich ein Amt, zumal wenn der Herzog der Dienstherr war oder die Kirche. Dies ist der Hintergrund für die Abhängigkeit Friedrich Hölderlins, der gleichzeitig wohlhabend war und doch nur beschränkt über Geld verfügen konnte – eben nur so weit das Kapital nicht tangiert wurde. Er hätte es sonst seiner Mutter entziehen müssen, und die Frau Kammerrat Gock hätte ärmlich leben müssen. 500 fl. p. a. waren in dieser Zeit kein schlechtes Pfarrgehalt. Ein Professor an der Carls-Akademie bekam 1 000 fl. im Jahr. In Grenzen war Frau Gock ihrem ältesten Sohn gegenüber durchaus großzügig – aber sie zwang ihn, Theologie zu studieren, während ältere Vettern Juristen wurden –, denn hier, als Pfarrer, boten sich bei ermäßigten Ausbildungskosten gute Chancen für eine gesicherte, krisenfeste Zukunft – auch für ihr eigenes Alter.

1784 gab sie den Buben also aus dem Haus auf die nahegelegene Klosterschule nach Denkendorf. Und es mag auch eine Rolle gespielt haben, daß sie ihren Fritz hier noch nah wußte, er Ferien bekam – die Carls-Schule war weiter weg, in Stuttgart, und Ferien waren dort untersagt. Damals legte sie die berühmte Liste an: „Ausgaben for den L. Fritz welche aber wan er im Gehorsam Bleibt nicht sollen abgezogen werden.“ Auch für Carl gibt es eine Liste von ihrer Hand: „Ausgaben for den L. Carl wofon Ihme aber nichts angerechnet wird.“ Für Heinrike haben wir dann die ausführliche Aufstellung über erhaltenes Heiratsgut. Frau Gock kann Carls Liste frühestens 1790 angelegt haben, als er 14 Jahre alt war. Friedrich hatte Musik- und Lateinunterricht bekommen, die Lateinschule besucht, war nach Denkendorf gegeben worden, dann nach Maulbronn, um endlich mit dem Landstipendium das Stift in Tübingen zu beziehen und Theologie zu studieren. Carl bekam auch Privatunterricht (der nicht näher in der Liste erläutert wird), kam auf die Nürtinger Realschule, und vom 6. bis zum 14. Lebensjahr zahlte sie für seine Ausbildung 106 fl. – für Friedrich im gleichen Zeitraum, im gleichen Lebensalter nur geringfügig mehr. Die endgültige Entscheidung traf sie bei beiden in dem 14. Jahr: Friedrich ging auf die Klosterschule, Carl kam in die Schreiberlehre, wofür sie auf drei Jahre 155 fl. als Lehrgeld eintrug. Dann werden für Carl Jahr für Jahr durchschnittlich 50 bis 60 fl. für Kleider aufgeführt, 1797 dann die Kosten für das Schreiberexamen in Markgröningen, wo er inzwischen von Blum, der seine Cousine geheiratet hatte, ausgebildet wurde; dann erscheinen noch einmal größere Kleiderausgaben auf seiner Liste, als er von Markgröningen fortgeht, und endlich sehr bescheidene Heiratskosten, denn er heiratete eine nahezu mittellose Cousine. Der von ihm (im Testament) erwähnte Vorwurf gegenüber der Gockin, seine Mutter habe ihm aus Interesse, also Eigennutz oder Voreingenommenheit, kein Studium erlaubt, dürfte sich auf die Zeit um 1790 beziehen – von den versprochenen 500 fl. von ihrem „Aigenen“ hat sie ihm 100 gegeben, nicht angeschrieben, und ihm 400 fl.

testamentarisch vorab vermacht. Da sie seine Unkosten auf 965 fl. 1802 zusammenrechnete – gerade als sie nun ihrerseits wieder geerbt und an Vermögen gekommen war – hat sie mit ihrem Geschenk nichts weiter getan, als die ihm überlassene vorgespiegelte väterliche Erbschaft ungefähr zu restituieren. Aus seiner Erbitterung geht aber hervor, wie auch aus dem nach ihrem Tod angestrenzten Prozeß, daß sie ihm nicht erklärt haben kann, wie die finanziellen Dinge standen. Friedrich hat es aber wahrscheinlich seit 1784 gewußt.

In der Liste für den L. Fritz finden wir die Bestechungsgelder für die Denkendorfer Schule, fein abgestuft: 11 fl. für den Schulleiter und 20 Groschen für den Torhüter. Was den schon von Magenau erhobenen Vorwurf der Korruption und der Heuchelei an dieser Schule bestätigt, an der auch „der größte Fehler“ durch „einen beschwerten Brief vom Vater des Verbrechers vergütet“ wurde. Im ganzen hat Friedrichs Mutter in Denkendorf für Privatunterricht und Bestechungsgelder alles in allem ungefähr 140 fl. ausgegeben, ihrem Sohn aber fast 100 fl. in kleinen Summen zum Privatverbrauch geschickt. Diese Linie setzt sich in Maulbronn fort, nachdem Friedrich Hölderlin für diese Schule die Verpflichtungserklärung hatte unterschreiben müssen, wobei sein gerichtlich confirmierter Vormund und seine Mutter samt deren Kriegsvogt gegenzeichnen mußten – so lautete die Bestimmung. Verpflichten mußte er sich, dem Fürsten zur Verfügung zu stehen „wohin dieser auch leihen oder zu verschicken befehlen werde, wenn zum Beispiel ein Kirchen- oder Schuldiener benötigt würde“; daß sein Endziel nur die Theologie sein könne und dürfe; daß er widrigenfalls alle Unkosten von Klosterschule und Stipendium später zurückzahlen habe, per annum für Kosten allein 60 fl. – was übrigens relativ wenig war, da die einfachen Kosten z. B. der Karlsschule schon bei 150 fl. lagen.

Von Maulbronn aus schreibt Friedrich an seine Mutter, nachdem er diesem allen zugestimmt hatte: „Meine Haare sind in der schönsten Ordnung. Ich hab jetzt auch wieder Rollen. Und warum? Ihnen zulieb!“ Das ist die Unterwerfung des Siebzehnjährigen. Auch ging er zum Peruquier für 24 Kreuzer auf der Reise nach Mannheim und Speyer, die die Mutter ihm gestiftet hatte.

Der Geldverbrauch in Maulbronn geht unter anderem auf Bücheranschaffungen zurück, aber wohl auch auf den Weinkonsum in der Klosterwirtschaft – Maulbronn hatte in dieser Hinsicht einen etwas ungewöhnlichen Ruf. Obwohl Friedrich das Stipendium hatte, d. h. nur für zusätzliche Privatausgaben und Reisegelder selbst aufkommen mußte, zahlte seine Mutter ihm weiterhin in kleinen Summen, die aber heute Hundert-Mark-Scheine wären, an Taschengeld und Unkosten an Kleidung u. a. mindestens 100 fl. pro Halbjahr.

Die jährlichen Ausgaben reichen im Durchschnitt, vor allem wenn man die Tübinger Grundausrüstung mit einbezieht, an die Zinsen aus seinem Vermögen heran. Auch im Stift hatte er mehr als die meisten. Sie zahlte ihm recht großzügig Reise- und Rittgelder, Bücher und Kleidung (auch das Holz zum Heizen der gemeinschaftlichen Arbeitsräume mußten die Stiftler selbst zahlen); mehrfach beglich sie nicht gerade kleine Rechnungen beim Lammwirt à Conto, wo Friedrich hatte anschreiben lassen. Die Stuttgarter Reisen, wo Fritz sich bei den Stäudlins so wohl fühlte, waren sicher in ihrem Sinne – denn die Stäudlins hingen über die Duttonhofers in Nürtingen mit den Spitzen der bürgerlichen Gesellschaft in Württemberg zusammen (so mit den Bardili); die Schweizerreise war eine der

üblichen Bildungsreisen für Wohlhabende.

Seine, wenn auch schwierige, so doch von den Eltern des Mädchens mit sichtlichem Wohlwollen geförderte Beziehung zu Elise Lebrecht, der Tochter des Universitätskanzlers, muß Frau Gock bestärkt haben, ihrem Sohn ein respektables Auftreten zu ermöglichen, sah sie doch seine Aufnahme in diese Universitätsgesellschaft gern und sicher auch als das, was es hätte sein können: als die Chance, in die gebildete, angesehene und wohlhabende oberste Clique des württembergischen Bürgertums aufgenommen zu werden. Und wenn man sich fragt, wo denn in Tübingen Friedrich Hölderlin die Herren von Seckendorf und von Sinclair hat kennenlernen können, bei der Verachtung, die freie Studierende gegenüber den sturen und lärmenden und trinkenden Stiftern hatten, bei den Schlägereien unter beiden Parteien, die Hegel auf der Seite der Stiffter lautstark kommandiert hat – so bei diesen Professoreinladungen: eine andere „Gesellschaft“ gab es in Tübingen nicht. Hier unter den Augen ihrer Lehrer, denen sie ihre Aufwartung machten, bildeten sich die revolutionär gesonnenen Gruppen. Wenn man auch hinzusetzen muß, daß Sinclair 1793, als er Hölderlin für eine Hofmeisterstelle empfiehlt, von Hölderlins politischer Meinung, die aus den Briefen an Neuffer, ja selbst an seine Mutter erkennbar wird, offensichtlich noch nichts wußte.

Die finanzielle Situation in Nürtingen hatte sich verändert, da Heinrike, die Schwester, 1792 heiratete und mit Heiratsgut versehen werden mußte – heiratete sie doch den Professor Bräunlin an der Klosterschule zu Blaubeuren. Frau Gock war bestrebt – ob von Bräunlin veranlaßt, wissen wir nicht –, Heinrike so auszusteuern, daß es einer weitgehenden Auszahlung ihres Erbteils nahekam. Allein an Aktivvermögen bekam sie 2 562 fl. mit – nach heutigem Geld gut und gerne eine Viertelmillion! –, davon bis auf 500 fl. alles in landwirtschaftlichen Schuldverschreibungen, also in sicheren Geldern, den Rest in zwei Summen: 400 fl. und 100 fl. waren an Privatschuldner verliehen und auch diese Schuldverschreibungen gingen an Heinrike. Dazu kam Fahrnis im Wert von 1 110 fl.: Kleinodien und sechsmal silbernes Besteck für 165 fl., Kleider und Weißzeug reichlich, darunter damastene Tischwäsche und einige Meter Brabanter Spitzen, nicht viel aber sehr teure Möbel, eingelegte Arbeiten darunter. Heinrike wurde früh Witwe und zog mit ihrer Mutter in Nürtingen zusammen, wie diese es zuvor mit ihrer Großmutter getan hatte. In gewissem Sinne war dann, ab 1800, alles wieder beieinander – aber wir erinnern uns, daß 1802 bei Carls Heirat einmal 11 und einmal 22 fl. als zu seiner Hochzeit gegeben von Frau Gock für ihn eingetragen wurden! Die restlichen Summen, die sie Heinrike „aus dem zu erwartenden Erbe“ dann bis 1824 noch gegeben hat, hat sie auf derselben Akte eigenhändig nachgetragen. Die Buchführung der Witwe Gock war, auch wenn sie sich ein paarmal verrechnet hat – der Waisenrichter von 1828 verbesserte es dann später – im ganzen sorgfältig, in einer runden, ungeübten und schnörkellosen Schrift zu Papier gebracht.

Die Hochzeit von Heinrike ging aber bei der Familie Gock-Hölderlin an die Substanz, das heißt, es müssen durch die Übereignung der Schuldverschreibungen Zinsen in bedeutender Höhe mit ausgefallen sein, schätzungsweise 200 fl. p. a., und folgerichtig verkaufte Frau Gock Land, von dem wir nicht wissen, ob sie es vorher verpachtet hatte. Heinrike hatte am 9. Oktober geheiratet. Frau Gock erzielte fast 20 % Gewinn bei diesen Verkäufen und einen Enderlös von 2 126 fl. Das Haus behielt sie weiterhin noch selber. Der Gras- und Baumgarten allein brachte

Verluste. Daß der Küchengarten als solcher nicht mehr vorhanden war, stellte eine Wertminderung dar – es ist auch möglich, daß seine Mauer zum Neckar hin durch Überschwemmungen beschädigt war – wir wissen das nicht genau, jedenfalls wogen die Gewinne bei den anderen Verkäufen die Verluste am Grasgarten auf. Bei der Landschaft aber legte Frau Gock das Geld nicht wieder an.

Sie machte es anders: in ihrem Capitalbuch finden wir nach Ortschaften und alphabetisch geordnet ihre Schuldner in 11 um Nürtingen herumliegenden Dörfern. Alles in allem umfaßt das Schuld- und Anschreibbuch der Gockin 170 Schuldner, grob gerechnet, denen sie zu 5 %, also zu einem normalen Zinssatz, Geld geliehen hatte in Summen, die zumeist zwischen 50 und 200 fl. lagen; die Summen von 100 fl. überwogen. Handwerker waren meist ihre Schuldner, aber auch Bauern, Weber und Weingärtner. Von den Zinsen lebte die Gockin und schickte sie ihrem Sohn Geld; denn es war sein Vermögen, das sie auslieh an die kleinen Leute, die noch so gerade eine Sicherheit zusammenbrachten in den zunehmend schlechten Zeiten – auch ob sie „gut“ waren, vermerkt ihr Schuldbuch. Leute, die Geld leihen mußten in einer Zeit, in der der Krieg mehrfach über das Land ging und der Herzog Druck ausübte, mit Soldaten Schulden eintreiben ließ, die die Landschaft ihm nicht genehmigt hatte, um in diesem Krieg eine Rolle spielen zu können, die ganz gewiß nicht im Sinne der von ihm Regierten lag. Es ist übrigens anzunehmen, daß Frau Gock auch das Geld, das sie 1802 von ihrer Mutter erbte, soweit es nicht schon festgelegt war, und Geld, das sie durch den Hausverkauf z. B. erhielt, auch in dieser Form auslieh. Unter der Rubrik Privatschuldscheine, die kleinere Kredite umfaßt, stehen auch Lehrer und Schultheißen. Pfandverschreibungen nahm sie ebenfalls vor. Sie hätte genausogut ein Kreditinstitut aufmachen können.

1793 hat Friedrich Hölderlin jedenfalls um die finanzielle Situation gewußt, und da er wieder einmal Schulden hatte, wie er seinem Bruder schreibt, der einmal wieder dies der lieben Mamma beibringen soll, und die liebe Mamma die Schulden von 157 fl. auch richtig bezahlt, schreibt er ihr, als er ihr im gleichen Brief klar gemacht hat, daß er nun doch nicht Pfarrer werden will: „Es ist keine Rede davon, daß sie auch nur einen Heller von ihrer Haushaltung für mich abberechnen sollen. Und auch von demjenigen, das ja auch eigentlich ganz in ihrer Disposition steht, werd ich verhältnismäßig sehr wenig brauchen, . . .“. Das war, kurz ehe er nach Waltershausen ging. Er wurde dann auch für die Hauslehrerstelle bei von Kalbs für 260 fl. wirklich nicht kleinlich ausstaffiert – schließlich sollte er dort eine gute Figur machen.

Ein Jahr später, als Friedrich Hölderlin diese Stelle verläßt, ist es schon etwas anders. Er hatte bis dahin, das hat das Waisengericht später nachgerechnet, nicht mehr verbraucht, als seine Kapitalien an Zinsen abwarfen. Das Reisegeld hat von Kalb ihm zurückerstattet, als er in Waltershausen angekommen war. Das Salär war so niedrig nicht – und doch schreibt er, kurz nach seinem Fortgang aus Waltershausen, er lebe sehr bescheiden, „esse des tags nur einmal ziemlich mittelmäßig und denke bei einem Krüge Bier an unseren Neckarwein“ (an Neuffer, Jan. 1795). Das ist verständlich, wenn wir uns vorstellen, daß er von seiner Mutter möglichst wenig annehmen und zunächst in Jena bleiben wollte. Wie hatte Schiller zu ihm gesagt: „Wir müssen sehen, daß Sie ihrer Mutter möglichst wenig zur Last fallen.“ So hoffte er, sich auch durch die Mitarbeit an Schillers Horen über Wasser halten zu können.

Schulden hatte er dennoch wieder, aus der Waltershausener Zeit „einen kleinen Posten in Meiningen“ – und Frau Gock schickte ihm 100 fl. Dies spricht eigentlich am deutlichsten für die durch Hölderlin verursachte Schwangerschaft der mit ihm zugleich entlassenen Hausdame der von Kalbs, Wilhelmine Kirms, die nach Meiningen zurückgegangen war, – denn es ist eigentlich schwer vorstellbar, wo Friedrich mit dem bei Kalbs verdienten Geld geblieben sein sollte. Man sollte wohl auch bedenken, daß eine Heirat mit Wilhelmine, Witwe des Hofrats und Theatermannes Kirms, die Hölderlin ganz offensichtlich sehr gemocht hat, nicht in Frage kam aus finanziellen Überlegungen. Wilhelmine hatte im August 1793 zuvor ihre 1/2 Erbschaft von ihrem verstorbenen Mann glücklich herausprozeßiert und besaß nun 1 738 Gulden – hätte Friedrich einfach sein Erbteil verlangt, so hätten sie davon leben können. Aber der Skandal, den sie in Jena verursacht hätten! Und das zu erwartende Geschrei der Frau Gock, die dann mittellos gewesen wäre und sicher auch dem Hohn der Nürtinger ausgesetzt – und die gerade in diesem Augenblick entschieden auf eine Heirat mit Elise Lebrecht drängte! Friedrich Hölderlin wollte immer noch hoch hinaus – was sicher richtig empfunden war –, wollte die eine nicht und die andere auch nicht, und seiner Mutter traute er sich nicht Geld zu entziehen. Eine Frau von Kalb konnte, mittellos geworden, Strickwaren verkaufen. Frau Gock verlieh Geld. Anfang 1795 befand sich Friedrich Hölderlin in einem sehr schwankenden Gemütszustand und in einer gewissen Unentschlossenheit. Er hoffte auf Geld durch Cotta, er schrieb, er wolle eine neue Hofmeisterstelle annehmen, wenn sie sehr gut sei, daß er ins Ausland führe, er aß sehr sparsam. Plötzlich, da er noch „ein paar Taler übrig“ hatte, machte er eine „kleine Lustreise“ – brauchte aber nun dringend neue Hosen. Er hatte entschlossen abgelehnt, sich für eine Pfarrei in Neckarshausen bei Nürtingen zu bewerben, und fast gleichzeitig lehnte er eine mögliche Heirat mit Elise Lebrecht ab. Mitten in diese schwankenden Versuche, sich zu befreien, brach der Jenaer Studentenaufstand aus, und Isaak von Sinclair, mit dem er zusammen wohnte, war einer der sogenannten Rädelsführer. Friedrich gab auf (nicht, wie man meint vor Schillers Vaterfigur), reiste nach Nürtingen zurück. Er machte einen Umweg über Heidelberg, besuchte Ebel, den radikalen Freund von Sinclairs, der ihm, Friedrich, im Herbst die Hofmeisterstelle bei den Gontards in Frankfurt vermittelte.

1795 weist die Liste der Frau Gock für Friedrich neben dem Geld für Jena zweimal Geld für kleinere Reisen und 125 fl. für Kleidung für Frankfurt, also für die neue Hauslehrerstelle, auf. Man kann da nichts beweisen, aber es ist, gemessen an anderer Leute Verbrauch, fast unwahrscheinlich, wieviel Kleider der L. Fritz verbraucht hat – oder hat er sie versetzt? vergessen? hängengelassen? verschenkt? 1795, als Friedrich nichts war, in ihren Augen, nichts Ordentliches werden wollte und die wirklich empfehlenswerte Verbindung ausgeschlagen hatte, 1795 verkaufte Frau Gock das große Haus in Nürtingen, das obendrein Ärger gebracht hatte. Man hatte den Hofgarten nebenan parzelliert, die Ausschachtungen für andre Bauten neben ihrem Haus hatten Schaden verursacht, an ihrem Haus waren Risse aufgetreten, für die sie vergeblich von der Gemeinde Schadenersatz forderte: sie konnte nicht übersehen, daß sie in Nürtingen unbeliebt war. Sie verkaufte mit Verlust für 4 700 fl. Gock hatte 4 500 gezahlt, und 500 hatte sie noch vor dem Einzug an Reparaturen hineingesteckt. Ihr Käufer bekam dann den Schadenersatz für die Mauern zum Schloßgarten hin. Sie verlieh das Geld und kaufte sich

wahrscheinlich zu diesem Zeitpunkt in die Versorgungskasse der Landschaft ein, die ihr später im Jahr 72 fl. auszahlte. Sie vertraute nicht mehr auf eine Zukunft für und mit Fritz. Sie muß eine ziemlich hohe Einlage gemacht haben bei dieser Höchstrente – es ist auch möglich, daß sie erst 1802, als sie von ihrer Mutter erbte, die Einlage gemacht hat. Bisher ist nur der Auszahlungsbeleg aufgefunden worden, ein Beleg von 1817/18.

Von nun ab wurde sie sparsamer mit Zuwendungen für ihren Sohn, den ältesten, den in ihren Augen so begabten – es muß für sie unbegreiflich gewesen sein. Die letzten offiziellen Angebote für Pfarrstellen kamen 1796 und 1797. Immer entzog er sich. 1799, als er wieder ohne Stellung war, mußte er sie wieder um Geld bitten, und sie zahlte ihm dann auch von 1799 bis 1802 zusammen fast 880 fl. Für den Zeitraum von 1796 bis 1802 (in Frankfurt hatte er selber genug verdient) heißt das, pro Jahr hatte er umgerechnet 125 fl. erhalten. Und am 14. Juni 1804 schrieb sie an Isaak von Sinclair, der Hölderlin nach Homburg geholt hatte: „Er ist kein Verschwender, aber er hat es auch auf alle meine Bitten und Vorstellungen nicht so weit gebracht, an Kleinigkeiten, die unterbleiben könnten zu spahren, an Zins aus seinem Vermögen, wo ihm aber von dem vielen was er schon gebraucht, nicht angerechnet werden dürfte, hat er jährlich 125 fl. einzunehmen. Ich kann ihm also ohne seine Geschwister zu schaden weiter nichts als 150 fl. jährlich geben, sein Erbgut müßte bei stärkerer Gabe angegriffen werden.“ Das war gelogen – sein Erbgut betrug mindestens 4 300 fl. und also an Zinsen 215 fl. p. a. Von Sinclair zahlte, wie bekannt, 200 fl. – das war das Bibliothekarsgehalt Hölderlins in Homburg. 125 bis 150 fl. konnte er aus Eigenem haben, hinzu kamen einige Einkünfte aus Dichtungen und Übersetzungen: im Ganzen konnten das wohl an die 500 fl. werden, die er – ziemlich hoch – als lebensnotwendig für sich anvisiert hatte. Auch von 350 fl. konnte er unverheiratet gut leben. Der Gymnasialdirektor in Homburg bekam 300 fl. p. a.

War es nur die Unordnung, die ihm seine Mutter vorwarf, die gegenüber Frau von Proeck (von Sinclairs Mutter) klagte, er ließe sich bestehlen, schlösse Geld nicht weg, passe auf seine Kleider garnicht auf . . . Trank er, rauchte er Opium? Möglich wäre es schon.

Als sie, Frau Gock, noch während von Sinclair zahlte und bevor Friedrich in die Autenriethsche Klinik kam, ein Gratual für ihren kranken Sohn beim Konsistorium beantragte – und dies auch bekam –, erklärte sie sein Vermögen für aufgebraucht: seine Ausgaben hatte sie mit 4 006 fl. zusammengerechnet. So belog sie auch das Konsistorium, denn über die Zinsen hinaus war sein Verbrauch nie gelangt.

Das Konsistorium erwirkte die Bewilligung von 150 fl. aus der herzoglichen Kasse: das Geld bekam Zimmer, der Pfleger von Hölderlin, der ihn aus der Klinik zu sich ins Haus genommen hatte: – das war, auch wenn er ihm im Anfang, wie er schreibt, ein paarmal mit der Faust habe kommen müssen, kein schlechter Verdienst für den Mann. Das Waisengericht sprach Hölderlin später aus dem nachgelassenen und geteilten Vermögen nach dem Tod der Mutter, wie zuvor, weitere 100 fl. p. a. zum Verbrauch zu – da hatte Zimmer dann 250 fl. Nicht wenig, auch wenn die Lebenshaltungskosten gestiegen waren.

Als Friedrich Hölderlin starb, brachten inzwischen seine Dichtungen Geld ein, weshalb sein Bruder ihm hatte etwas mehr Wein bewilligen lassen. Hölderlin hinterließ in Tübingen:

1 p. Hosen, 1 Schlafrock, 2 Westen, 1 Unterwams, 6 Hemden, 4 Halstücher, 6 Sacktücher, Strümpfe und 1 Paar Schuh. Sein Bett mit Ober- und Unterbett und weißem Strohsack, 4 Bettziechen, 4 Häuptlziechen, 2 Kissenziechen, 1 Leintuch, 4 Handtücher – ein Sopha und 2 Sessel, alles zusammen im Wert von 67 fl. Auch hinterließ Friedrich Hölderlin 12 958 fl. bei 59 Schuldnern, die er nach dem Tod seiner Mutter zugesprochen bekommen hatte aus ihrer ihm gehörenden, aber von ihr besessenen Hinterlassenschaft.

Wer schreibt von seinen Träumen?

Der Damnitz Verlag plant eine lesebuchartige Sammlung von Träumen, die sich mit der gesellschaftlichen und ökonomischen, kurz politischen Wirklichkeit der BRD im Übergang zu den achtziger Jahren befassen. Eingeladen zur Teilnahme sind alle, die in der politischen oder gewerkschaftlichen Arbeit stehen; alle, die die Entwicklung in unserem Land aufmerksam, kritisch, sorgenvoll – oder andererseits mit Genugtuung, wenn nicht Zufriedenheit – betrachten; alle, die schreiben oder sich, bei anderen Gelegenheiten, „normalerweise“ nicht zu schreiben trauen.

Auch wenn wir unsere Wirklichkeit mit gutem Recht als schlecht empfinden und beschreiben mögen – sie ist es dank verstärkter Repressionen in allen gesellschaftlichen Bereichen, dank Grundgesetzmanipulationen, Vorsorgegesetzen, Zensur und kaltem Medienkrieg, dank Massenarbeitslosigkeit und Berufsverboten –, erwarten wir nicht bloß „schlechte“ Träume. Neben Angstträumen mögen Wunschträume stehen und Träume vom aufrechten Gang. Neben Alpträumen komische Träume. Neben Träumen aus einem Streik Träume vom Lieben und von der Liebe. Neben Ohnmacht die Macht der Hoffnung.

Gedacht ist sowohl an spontan notierte Träume, nicht unbedingt mit dem Anspruch auf Literatur im engeren Sinne, wie auch an in literarische Form gebrachte, Gedicht oder Prosa. Die Veröffentlichung braucht nicht unter Angabe des Namens geschehen (dies bleibt dem Wunsch des Einsenders vorbehalten); wichtig wären allerdings Beruf, Alter und Geschlecht. Der einzelne Beitrag sollte nicht mehr als zehn Manuskriptseiten umfassen. Redaktionsschluß 31. 10. 1980.

Michael Hatry, Herausgeber

Liebe Leser,

der „kürbiskern“ hat sein Vertriebssystem ab dieser Ausgabe auf EDV umgestellt. Ihr Vorteil dabei ist, Sie bekommen jedes Heft um einige Tage früher als bisher. Wir haben aber auch eine Bitte an Sie. Es wäre nett, wenn Sie bei allen Anfragen, Reklamationen usw., die ihr Abonnement betreffen, Ihre Kunden-Nummer (das ist die siebenstellige Zahl, die Sie auf der aufgeklebten Anschrift links oben finden) mit angeben. Sie machen damit unsere Arbeit leichter und wir können schneller auf Ihre Wünsche reagieren. Vielen Dank!

Beilagenhinweis:

Einer Teilaufgabe dieses Heftes liegt ein Prospekt des Verlags „Ästhetik und Kommunikation“ bei.

Anmerkungen

ALBRECHT RICHARD, geb. 1945, lebt in Mannheim. Sozialwissenschaftler.
 BELLI GIOCONDA, geb. 1948 in Nicaragua. 1975 wegen Guerillatätigkeit zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach der Flucht bis zum Sturz Somozas im Exil in Costa Rica. Für ihren Gedichtband „Feuerlinie“, dem diese Gedichte entnommen sind, erhielt sie 1978 den Preis der Casa de las Americanas.
 BRENDER IRMELA, geb. 1935 in Mannheim. Gymnasium. Volontariat bei einer Zeitung. Journalistin. Neun Jahre lang Jugendbuchlektorin in einem Stuttgarter Verlag, seit 1970 freischaffende Buch- und Funkautorin. Übersetzerin. VS. P.E.N. Publikationen u. a.: „Streitbuch für Kinder“, 73; „Ja-Buch für Kinder“, 74; „Die Kinderfamilie“, 76; Übersetzungen u. a.: Tomothy Leary, „Politik der Ekstase“, 70; Thomas A. Harris, „Ich bin o. k., du bist o. k.“, 73; Ronald Lee, „Verdammter Zigeuner“, 78. Funkfeatures u. a.: „Wie prächtig ist die Stadt, die ihr zerstört“, 77 – s. kk 3/79. Dieses Jahr erscheint in der Reihe KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK „Stadtgesichter“ (aus New York und Warschau).
 CONTI LAURA, 58 Jahre alt. Amtsärztin für Schulkinder; schon als Studentin im Kampf gegen den Faschismus politisch tätig, heute Landtagsabgeordnete der KPI in der Lombardei, vor allem mit ökologischen Fragen beschäftigt. Nach der Seveso-Katastrophe hat C. L. in der Stadt als Ärztin und als Abgeordnete gearbeitet. Romane: Cecilia e le streghe; La condizione sperimentale; außerdem viele populärwissenschaftliche Bücher für Jugendliche.
 FRANK HANSI, geb. 1942. Studium der Theaterwissenschaft. Seit 14 Jahren bei der Gruppe „Floh de Cologne“, Schlagzeuger und Texter.
 GARDEIN UWE, geb. 1945 in Westberlin. Freier Autor. Drehbuchautor von „Goldener Sonntag“, SDR 1978; „Ein Tag mit dem Staat deiner Träume“, WDR 1979. Stückeschreiber von „Schlachthaus“, 1980 im theater k. München; „Adam“ wird aufgeführt beim Theaterfestival Mai/Juni in München. Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften.
 GEIFRIG WERNER, s. Reihe KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK. Band 17 „Warum wird so einer Kommunist“ und Band 37 „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“.
 HATRY MICHAEL, s. kk 4/79 und Reihe KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK. Band 17 „Warum wird so einer Kommunist“. In dieser Reihe erschien von ihm „Ein Mann – ein Wort“, Band 57.
 HEISE HANS-JÜRGEN, s. kk 4/79.
 HOFFMANN RAOUL, s. kk 3/79.
 JÄGER ELFIE, geb. 1954. studiert Germanistik und Romanistik in München. 77–78 Asta-Vorsitzende, 78–79 Senatssprecherin der Studenten an der Ludwig-Maximilians-Universität.
 KIBGIS ILSE, geb. 1928 in Gelsenkirchen-Horst. Mitglied des VS. Buchveröffentlichungen: „Wo Menschen wohnen“, 77; Beiträge in Anthologien, Literaturzeitschriften, Gewerkschaftszeitungen.
 KLOOS BARBARA MARIA, geb. 1958 in Darmstadt. Seit zwei Jahren Germanistikstudium in München. Mitherausgeberin der Literaturzeitschrift „federlese“; Veröffentlichungen in „Nebelhorn“ und „Höllenzei“.
 KOHRING FELICITAS, geb. 1939. Schauspielausbildung in Berlin und Stuttgart. Mit Unterbrechungen 10 Jahre Arbeit als Schauspielerin in München, Stuttgart, Münster und Detmold; Sozialarbeiter-Studium und Arbeit als Sozialarbeiterin, nebenher Studium der Soziologie an der Universität Bielefeld.
 MAASS HEIKE, geb. 1957 in Wilster, lebt in Wiesbaden und beginnt nach einem abgebrochenen Studium der Sozialpädagogik eine Kfz-Mechanikerlehre.
 MAIWALD PETER, s. kk 2/79 und Reihe KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK. Band 17 „Warum wird so einer Kommunist“ und Band 37 „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“. In dieser Reihe erschien von ihm Band 58 „Geschichten von Arbeiter B.“. In der Reihe Zeit-Gedichte Nr. 2/1976 „Antwort hierzulande“.
 MAYR GÜNTHER, geb. 1952. Journalist in München. Buchveröffentlichung: „Unter weißen Wilden“ (über Südafrika), Dortmund 1978. Arbeit z. Z. an einem Sachbuch über Rock'n Roll.
 MENZE FROTHEK, s. KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK. Band 37 „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“.
 OHLIG ADELHEID, geb. 1945, lebt als freie Journalistin in München.
 OOVEN HANS VAN, s. kk 3/79.
 PEUCKMANN HEINRICH, s. kk 1/79.
 STÖPLER ERIKA, geb. 1943 in Wetzlar. Schaufenstergestalterin. Zweiter Bildungsweg. Studium der Germanistik (Doktorarbeit über Romantik). Mitherausgeberin von „Basilikum“ (Texte von neun Frauen). Autorin: Prosa- und Lyrikveröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen.
 VOPELIUS-HOLTZENDORFF BARBARA, Dr. phil., aufgewachsen in Gladbeck (Ruhrgebiet), lebt seit 1968 in München. Studium der Geschichte, Religionssoziologie, Germanistik und Politik in Münster, Göttingen, Paris, Berlin. Wissenschaftliche Arbeit: Politische Aufstände und Verfassungsgeschichte (Edition des Nagolder Cahiers von 1797), seit zwei Jahren Hölderlin-Forschung und Übernahme der wissenschaftlichen Hölderlin-Biographie. Freischaffende Autorin „Schattenläufer“ (Gedichte 1979).
 WALBERT HELMUT, s. kk 1/78 und 3/78.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
 KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.
 Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf 1/5; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift Verlag: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.
 Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuss.
 Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32.– inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 27.–, Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.
 Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16
 ISSN 0023-5016

Comic: aus dem Alltag eines Studienreferendars Seite 20 Erfahrungen: Runter von der Spritze Seite 26 Enthüllung 3. Teil: Uns geben Studentendaten an Wirtschaft Seite 10

Studentenmagazin – Feb./März – 2–3/80 – 2.– DM

rote blätter

In diesem Heft:

Alvaro Cunhal
Hansjörg Martin
Heinar Kipphardt
Fritz Winter



Was ist los in Afghanistan?

rote-blätter-Abonnenten...

- erhalten Informationen über Kämpfe und Forderungen der Arbeiterbewegung aus erster Hand
- werden stets brandaktuell über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung informiert
- werden über neue interessante Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert.

rote blätter